

**ANASTASIA – EIN FRAUENSCHICKSAL
ALS SPIEGEL DER WELTKATASTROPHE.**

ERMITTLUNGEN ÜBER DIE JÜNGSTE TOCHTER
DES ZAREN NIKOLAUS II.

VON HARRIET VON RATHLEF-KEILMANN.

Mit achtunddreißig Abbildungen.

Herausgegeben von P. S. von Kugelgen in Verbindung mit
Großfürst Andreas von Rußland,
Herzog Georg von Leuchtenberg u. v. a. mehr.

Verlag Grethlein & Co. / Leipzig–Zürich

1928

Digitalisiert (pdf) in Verbindung mit der
aktualisierten Neuauflage (2019).

ISBN 978–3–945980–34-7

Die aktualisierte Neuauflage erschien 2019
im Verlag **Autonomie und Chaos Berlin**
unter dem neuen Titel:

Harriet v. Rathlef-Keilmann:

**ANASTASIA? – EINE UNBEKANNTE
KÄMPFT UM IHRE IDENTITÄT**

ISBN 978–3–945980–33-0

Beide Veröffentlichungen sind kostenfrei herunterladbar (pdf) bei
www.autonomie-und-chaos.berlin.

Sie sind beide dauerhaft als pdf
bei der Deutschen Nationalbibliothek (DNB) archiviert
und auch von dort abrufbar.



Wer ist sie?

ANASTASIA

EIN FRAUENSCHICKSAL
ALS SPIEGEL
DER WELTKATASTROPHE

*Ermittlungen über die jüngste
Tochter des Zaren Nikolaus II.*

von

HARRIET VON RATHLEF-KEILMANN

Mit achtunddreißig Abbildungen

GRETHLEIN & CO. / LEIPZIG-ZÜRICH

Herausgegeben von P. S. von Kugelgen
in Verbindung mit Großfürst Andreas von Rußland,
Herzog Georg von Leuchtenberg u. v. a. mehr

Alle Rechte vorbehalten
Nachdruck, auch auszugsweise, verboten
Copyright 1928 by Grethlein & Co., Leipzig
Printed in Germany

INHALT

WER IST SIE?	Seite
Einleitung des Herausgebers	I
Brief des Großfürsten Andreas von Rußland	12
Vorwort	16
LEBT ANASTASIA?	
Die Kranke	19
Brief des Polizeikommissars	20
Erster Eindruck	26
Im Marienkrankenhaus	27
Jekaterinburg—Berlin	30
Im Irrenhaus	34
Die Emigranten	37
Einfache Leute	39
Tante Irene	40
Personalien	41
Anerkennung	43
Darmstadt	45
Der dänische Gesandte	50
Wolkow	51
Swastika	55
Fieberphantasien	57
Gilliard	59
Mommsen-Sanatorium	61
Erinnerungen	63
Elternhaus	63
Erlebnisse	75
Aussprüche und Urteile	83
Die Katastrophe	92
Die Rettung	96
Identitätsfragen	101

	Seite
Wiederum Gilliard	102
Hoher Besuch	104
Schura	108
Schwindende Hoffnung	113
Verleumdungen und Unterstellungen	117
Über die Psyche der Kranken	131
SCHICKSALSWENDE	
Oberstdorf	139
Frau T. Melnik geb. Botkin	143
Oberstdorfer Eindrücke	150
Secon	154
Aus den Aufzeichnungen des Herzogs	156
Prof. Dr. Osty	162
Kostritzki	164
Miss Lavingtons Bericht	165
Aus dem Tagebuch des Fräulein Vera von Klemenz	168
Die Schanzkowsky-Sage	177
Gleb Botkin	190
Neue Heimat?	193
BESTÄTIGUNGEN UND GUTACHTEN	
Bestätigungen	200
Sokolows Untersuchung	201
Sibirische Zeugen	205
Aussagen von Rotgardisten	215
Die Fingernarbe	218
Drei Stellen aus dem Sokolowschen Buch	219
Recherchen in Rumänien	222
Stanislaw	230
Einreise nach Rumänien	233
Der Perlenbrief	234
Professor Dr. Bonhoeffer	236
Schreibfähigkeit	243
Prof. S. M. Rudneff	245

	Seite
Dr. med. Lothar Nobel	249
Dr. E. Osty	254
Dr. Saathoff	256
Dr. med. Th. Eitel	258
General Hoffmann	266

„DIE WIEDERERSTANDENE“

Nachwort des Herausgebers	269
-------------------------------------	-----

ABBILDUNGEN

Wer ist sie?	Titelbild
Die Kranke und die Autorin im Mommsen-Sanatorium	16
Großfürstin Anastasia in Zarskoje Selo	17
Im Marienkrankenhaus vor der schweren Erkrankung .	17
Großfürstin Anastasia auf einer Schärenfahrt	48
Im Mommsen-Sanatorium	49
Die Zarin und ihre Töchter	49
Die Kinder des Zaren im Exil	64
Dereinst im Schloß	64
Die Zarenfamilie in Odessa	65
Die Modell-Zigaretten spitze des Zaren	65
Großfürstin Tatjana	112
Die schwerkranke Unbekannte	112
Spiegel-Aufnahme der Kranken	113
Großfürstin Anastasia	113
Großfürstin Olga	128
Die Unbekannte nach Wolkows Besuch	128
Die Kranke in Lugano	128
Der Zar und Großfürstin Anastasia	128
Großfürstin Anastasia auf der „Standard“	129
Die Kranke in Oberstdorf	129
Die Unbekannte im Marienkrankenhaus	129

	Seite
Die Zarentöchter Olga, Tatjana, Maria, Anastasia . . .	129
Die Kranke in Seeon	144
Großfürstin Anastasia	145
Die Kranke in der Genesung.	145
Die Zarenkinder nach der Masernerkrankung: Olga, Anastasia, der Zarewitsch, Maria, Tatjana (Gegen- stück zur ‚Gartenaufnahme‘)	176
Die Unbekannte (Frau Tschaikowski)	177
Darstellung der ‚Nachtausgabe‘ der mit der Unbekannten angeblich identischen Landarbeiterin Schanzkowsky	177
Olga an Stelle von Anastasia	192
Großfürstin Olga	192
Vertrag über Entlohnung der Zeugin Wingender . . .	193
Aufnahme vom 15. August 1922 im Tiergarten (während des dreitägigen angeblichen Verschollenseins)	224
Der Zar als Kind	225
Aufschrift des sogenannten Bruders Tschaikowski auf der Photographie der Kranken vom 15. August 1922	225
Die Unbekannte in Amerika	240
Die Zarin-Mutter Maria Feodorowna	240
Die Hände der Unbekannten	241

WER IST SIE?

EINLEITUNG DES HERAUSGEBERS

Der Inhalt dieses Buches hat schon verschiedentlich in der deutschen Presse zur Erörterung gestanden, ist jedoch keineswegs erschöpft worden. Er betrifft ein in jedem Fall außerordentliches Menschenschicksal. Die Summe menschlicher Tragik Shakespearescher Gestalten und die grausame Romanik dunkler historischer Geschehnisse weht uns kühl an. Die blutjunge und doch sterbensmüde Frau, die sich am 17. Februar 1920 zu nächtlicher Stunde in das kalte Wasser stürzte, als Rettung am wenigsten möglich schien, die dann zwei Jahre Irrenhaft erlitt und schließlich nach langem physischem und moralischem Leidenswege, viel umstritten, als Gast der Prinzessin Xenia Georgijewna (Mrs. Leeds) in New York als deren Kusine, d. h. als Zarentochter Anastasia, ein Asyl gefunden zu haben scheint, ist und bleibt einstweilen — ‚die Unbekannte‘. Ob sie die Zarentochter ist, kann dieses Buch nicht mit juridischer Beweiskraft feststellen; nicht einmal, ob die Rettung einer der Zarentöchter wirklich erfolgt ist. Ebenso wenig freilich wird dieses Buch irgend zugestehen können, daß bisher der Beweis erbracht sei, daß sie es nicht sein könne, weil sie eine andere ist. Wieweit die Wahrscheinlichkeit für die Identität der Unbekannten mit der jüngsten Tochter des Zaren spricht — darüber sollen die Leser sich selbst ein Urteil bilden.

Wer die kranke Unbekannte nun aber auch sein mag — wir müssen uns, wenn wir uns ein Bild von diesem so gekennzeichneten Frauenschicksale machen wollen, in jene Leute hineinversetzen, die aus heiligster Überzeugung für die Identität

tität eintreten: hochstehende Verwandte des Zaren, ferner redliche Leute, die die jüngste Zarentochter gekannt haben, und alle, die sich ernsthaft mit ihr abgegeben haben.

Unsere Phantasie ist dann gezwungen, auf die einsame Höhe des imposantesten und reichsten Monarchenthrones hinaufzulangen. Wir müssen dessen Zusammenbruch, die Deportation der nach außen so stolz abgeschlossenen, nach innen so glücklich zusammengeschlossenen Zarenfamilie nach Sibirien miterleben, ihre moralische und physische Tortur und das Grauen ihrer Ermordung. Dann erstünde in schüchternen, kaum anzudeutenden Linien das Wunder der Errettung einer der Zarentöchter vor unserem geistigen Auge: die heimliche Entführung eines der hingeschlachteten Opfer aus der blutigen Tragödie von Jekaterinburg durch das weite Land voll Bürgerkrieg, Haß und Greuel. Ob man sich dabei vorzustellen hätte, daß die doppelt gemordete Zarentochter von ihren Rettern ‚Tschaikowski‘ (jedenfalls nur ein Deckname!) um der in den Kleidern vorausgesetzten Juwelen, vielleicht auch um der zu erwartenden Belohnung willen geraubt oder — wie beim russischen Soldaten wohl denkbar — aus Menschlichkeit gerettet worden sei, wäre nebensächlich.

Aber Welch ein übermenschliches Entsetzen über das jüngst Erlebte, welche Angst vor Entdeckung, welche Verzweiflung und jeder Art Qual müssen in der Unglücklichen mit zum Leben erwacht sein! Welch ein immerwährendes Zerbrechen am Unerträglichem! Welch ein krampfhaftes Ausschalten und Verdrängen alles Gewesenen, um mit der Angst, den Schmerzen, der Unwahrscheinlichkeit des Daseins, der Hilflosigkeit dieser Flucht — seelisch zermürbt und auch geistig zerschlagen — fertig zu werden!

Aber unserer Phantasie wird im Falle, daß die Anastasia-

Gläubigen recht haben, mehr und immer mehr an ungeheurer Schicksalsromantik zugemutet: Die völlige Widerstandsunfähigkeit des wunden jungen Mädchens wird unterwegs von einem ihrer Retter mißbraucht: sie gebiert, selbst fast noch ein Kind, natürlich unfähig, sich ihren Verwandten zu offenbaren, in tiefster Stille, bereits diesseits der russischen Grenze, in Rumänien, ein Kind. Ihr, der so gänzlich Lebensunerfahrenen, wird die Komödie einer Trauung in einer katholischen Kirche vorgespielt, und nachdem ihr Retter und angeblicher Mann einem Mordanschlag auf der Straße in Bukarest zum Opfer gefallen ist, wird sie von dessen Bruder, unter Zurücklassung des mit Entsetzen empfangenen und geborenen Sohnes, über die ‚grüne‘ Grenze nach Berlin gebracht, wo sie endlich an die Verwandten abgeliefert werden soll. Doch ihre moralische Kraft ist erschöpft. Vom Begleiter für kurze Zeit sich selbst überlassen, überwältigen sie Einsamkeit und Hilflosigkeit, Angst vor dem zugleich ersehnten und gefürchteten Wiedersehen mit den Verwandten und wohl auch die Scham. Sie sucht den sicheren Tod . . .

So weit geleiten uns die unbehilflichen, aus erkranktem Gedächtnisvermögen mit kranken Mitteln der Verständigung vorgebrachten Angaben der ‚Unbekannten‘. Sie werden durch mancherlei Feststellungen, Kombinationen und Mitteilungen Dritter ergänzt und wesentlich bestätigt. Sie werden für den Gutwilligen in den Bereich des Möglichen, ja sogar Wahrscheinlichen gerückt. Es bleibt vieles dem Glauben überlassen, doch wird der Unvoreingenommene keinen Grund finden, nicht zu glauben.

Hier setzt nun der greifbare und dokumentarisch nachweisbare Teil dieses anscheinend so außerordentlichen Lebens ein. Wir dürfen miterleben. Wir sehen nun schon an Hand

von Polizeiakten das zu Tode gehetzte junge Menschenwesen — gerettet! Die Frau, die in jener Nacht aus dem Wasser gezogen wurde, war bereits am Ende ihrer Widerstandskraft gewesen. Sie hatte nur den einen Wunsch gehabt, zu vergessen und vergessen zu werden: sie hat tatsächlich jahrelang nachher mit eiserner Energie jede Auskunft über sich verweigert, obwohl sie die tiefste verzweiflungsvollste Not eines Emigrantenschicksals, krank und verlassen, zu tragen hatte.

Es macht stutzen, daß die Unbekannte nach Jahren furchtbarer geselliger Einsamkeit in dem mit einigen Dutzend Irren besetzten Krankensaal nicht als angebliche Zarentochter Tatjana wiederersteht: Tatjana, die zweite Tochter des Zaren, war schon von den Mordtagen her als überlebend und gerettet bezeichnet worden. Nein, sie nennt sich die jüngste Zarentochter Anastasia, obwohl sie sogar von einer Mitpatientin, die zufällig über russische Dinge Bescheid wußte, als Tatjana angesprochen worden war.

Sie wird dann zum Spielball ehrgeiziger russischer Emigranten, die allerdings mit dem Zarenhause nie etwas zu tun gehabt hatten, sich aber wohl mancherlei von der Anteilnahme am Schicksal der aufgetauchten Zarentochter versprochen haben mögen. Damals wußte man noch nicht, daß der Zar sein Riesenvermögen zu Beginn des Krieges aus England zurückgezogen hatte. Es waren Leute, die nicht das Gewicht hatten, sich mit ihrer Überzeugung durchzusetzen. Sie wurden in ihren Hoffnungen enttäuscht, wurden irre an der Zweckmäßigkeit ihrer Opfer, ja selbst an ihrer Überzeugung, und enttäuschten jedenfalls ihrerseits die bereits an Knochentuberkulose erkrankte Unbekannte bitter.

Als charakteristisch für die Unbekannte wird immer wieder ihr ausgesprochenes und nie versagendes Gefühl für Etikette,

für Prestige sowie für Standesbewußtsein und Abstand angeführt. Es mag allerdings bitter sein, als ‚Kaiserliche Hoheit‘ anerkannt und tituliert, nicht aber entsprechend behandelt zu werden. Es mag bitter sein, als Objekt und immer wieder nur als Objekt zu gelten — sei es der Neugier, des Egoismus oder gar häßlicher und niedriger Absichten, sei es aber auch einer — gebotener Rücksicht und beanspruchten Respekts (wenn auch bloß aus Unkundigkeit) ermangelnden Fürsorge. Die Unbekannte, die ein überraschendes Feingefühl in dieser Hinsicht fortgesetzt offenbart und sich, in diesem gekränkt, auch von Leuten getrennt haben, die ihr Wohlwollen, ja hingebende Liebe geschenkt hatten. Sie ist hierbei dem Vorwurf der Undankbarkeit nicht aus dem Wege gegangen, auch wenn es sich um Leute handelte, die ihr genützt hatten, nützen wollten und in der Lage waren, es zu tun. Vom Standpunkt ihrer Gegner betrachtet, wäre ein derartiges Überwiegen von Motiven gekränkten Selbstbewußtseins über solche der Zweckmäßigkeit doch sehr befremdlich.

Zu jener Zeit freilich, als die Unbekannte in Berliner Emigrantenkreisen herumgereicht wurde, hat es sich anscheinend nicht nur um täppische Fürsorge gehandelt, sondern um Schlimmeres. Sie entfloh einmal und immer wieder. Endlich nahmensich der Kranken ganz fernstehende Leute an, vor allem Frau Harriet von Rathlef-Keilmann, die Autorin dieses Buches, mit dem Erfolge endlicher Erlösung aus äußerstem Martyrium. Von diesem Moment an geht es, wenn auch durch schwere Krankheitszeiten und durch einen gewiß nicht minder quälenden Kampf um ihre Anerkennung aufwärts. Sie selbst ist aber dauernd nicht Subjekt dieses Kampfes, sondern Objekt.

Die nächsten überlebenden Verwandten können sich nicht

entschließen zu sagen, daß sie es sei, da ihnen vom Schicksal zugemutet wird, die Unglückliche in so verunstaltetem und verunglimpftem Zustande an ihr Herz zu nehmen. Dynastische Hemmungen und Familienrücksichten von mancherlei Art scheinen in Verbindung mit erkaltetem Familiengefühl die Ursache dazu, daß man die Frage offen läßt — einfach offen läßt, selbst wenn der schwerkrank Darniederliegenden bei flüchtigem Besuch herzlichste Anteilnahme, ja Wiedersehensfreude gezeigt worden war. Doch von den wenigen nehmen nur die wenigsten und auch die nur oberflächlich Interesse. Die engste Familie des Zaren hatte sehr exklusiv gelebt, und die jüngste Tochter hatte an der Geselligkeit noch nicht teilgehabt. Personen aus dem Gefolge und der Bedienung ließen sich entweder aus Gründen unausrottbarer Hofdisziplin durch jene dynastischen Hemmungen mitbestimmen oder sie gingen gar mit förmlicher Erbitterung weit über Maß und Beispiel ihrer jetzigen Brotgeber hinaus. Wie leicht wandelt sich Ablehnung seitens der Herrschaften dank übereifriger Dienstbeflissenheit zu Verfolgung seitens der Diener . . .

Doch darf sich ihrer immerhin der Gesandte des dänischen Hofes — dank dessen unvoreingenommenen Verhaltens — über Jahr und Tag mit moralischer und materieller Hilfe annehmen, was er mit Güte und wärmster persönlicher Anteilnahme tut, bis der Herzog von Leuchtenberg sie auf seine Bitte zu sich nimmt. Die Tochter des mit der zarischen Familie zugleich ermordeten Leibarztes Dr. Botkin, Frau Tatjana Melnik, erkennt sodann in der Unbekannten vorbehaltlos die Großfürstin Anastasia, die sie von klein auf, besonders aber in Tobolsk, oft zu Gesicht bekommen hatte. Der deutsche General von Hoffmann, der sich viel mit russischen Dingen befaßt hat, gibt dem Herzog Georg von Leuchtenberg,

einem Urenkel des Zaren Nikolaus I., sein Wort als deutscher Offizier, daß die Unbekannte seiner Überzeugung nach die Großfürstin sei: er sei felsenfest davon überzeugt. Der Herzog, an dessen lauterer Gesinnung nie jemand gezweifelt hat, folgt dem Ruf seines gütigen Herzens und beherbergt sie auf seinem schönen Schloß Seeon in Oberbayern. Und trotz eines weitläufigen, wenn auch durchweg als hinfällig erkannten Beweisverfahrens in einem deutschen Boulevardblatt, das die Unbekannte als polnische Arbeiterin Schanzkowsky hinstellen will, findet sie gleichzeitig sehr ernst zu nehmende Fürsprecher endlich auch unter ihren Familienangehörigen. Der Großfürst Andreas von Rußland, ein leiblicher Vetter des Zaren, beschäftigt sich mit Wissen seiner Familie fortgesetzt mit der Geschichte der Kranken, legt eine umfassende Akte über sie an und kommt für seine Person auch wieder zum vollgültigen Ergebnis der Identität. Endlich nimmt sie ihre Kusine Prinzessin Xenia Georgijewna, Mrs. Leeds, ihre Altersgenossin, zu sich, wo sie unter ähnlich günstigen Lebensbedingungen wie im Elternhause in der Liebe einer ihr anscheinend wohlgesinnten Verwandten bis auf weiteres geborgen scheint.

Wer nun auch immer die Trägerin dieses außerordentlichen Schicksals sei, das hier so zusammengefaßt ist, wie es sich in den Köpfen jener teils maßgeblichen, teils durchaus ernstzunehmenden Personen malt, die sich für die Identität der Unbekannten mit der Großfürstin Anastasia einsetzen, — spiegelt sich nicht in diesem Schicksal die Weltkatastrophe mit all ihren Höhen und Tiefen, allen Greueln des Welt- sowie Bürgerkrieges und nicht zum wenigsten des grausamen Emigrantenloses, mitsamt der Not des ausgebluteten Europa und dem Trost des erntesatten entseelten Amerika?

Wenn wir dieses Buch in die Welt gehen lassen, damit es dieses Schicksal zur Erörterung stelle, und jenen folgen, die die Unbekannte für die Zarentochter halten, so muß man auch dann zugestehen, daß es sich zum Teil um juristisch noch nicht bewiesene Voraussetzungen handelt. Es fehlen doch die allernächsten Blutsverwandten als Zeugen. Jene, die bei der ungeheuren Abgeschlossenheit der engsten zarischen Familie mit dem Anspruch auf absolute Zuverlässigkeit für sie zeugen könnten, sind ermordet. Es fehlt die einwandfreie Möglichkeit der erforderlichen Recherche im abgeschlossenen, durchweg feindlichen Rußland, das jegliche Wahrheit dem Interesse der regierenden Oligarchie untergeordnet hat. Ebenso könnte in Rumänien, das so manche Wandlungen durchgemacht hat, nur mit dem Aufwande erheblicher Mittel nachgeforscht werden. Solche sind bisher von niemandem in genügendem Ausmaße zur Verfügung gestellt worden. Endlich ist es aber der Zustand der Kranken selbst, der die Führung eines zwingenden Beweises, wenigstens auf Grund von Indizien, die sich aus den Erinnerungen der Kranken ergäben, bis auf weiteres wissenschaftlich fraglich macht, wenn sich auch ihr Gedächtnis mit wachsendem Abstand und wachsender Gesundheit wiederherzustellen scheint. Alles, was auf den nachstehenden Blättern in dieser Richtung zutage kommt, ist zwar überraschend, ja überwältigend, doch haben wir es mit einer Patientin zu tun, von der die gesamten Zeugen, die sich eingehend mit ihr befaßt haben, berichten, sie habe ein überaus sprunghaftes Gedächtnisvermögen, leide an Gedankenflucht sowie an einer schweren Störung des Sprachzentrums und Sprechvermögens — kein Wunder, falls sie die vorausgesetzten Erlebnisse tatsächlich hinter sich haben sollte. Eine Reihe namhafter wissenschaftlicher Kapazitäten,

die die Patientin in Händen gehabt haben, bestätigen diesen Zustand, wie sie auch dessen Veranlassungen hierzu an den Narben der Kranken festgestellt zu haben angeben.

Frau Harriet von Rathlef-Keilmann, die sich in schwerer Pflege und oft noch schwereren Verhandlungen um die Persönlichkeit der Kranken bemüht hat, ja selbst in Prozesse verwickelt worden ist, ist diese Arbeit außerdem noch durch den Charakter und Nervenzustand der Kranken außerordentlich erschwert worden. Tatsächlich vorhandene Charakterfehler, wie etwa Launen und Eigensinn, würden gegebenenfalls durch die ursprüngliche Verwöhnung, die Katastrophe und die vor zehn Jahren anscheinend zum Stehen gekommene Erziehung und Entwicklung verschärft erscheinen: eine mitunter rührende, mitunter aber auch allen notwendigen Maßnahmen ärgerlich entgegenstrebende Weltunkundigkeit, Kindlichkeit und übertriebene Empfindlichkeit, vor allem der Öffentlichkeit gegenüber, haben auch später oft Ursache zu Klage, Zorn und Verzweiflung gegeben. Andererseits schließen gerade diese Erscheinungen den so oft vorgebrachten Verdacht des Schwindels und der Hochstapelei völlig aus.

Nicht unwesentlich ist es auch, sich vor Augen zu halten, daß niemand, der sich eingehender mit der Kranken beschäftigt hat, auch nur den geringsten Zweifel an seiner Überzeugung gelassen hat: daß er eine Dame von angeborener sozialer Überlegenheit und allerbesten Kinderstube vor sich gehabt habe. Ihr beschädigtes Gedächtnis scheine ausschließlich — selbst in Momenten völliger Selbstvergessenheit, wie etwa in hohem Fieber oder unter Narkose — nichts sonst zu bergen, als Erinnerungsgut aus dem intimsten Leben des Zarenhofes und den späteren Erlebnissen. Es sei ein herzbewegender Eindruck, wenn die Kranke bald mit Wider-

willen und Grauen, bald mit Sehnsucht und Rührung das Verdrängte in Bildern und Bruchstücken zutage und ins Bewußtsein zurückzurufen suche.

Wenn nun die Kranke mit ihrer von allen bezeugten Vornehmheit und Bescheidenheit sowie ihrer großen Zurückhaltung — gerade mit Bezug auf die Frage ihrer Identität mit der Großfürstin — keine Hochstaplerin sein kann, vollends keine Arbeiterin — wer ist sie?

Es ist der redliche Wunsch der Autorin, der warmherzigen und talentvollen Künstlerin, die sich der Kranken in so selbstloser Weise, ohne sich in irgendeiner Hinsicht zu schonen, angenommen hat, daß dieses Buch auf diese Frage aus dem Kreise seiner Leser eine Antwort bringe, die alles Fragen überflüssig macht. Als unermüdliche Pflegerin und Biographin der Unbekannten, als mutige Verfechterin ihrer Identität mit der Großfürstin, hat sie dieses Buch in seinen grundlegenden Teilen zusammengetragen und hält den Beweis — wenn auch einen Indizienbeweis — für erbracht. Sie hat, wie man sehen wird, auch lebhaftes, ihre Feststellungen bestätigendes Echo gefunden, nachdem sie mit ihrem Beweismaterial zuerst in der Tagespresse hervorgetreten war. Der Dank des Großfürsten Andreas von Rußland an die deutsche Tagespresse, der in seinem nachfolgenden Schreiben enthalten ist, bezieht sich, wie ich festgestellt habe, vornehmlich auf die publizistische Verwendung der Frau Harriet von Rathlef-Keilmann für die Identität.

Dieses Buch kann übrigens im Hinblick auf Geschichte und Zweck seines Entstehens natürlich keine literarischen Ansprüche erheben, weil es im wesentlichen auf Grund von protokollierten Aussprüchen der Kranken und dokumentarischen Bekundungen Dritter beruht; der zweite Teil dieses

Buches wurde fortlaufend dem Gesandten, Exzellenz Zahle, übermittelt und nicht ohne dessen Kontrolle erst dann in lesbare Form gebracht. Auch die Ergänzungen und Bestätigungen der so entstandenen Niederschrift bestehen wiederum aus Protokollen, Briefen, Tagebuchnotizen und Dokumenten, die keinesfalls literarisch zu werten sind.

Der Verlag, der sich in aner kennenswerter Weise bereit gefunden hat, dieses vornehmlich auf die Sache eingestellte, wenn auch menschlich und historisch von brennendem Interesse erfüllte Material zu veröffentlichen, bezweckt damit seinerseits eine Mahnung und einen Weckruf in schwebender Angelegenheit.

Auch ich als Herausgeber bin weit davon entfernt, auf Grund der durch meine Hände gegangenen Zeugnisse, Dokumente und Bilder die bedeutsame Frage für erledigt zu erklären. Immerhin veranlaßt mich mein Gewissen, mit meiner Persönlichkeit für jene Leute einzustehen, deren Zeugenschaft im Buche herangezogen werden mußte. Es ist nicht zu leugnen: Sie spricht — um ihretwillen zugunsten der Identität.

Dem Großfürsten Andreas von Rußland, den ich als Mann von ernster Denkweise und von lauterem, in der Weise des letzten Zaren warm für Familie empfindendem Gemüt kennengelernt habe, soll dieses Buch erwünschte weitere Mitarbeiter bei seinen Bemühungen um objektive Feststellung der Wahrheit werben, die für ihn persönlich allerdings bereits feststeht.

Endlich sollen diese Aufzeichnungen auf das Herz jener zwingend einwirken, deren Pflicht es in erster Linie gewesen wäre, wenn auch nur der Schimmer eines Scheines von Möglichkeit der Identität vorlag, unverzüglich für Mittel und Wege zu sofortiger und endgültiger juristischer Klärung jenes Pro-

blems zu sorgen, das der Großfürst in seinem nachstehenden Schreiben an mich also kennzeichnet: „Es ist gleich unzulässig, daß eine Fremde den Anspruch erhebe, die Großfürstin zu sein, wie daß die Großfürstin sich in einer derartig schmachhlichen Lage befinde.“

Berlin-Zehlendorf
1. August 1928

P. S. von Kugelgen

*

GROSSFÜRST ANDREAS VON RUSSLAND

schreibt dem Herausgeber wie folgt:

Nr. 452/1 Cap d'Ail A/M. Villa Alam, den 8. Juli 1928

Herrn P. S. von Kugelgen

Berlin-Zehlendorf
Kleiststr. 20

Hochgeehrter Pawel Pawlowitsch!

Damit jeglicher Mißdeutung vorgebeugt sei, möchte ich Ihnen in allgemeinen Zügen das Ziel meiner Arbeit kennzeichnen.

Als ich meine Untersuchung begann, wurde mir klar, daß alle bis dahin geleistete Arbeit ohne System war, daß keine richtigen Protokolle vorlagen und niemand sich ein festes Ziel gesetzt hatte.

Es ist ganz klar, daß die Angelegenheit der ‚Unbekannten‘, wie sie genannt wurde, damit in Angriff genommen werden mußte, daß man vor allem feststellte, ob die Wahrscheinlichkeit der Rettung einer der Großfürstinnen aus Jekaterinburg überhaupt vorlag. In dieser Richtung geführte Nachforschungen haben keine dokumentarisch belegten Tatsachen zutage gefördert; immerhin hat es sich erwiesen, daß die Rettung einer der Großfürstinnen nicht nur wahrscheinlich, sondern

beinahe als feststehende Tatsache anzusehen ist. Das Fehlen genauerer Feststellungen macht es freilich unmöglich, diese Tatsache als bewiesen zu betrachten, weshalb viele sie auch bestreiten. Doch verfüge ich über die Kenntnis von Tatsachen, die mich überzeugt haben, wenn ich mich auch zur Zeit nicht für berechtigt halte, darüber zu berichten, da die Angelegenheit in diesem Punkte mit größter Delikatesse zu behandeln ist.

Ferner stand die Frage auf der Tagesordnung, ob die in Berlin aufgetauchte ‚Unbekannte‘ und die Großfürstin übereinstimmen. Da dokumentarische Belege fehlen, ist man gezwungen, sich mit der Untersuchung der Kranken selbst und hauptsächlich der Überprüfung ihrer Erinnerungen zu begnügen. In dieser Hinsicht muß ich feststellen, daß ihre Erinnerungen, soweit ich sie habe kontrollieren können, das in jeder Hinsicht klare Bild realer Tatsachen ergeben haben. Ihr gesamtes Erinnerungsgut zeigt das durchaus geschlossene Bild des Lebens der zarischen Familie mit Einzelheiten, die in der Presse niemals Erwähnung gefunden haben. Meine Meinung geht dahin, daß sich der Dinge, deren sich die Kranke erinnert, nur die Großfürstin selbst zu erinnern vermag.

Nun bleibt die Frage zur Erörterung, die viele Zweifel hervorgerufen hat, ob die ‚Unbekannte‘ der Großfürstin überhaupt ähnlich sieht. Ich persönlich habe sie gesehen und war von der vorhandenen Ähnlichkeit geradezu überwältigt; mehr noch verblüffte mich die allgemeine Familienähnlichkeit, die in gewissem Sinne fast mehr bedeutet als die persönliche Ähnlichkeit. Natürlich ist mein Eindruck ein individueller, er war jedoch so stark und überzeugend, daß ich keiner Schlußfolgerung Raum geben konnte, außer der, die Kranke sei eben die Großfürstin Anastasia Nikolajewna selbst.

Alle die bisher in der Presse geäußerten Zweifel verfallen völlig neben den wissenschaftlichen und praktischen Ergebnissen meines Untersuchungsverfahrens. So bereit ich auch

war, Entgegnungen zu berücksichtigen, habe ich sie dennoch samt und sonders als gänzlich unbegründet und unbewiesen ablehnen müssen. Die Widerlegung, die sie von seiten des Herzogs Georg von Leuchtenberg erfahren haben, gibt durchaus auch meine Anschauungen wieder.

Mit Bezug auf zwei Fragen ist volle Zurückweisung aller Zweifel unbedingt erforderlich: die erste ist die, ob hier ein politisches Moment mitspricht. Irgendeinen Einfluß auf die Politik kann das Erscheinen der Großfürstin keinesfalls haben, da ihre Thronfolgerechte in Anbetracht des Vorhandenseins männlicher Erben in unserem Geschlecht sehr weit zurückstehen. Die zweite Frage betrifft das Mitsprechen materieller Interessen. Alle Gerüchte über das Vorhandensein eines Millionenerbes des verstorbenen Kaisers sind von mir sorgfältig geprüft worden, und zwar schon lange vor dem Erscheinen der ‚Unbekannten‘; sie haben sich samt und sonders als hinfällig erwiesen, wie ich solches auch vorausgesetzt hatte. Leider muß festgestellt werden, daß dieses Moment dennoch als Waffe benutzt wird, um alle Leute zu verdächtigen, die irgendwie an meiner Untersuchung teilhaben, indem man ihnen Eigennutz und Spekulation vorwirft.

Das Ziel, das ich mir zu Beginn meiner Arbeit gesetzt hatte, ist und bleibt das gleiche: die Wahrheit festzustellen, wie das Ergebnis auch ausfallen mag. Alle, die mir jetzt seit bald zwei Jahren hierbei behilflich sind, sind von diesem Gedanken ganz und gar erfüllt; deswegen schmerzen und empören mich die an ihre Adresse gerichteten Beschuldigungen außerordentlich, mehr noch, als was man über mich selbst spricht.

Die Untersuchung ist niemals von der ihr gesetzten Linie abgewichen und hat mit gleicher Bereitwilligkeit jegliches Material in Betracht gezogen, ob es nun zustimmte oder ablehnte. So schwierig das Verfahren auch ist, wird die Untersuchung so lange fortgesetzt werden, bis die Wahrheit festgestellt und bewiesen ist; denn es ist gleicherweise nicht zulässig, daß eine

fremde Person den Anspruch erhebe, die Großfürstin zu sein, wie daß die Großfürstin sich in einer derartig schmähhchen Lage befinde.

Ich kann nicht umhin, der deutschen Presse mit Dank zu erwähnen, soweit sie mir in vieler Hinsicht bei der Arbeit geholfen hat, und möchte der Hoffnung Ausdruck geben, daß sie es auch fernerhin an Aufmerksamkeit und Unvoreingenommenheit nicht fehlen lassen und mir helfen wird, die Wahrheit zu ermitteln.

Zum Schluß muß ich hervorheben, daß ich es für meine Pflicht halte, die Untersuchung zu Ende zu führen, und daß ich mir die äußerste Mühe geben werde, die Wahrheit endlich triumphieren zu machen.

Alle können davon überzeugt sein, daß ich mich als erster fügen werde, wenn in Zukunft der Beweis erbracht werden sollte, daß ich mich geirrt habe und die Kranke nicht die Großfürstin ist; wird aber der Beweis dafür erbracht, daß ich recht hatte und daß sie wirklich die Großfürstin ist, so werde ich eine außerordentliche moralische Genugtuung darüber empfinden, daß ich und alle, die mir so selbstlos geholfen haben, ihre Pflicht bis zu Ende erfüllt haben. Dieses wird uns allen der höchste Lohn sein.

Aufrichtig der Ihre
gez.: Andreas

VORWORT

Lange schwankte ich, ob ich meine Notizen und Dokumente der Öffentlichkeit übergeben soll, da ich wußte, daß dies nicht im Sinne der Persönlichkeit ist, mit der sich meine Arbeit beschäftigt.

Was mich schließlich doch dazu bewogen hat, den Versuch zu unternehmen, ist die Notwendigkeit, den lügenhaften Nachrichten und Darstellungen, die seit Jahr und Tag über die sogenannte ‚Frau Tschaikowski‘ in der Presse erscheinen, entgegenzutreten.

In dem Kampfe um die Anerkennung der Persönlichkeit, für die einzutreten ich mich bemühe, ist die Stellungnahme der öffentlichen Meinung von Bedeutung. Man kann daher nicht zulassen, daß sie weiterhin von Leuten beeinflußt wird, die entweder nicht orientiert sind oder die Dinge in ein unklares Licht zu rücken versuchen. Ich glaube daher nicht nur das Recht, sondern die Pflicht zu haben, alles, was ich über die Kranke in meinem Tagebuch notiert habe, ein für alle Male dokumentarisch festzulegen. Es sei aber gleich an dieser Stelle darauf hingewiesen, daß es sich um einen Menschen handelt, der nach dem Gutachten der Ärzte ‚eine Erinnerung besitzt, die nur sprunghaft auftritt‘. Manche Aussprüche der Kranken sind nicht präzise; zuweilen vermengt sie zweierlei Erlebnisse miteinander; ich habe mich aber trotzdem stets bemüht, die der Kranken eigentümliche Gedankenbildung beizubehalten.

Mancher Leser wird vielleicht den Eindruck bekommen, als seien hier Nebensächlichkeiten aufgezeichnet, doch gerade diese sind von Wichtigkeit. Sie betreffen immer Dinge, die nur Personen bekannt sein können, die der Zarenfamilie sehr nahegestanden haben. Es sind Dinge, die bisher nirgends zur



Die Kranke und die Autorin im Mommsen-
Sanatorium



Großfürstin Anastasia



Phot. Gertrud Saupe

Im Marienkrankenhaus

Sprache gekommen sind. Das ist das Entscheidende! Die Dinge, die sie erzählt, hat sie nicht gehört oder gelesen. Sie hat sie erlebt!

Ich wollte keinen Roman schreiben, sondern ich habe mich bemüht, ein Dokument zu schaffen, das die Persönlichkeit eines Menschen feststellt, dessen Gedächtnis gelitten hat und dessen außerordentliches Schicksal sogar für ihn selbst nur mehr in verworrenen, wenn auch erschütternden und die Wahrheit des Erlebens bestätigenden Bruchstücken besteht.

Indem ich dieses Dokument der Öffentlichkeit übergebe, möchte ich vier Menschen, die meine Mitarbeiter waren, meine Dankbarkeit aussprechen. Sie haben mit meiner Denkschrift unmittelbar nichts zu tun.

Es sind die beiden Ärzte, die uneigennützig, klug und voller Menschlichkeit im Laufe von acht Monaten, als die Patientin sterbenskrank lag, täglich Kraft und Wissen für die Kranke geopfert haben: Professor Sergei Michailowitsch Rudneff, einst in Moskau einer der bekanntesten Chirurgen, heute in Berlin uneigennütziger Helfer der russischen Emigrantenwelt, hat der Kranken durch seine Operationen nicht nur das Leben gerettet, sondern ihr auch den Arm erhalten, der nach dem Willen anderer Ärzte amputiert werden sollte.

Und ferner Dr. Lothar Nobel, Assistenzarzt am Mommensen-Sanatorium zu Berlin, der durch all die Monate seine freie Zeit geopfert hat, um täglich am Bette der Kranken zu sitzen, ihren psychischen Zustand zu beobachten und sie in ihren Verzweiflungsausbrüchen klug und liebevoll zu beschwichtigen.

Und danken möchte ich Kammerherrn Herluf Zahle, dem Königlich Dänischen Gesandten in Berlin, und seiner Gattin Frau Lillian Zahle, zwei gütigen, vornehm gesinnten Menschen, die für die Kranke wie für ihr eigenes Kind gesorgt haben, die durch tägliche Besuche Harmonie und Feststimmung im Krankenzimmer verbreiteten. Doch ist zu betonen, daß Herr

Zahle Beschützer der Kranken nur als Privatmann, nicht als Königlich Dänischer Gesandter war.

Diese vier Menschen haben, wie auch ich, aus rein menschlichen Motiven gehandelt, und weder politische noch andere Beweggründe haben unsere Arbeit beeinflußt. Ohne ihre Unterstützung wäre ich dieser angestrengt physischen und geistigen Arbeit durch die vielen Monate auch nicht gewachsen gewesen. Denn es handelte sich nicht nur darum, die Kranke zu pflegen, sondern auch darum, alle Aussprüche der Kranken gewissenhaft zu sammeln, um Klarheit in die Angelegenheit zu bringen.

Das uneingeschränkte Vertrauen dieser vier Menschen und besonders des Ehepaares Zahle hat mir täglich neue Kraft gegeben. Für dieses Vertrauen möchte ich hier meinen besonderen Dank aussprechen.

Berlin, Juli 1928
An der Apostelkirche 14
Juli 1928

Harriet von Rathlef-Keilmann

LEBT ANASTASIA?

DIE KRANKE

Am 19. Juni 1925 rief mich Herr Dr. S.*, der Leiter einer humanitären Studenteninstitution, an und bat mich, ihn zu besuchen, da er mit mir wegen einer kranken russischen Dame Rücksprache nehmen müßte. Dr. S. ist ein Mann, der immer bereit ist, Menschen in Not zu helfen, ohne Rücksicht auf Konfession oder Staatsangehörigkeit; ein wirklicher Wohltäter, der es in wundervoller Weise versteht, die Sorgen anderer zu seinen eigenen zu machen. Er hat den Ruf dafür in Berlin, und an seine Türe klopft so mancher, der Hilfe für sich oder seine Freunde begehrt. So war auch eines Tages eine Frau N. N. zu ihm gekommen und hatte ihn dringend gebeten, sich einer ihr bekannten kranken Russin anzunehmen, die sich seit einem halben Jahre in dem Hause eines Polizeikommissars befinde und dort nicht länger bleiben könne. Als Einführung brachte die N. N. ein Schreiben des Polizeikommissars selbst mit, in dem dieser die Geschichte der in seinem Hause befindlichen russischen Dame ausführlich auseinandersetzte. Da die junge Dame schwer krank war, mußte man für sie ein anderes Unterkommen finden.

Dr. S. meinte nun, ich hätte genügend Zeit, und bat mich, da ich Russisch spräche, mich für die Kranke im Hause des Kommissars zu interessieren.

„Haben Sie etwas davon gehört, daß noch eine Tochter des russischen Zaren am Leben sei?“ fragte er mich.

„Nein.“

* Die Namen der in dieser Arbeit genannten Persönlichkeiten sind der Verfasserin sämtlich bekannt. Soweit sie nicht voll ausgeschrieben sind, geschieht dies mit Rücksicht auf die betreffenden Persönlichkeiten in Verbindung mit den Verhältnissen in Rußland oder auf ihren Wunsch.

Ich war mehr als erstaunt. Da gab er mir den nachstehenden Brief des Polizeikommissars zu lesen, den ich hier mit einigen redaktionellen Kürzungen wiedergebe.

BRIEF DES POLIZEIKOMMISSARS

„Am 17. Februar 1920 wurde hier aus dem Landwehrkanal ein junges Mädchen gezogen, das in selbstmörderischer Absicht hineingesprungen war und nach dem Elisabethkrankenhaus in der Lützowstraße gebracht wurde. Da die Dame auf keine Frage eine Antwort gab, wurde sie als anscheinend geisteskrank nach der Irrenanstalt in Dalldorf (Wittenau) gebracht, wo sie etwa zwei Jahre blieb, ohne wiederum über ihre Person usw. auch nur die geringste Auskunft zu geben.

Neben ihr in der Anstalt lag eine gewisse P. (erst im Jahre 1922), jetzt 54 Jahre alt, eine anscheinend gebildete Person, die früher in Rußland in besseren Häusern gewesen sein muß. Näheres über diese Frau ist nicht festzustellen, da jede amtliche Ermittlung in Rußland ausgeschlossen ist. Diese P. entdeckte in dem mysteriösen ‚Fräulein Unbekannt‘ eine Ähnlichkeit mit der jüngsten Tochter Anastasia des ermordeten Zarenpaares* und teilte ihre Wahrnehmungen nach ihrer Entlassung dem ehemaligen russischen Rittmeister Herrn von S. mit. Dieser wiederum gab die Sache an die hiesigen russischen Emigranten weiter, worauf ein Deutschrusse, Baron von K., der früher so eine Art Landrat in Russisch-Polen gewesen war, die ‚Anny‘ zu sich nahm. Neben menschenfreundlichen Gefühlen traten hier jedenfalls auch egoistische Absichten auf, insofern, als er bei einer Wiederherstellung der Monarchie in Rußland sich von der Aufnahme des Fräuleins Anny und der Herbeiführung ihrer Legitimation Vorteile versprach. Jedenfalls nahm er auf den schwerkranken Zustand der Anny recht

* Irrtum. Die P. hielt sie für die Großfürstin Tatjana und erzählte es den Emigranten.

wenig Rücksicht, führte eine Unmasse Russen ins Haus, um sie rekognoszieren zu lassen, was teilweise auch geschehen ist, wurde dem Fräulein Anny aber so lästig, daß sie zu einer anderen Familie flüchtete.

Durch einen inzwischen an das Polizeipräsidium Breslau von hier aus versetzten Oberregierungsrat wurde ich ins Vertrauen gezogen und entschloß mich darauf, die Anny im August 1922 auf unsern Landsitz bei Neuhoff-Teltow hinauszunehmen, weil der Aufenthalt in frischer Landluft ihr dringend nötig war. Ihre Nerven waren durch den zweijährigen Aufenthalt in Dalldorf völlig zermürbt. Ferner ist sie durch die unten noch zu schildernden Kolbenhiebe am Schädel verletzt, so daß eine gewisse Geistesstörung eingetreten ist. Außerdem ist sie von der Mutter her erblich belastet.

Sie hat mir über ihre Herkunft folgendes erzählt:

Sie behauptet mit der größten Bestimmtheit, die jüngste Tochter des Zaren, Anastasia, zu sein. Von Tobolsk wurde von der kaiserlichen Familie zuerst das Zarenpaar mit der Tochter Maria nach Jekaterinburg gebracht. Wegen Erkrankung des Thronfolgers Alexei folgte dieser mit seinen Schwestern Olga, Tatjana und Anastasia erst später . . .

Von der Mordnacht gibt Anastasia nun folgende Schilderung, die von der des schweizerischen Sprachlehrers Gilliard* insofern abweicht, als nach ihrer Angabe zwischen dem Herunterführen der Zarenfamilie aus dem ersten Stock ins Erdgeschoß und dem Mord nur ein kurzer Zwischenraum bestand. Nach ihrer Angabe ist Gilliard gar nicht imstande, die Mordszene genau zu schildern, weil er gar nicht dabeigewesen ist. Wie Anastasia schildert, stürmte des Nachts der Jude Abraham Jurowski, der sich durch geradezu viehisches Behandeln der Zarenfamilie immer ausgezeichnet hatte, mit den Mördern in das Zimmer, in dem die angsterfüllte Familie sich aufhielt. Sie kann sich nur noch darauf besinnen, daß Ju-

* Sprachlehrer der Zarenkinder.

rowski persönlich ihrem Vater, dem Zaren, eine Kugel durch die Stirne schoß, worauf seitens der andern Bolschewiken eine allgemeine Schießerei und Hauerei folgte. Beim Umsinken sah sie nur noch die Tapete des Zimmers, die sie ganz genau und richtig beschreibt, und verlor darauf das Bewußtsein. Zu sich kam sie erst nach einigen Wochen auf einem Bauernwagen und erfuhr von ihren Begleitern folgendes: Unter die Wache war seitens der Bolschewiken ein römisch-katholischer Pole, der sich Tschaikowski nennt, gepreßt worden, der in der Nähe von Jekaterinburg mit seinen Eltern und Geschwistern eine kleine Bauernwirtschaft betrieb. Dieser entdeckte nach der Mordszene in Anastasias Körper noch einiges Leben, benutzte die allgemeine Verwirrung, wickelte sie in eine Decke und floh mit ihr nach seiner Besitzung*. Aus Angst vor den Bolschewiken ergriff er mit seinen Eltern, Brüdern und Schwestern die Flucht, die er auf einem Bauernwagen in nächtlichen Fahrten von Jekaterinburg aus nach der rumänischen Grenze ausführte. Behandelt wurden Anastasias Wunden (Schädel durch Kolbenhiebe eingeschlagen, Bajonettstich in die Hand) lediglich mit kaltem Wasser. Die rumänische Grenze wurde heimlich überschritten, die Familie nahm in Bukarest Wohnung, die aber Anastasia in ihrer Geisteszerrüttung auch nicht annähernd schildern kann. Nach ihrer Wiederherstellung heiratet sie aus Dankbarkeit diesen Tschaikowski . . . Standesamtliche Trauung scheint nicht stattgefunden zu haben. Den Dom kann sie auch nicht angeben. Sie hat sich als Anastasia Romanow trauen lassen; vorher war aber schon ein Kind geboren, das auf den Namen Alexei getauft worden sei.

Nicht lange darauf wurde ihr Mann durch Bolschewiken erschossen. Den Unterhalt für die gesamte Familie bestritt

* Dieser Name hat dem Retter und seinem an der weiteren Rettung beteiligten Bruder bei der gefährlichen Flucht durch das gärende Rußland jedenfalls nur als Deckname gedient.

sie durch den Verkauf von Perlen und Brillanten, die sie, wie die anderen Großfürstinnen, in die Kleider eingenäht hatte. Die von ihr in der Mordnacht getragenen Kleider und mit ihrem Buchstaben gezeichnete Leibwäsche befinden sich nach ihrer Angabe noch bei der Familie Tschaikowski in Bukarest und sollen angeblich ein wichtiges Beweismaterial ihrer Legitimation sein.

Nach der Ermordung ihres Mannes fuhr sie mit dessen Bruder im Februar 1920 unter Benutzung der sogenannten ‚Grünen Grenze‘ zunächst nach Berlin, um die Schwester ihrer Mutter, die Prinzessin Heinrich, in Hemmelmark in Schleswig aufzusuchen. Anastasia kann aber nicht einmal das Hotel angeben, in dem die beiden hier abgestiegen sind. In einem Anfall vollkommener Zerrüttung unternahm sie den eingangs geschilderten Selbstmordversuch. — — —

Diese Schilderung ist von ihr nicht im Zusammenhang gemacht worden, sondern im Laufe von Wochen und Monaten gewissermaßen brockenweise geliefert, wobei man bei ihr mit der größten Schonung vorgehen muß, da sie bei der Wiedergabe dieser grauenhaften Ereignisse in eine unbeschreibliche Aufregung gerät und dann vollkommen zusammenbricht. Irgendwelche Legitimationspapiere, auch über die kirchliche Trauung, hat sie nicht in Händen.

Während ihres Aufenthaltes auf meinem Landsitz faßte ich mit dem genannten Oberregierungsrat den Plan, einen energischen Schritt zur Herbeiführung ihrer Anerkennung zu unternehmen. Es gelang uns im August 1922 die Prinzessin Heinrich zu einem Besuche zu bewegen, bei dem die Frau Prinzessin sich aber unter einem falschen Namen einführte. Bei der Abendtafel wurde Ihre Königliche Hoheit der Anastasia gegenübergesetzt, so daß sie diese genau beobachten konnte. Die Frau Prinzessin glaubte sie nicht wiedererkennen zu können, wobei sie allerdings zugeben mußte, die Zarenfamilie zuletzt vor zehn Jahren gesehen zu haben. Nachdem

Anastasia sich in ihr Zimmer zurückgezogen hatte, folgte ihr dahin die Frau Prinzessin Heinrich und bemühte sich, durch eine Unterhaltung von ihr irgendwelche Auskunft zu erlangen. Anastasia, die damals schwer leidend, aber — genau noch wie heute — furchtbar eigensinnig und widerspenstig war, wandte der Prinzessin Heinrich den Rücken zu und gab ihr keine Antwort. Dies war von ihr um so unbegreiflicher, als sie die Frau Prinzessin sofort wiedererkannt hatte, denn am nächsten Morgen sagte sie gleich, die Dame wäre ihre Tante Irene gewesen. Jedenfalls war die letztere mit vollstem Recht über das beispiellose Benehmen der Anastasia auf das tiefste empört und will seit dieser Zeit von der ganzen Sache nichts mehr wissen.

Von meinem Landsitz aus kam Anastasia in das Krankenhaus Westend, wo sich übrigens Röntgenaufnahmen von ihren Schädelverletzungen befinden, und von dort zurück zu Baron v. K. Hier gefiel es ihr nicht, und sie flüchtete unbegreiflicherweise zu der Peuthert. Nun war im Dezember 1925 im ‚Lokal-Anzeiger‘ ein Artikel ‚Romanow-Legenden‘ erschienen, in dem auch auf sie hingewiesen wird. Sie geriet dieserhalb mit der P. in Konflikt, wurde von dieser vor die Tür gesetzt und fand bei Flurnachbarn der P. Unterkunft. Gewissermaßen wie infolge einer inneren Eingebung forschte ich nach ihr, entdeckte sie dort und nahm sie Ende Januar wieder in mein Haus auf. Ich habe mich vergeblich bemüht, die russischen Emigranten für die Unglückliche zu interessieren. Die Emigranten legen eine unglaubliche Gleichgültigkeit an den Tag und sind außerdem ganz unzuverlässig. Zuerst hieß es, die Hofdame N. N. suche bei der Zarinmutter die Existenz einer Anastasia abzustreiten. Nachher heißt es auf einmal, die Zarinmutter habe von deren Existenz überhaupt keine Ahnung. Durch Vermittlung des Prinzen Oskar wandte ich mich dann an unsere Frau Kronprinzessin, die vor etwa drei Wochen sich Anastasia in unserer Wohnung

ansah. Die Frau Kronprinzessin erklärte mir, Haare, Augen und Mund wiesen eine auffallende Ähnlichkeit mit dem Zarenkinde auf. Andererseits müßte es ebenfalls als auffallend bezeichnet werden, daß sie weder Russisch noch Englisch mit einer Silbe verstehe und spreche.

Die hohe Dame hat mir nun vor einigen Tagen mitteilen lassen, daß es nach ihrer Ansicht und der des Großherzogs von Hessen, des Bruders der ermordeten Zarin, als vollkommen ausgeschlossen betrachtet werden müsse, daß ein Mitglied der kaiserlichen Familie noch am Leben sei. — Damit bin ich auf dem toten Punkt angelangt. Eine Hochstaplerin ist Anastasia auf keinen Fall. Nach meiner Ansicht auch nicht eine Geisteskranke, die sich einbildet, die russische Zarentochter zu sein. Auf Grund des monatelangen Zusammenlebens mit ihr habe ich die feste Überzeugung gewonnen, daß es sich bei ihr um eine Dame aus den allerhöchsten russischen Gesellschaftskreisen handelt, bei der es sehr wohl wahrscheinlich ist, daß sie ein Fürstenkind ist. Denn aus jedem ihrer Worte und jeder ihrer Bewegungen spricht eine so hohe Würde, ein so absolutistisches Empfinden, daß dieses niemals als später angeeignet bezeichnet werden kann.

Sie verspricht sich nicht nur sehr viel, sondern alles für die Herbeiführung ihrer Anerkennung von der Beschaffung der bereits erwähnten Bekleidungsstücke, die sie in der Mordnacht getragen und in Bukarest bei der Familie Tschaikowski zurückgelassen hat . . .

Seit einiger Zeit hat sich Anastasias Zustand insofern verschlimmert, als am linken Ellenbogen sich Tuberkulose mit offener Wunde bemerkbar gemacht hat, wozu noch Rippenfellentzündung getreten ist.

Mit vorzüglicher Hochachtung
gez. . . .“

Berlin, den 19. Juni 1925

ERSTER EINDRUCK

Die Geschichte, die der Polizeikommissar in seinem Brief erzählte, klang phantastisch. Aber sie erschütterte auch. Wer immer die Kranke sein mochte, das eine schien mir klar, daß sie ein furchtbares Schicksal hinter sich hatte. Das Mitleid überwog die Zweifel, und ich fuhr von Dr. S. geradewegs zum Hause des Polizeikommissars.

Ich mußte im Wohnzimmer einige Minuten warten. Dann öffnete sich die Tür, und eine junge Dame erschien — die Kranke, um derenwillen ich hergekommen war.

Sie war klein, sehr schwächlich und sah krank aus. Sie war ärmlich gekleidet, wie eine arme, alte Frau. Als sie auf michzutrat, um mich zu begrüßen, sah ich, daß ihr beinahe alle Vorderzähne des Oberkiefers fehlten. Dadurch schien sie älter, als sie in Wirklichkeit war.

Ihre Bewegungen und ihr Benehmen entsprachen dem Verhalten einer Dame aus den höchsten russischen Kreisen. Das war der Eindruck, den man auf den ersten Blick von ihr hatte. Geradezu betroffen war ich aber von der ausgesprochenen Ähnlichkeit dieser jungen Dame mit der Zarinmutter. Sie sprach Deutsch, doch mit typisch russischem Akzent. Und als ich sie in russischer Sprache anredete, bemerkte ich, daß sie alles verstand, denn wenn sie auch in deutscher Sprache antwortete, so war ihre Erwiderung doch vollkommen präzise. Sie hatte eine offene Wunde am Arm, und ich riet ihr, ein Krankenhaus aufzusuchen.

Durch Vermittlung des Herrn Dr. S. bekamen wir einen Platz dritter Klasse im Marienkrankenhause. Ich hatte vor einigen Wochen Herrn Professor Dr. Berg kennengelernt, der in dieser Anstalt Pfarrer war; er hatte die dort tätigen Schwestern gelobt, daß sie sich um die Kranken sehr bemühten und sie gut pflegten.

Am nächsten Tage holte ich die junge Dame aus dem Hause

des Polizeikommissars ab, den ich bei dieser Gelegenheit persönlich kennenlernte. Er machte auf mich den Eindruck eines sehr aufgeregten Menschen. Wie er mir sagte, hätte er sich alle Mühe gegeben, der Kranken zu helfen und ihre Familie für sie zu interessieren. Doch seine Versuche seien alle an dem Eigensinn und den Launen des jungen Mädchens gescheitert. Er wolle nun mit dieser Angelegenheit nichts mehr zu tun haben.

Als die Kranke erschien, hatte sie verweinte Augen und war sehr erregt. Ängstlich reichte sie ihrem bisherigen Beschützer die Hand, aber wir, das heißt ich und Frau N. N., die anwesend war, sahen, wie er sie zornig zurückstieß.

Ich nahm das bescheidene Paket, das die Habseligkeiten der Kranken enthielt, und brachte sie in das Marienkrankenhaus.

IM MARIENKRANKENHAUS

Für einen Menschen, der an tiefer Depression des Gemütes leidet, ist der Wechsel der Umgebung immer bedeutungsvoll. Ein Krankenhaus ist nun gewiß kein Ort, an dem sich ein durch traurige Erinnerungen und körperliche Schmerzen gequältes Gemüt erholen kann, selbst wenn die Pflege noch so aufmerksam ist, die man der betreffenden Kranken zuteil werden läßt. Die Mittel, die mir damals zur Verfügung standen, waren höchst bescheiden, und ich mußte glücklich sein, daß ich dieses junge Mädchen, das die Tochter des letzten Zaren aller Reußen sein mochte, in der dritten Klasse eines öffentlichen Krankenhauses unterbringen konnte. Immerhin war sie hier besser aufgehoben als in Dalldorf, wo sie über zwei Jahre lang mit vielen Irren in einem Raum hatte hausen müssen. Aber sie konnte sich auch hier schwer einleben. Die fünf Patienten, die mit ihr das Zimmer teilten, waren einfache Frauen aus dem Volke. Wer will ihr Hochmut vorwerfen, wenn sie sich da ganz in sich zurückzog, ihr Bett kaum ver-

lassen wollte und immer zur Mauer gekehrt lag, das Kopfkissen so gelegt, daß es eine Trennungswand zwischen ihr und der übrigen, so engen Welt des Krankenzimmers bildete! Dabei war sie die Einfachheit und Schlichtheit selbst. Tief rührend in ihrer stillen Traurigkeit, die sie keinem aufdrängte. Dankbar für alles Gute und Freundliche, das man ihr erwies. In ihrem ganzen Wesen prägte sich eine Vornehmheit aus, ein Adel des Denkens, der alle, die mit ihr zu tun gehabt haben, aufs tiefste ergriff*.

Da ich ihre ständige Gesellschaft bildete, faßte sie in dieser ihr fremden Umgebung, unter fremden Menschen, zu mir verhältnismäßig schnell Vertrauen. Sie schloß sich immer enger an mich an, wartete jeden Morgen mit Ungeduld auf mein Kommen und ließ mich schweren Herzens am Abend wieder nach Hause gehen.

Trotzdem war es ungeheuer schwer, sie zum Sprechen über sich selbst zu bringen. Das Mißtrauen, das sich auf ihrem Leidensweg in den russischen Emigrantenkreisen gegen alle Welt in ihr eingenistet hatte, war so stark, daß sie sich selbst mir gegenüber nur ganz allmählich davon befreien konnte. Einer direkten Frage wich sie aus; eine solche erschreckte sie. Man hatte sie vorher so erbarmungslos mit Fragereien, Prüfungen, Besichtigungen gequält, daß sie sich davor fürchtete. Dazu zitterte in ihr immer die Angst, daß unter allen diesen Fragern irgend einmal ein verkappter Spion der Bolschewiken steckte, der sie aushorchte, um sie ihren Feinden auszuliefern. Man vergesse nicht, sie ist ein Kind! Sie ist es geblieben und bleibt es! Aufgewachsen in einer Umgebung, die von der Welt durch unübersteigbare Mauern getrennt war, umgeben von Menschen, die ihr als der kaiserlichen Prinzessin mit der größten Ehrerbietung begegneten, wurde sie — von ihren Leiden

* In ständiger Fürsorge um sie bemüht waren außer mir der dänische Gesandte Zahle, dessen Gattin und die Ärzte, deren Gutachten folgten.

während der Gefangenschaft und der Flucht nicht zu reden — umworben und ausgenützt von Menschen, die ihr vollkommen fremd waren, denen ihr Schicksal gleichgültig blieb und die offenbar nur ihren eigenen egoistischen Zwecken dienen wollten. Waren wirklich gute und edle Seelen darunter, so wußte sie doch Gut von Böse nicht mehr zu scheiden. Sie sah Feinde in allen. Verstand oft Handlungen nicht, die aufrichtig zu ihrem Besten gemeint waren. Beschuldigte nicht selten Menschen, die sich selbstlos um sie mühten, geradeso wie die anderen, die das Gegenteil taten, und fand schließlich als einzige Rettung vor der auf sie einstürmenden Welt den Rückzug in sich selbst.

Es war also ungeheuer schwer, diese Mauer von Mißtrauen zu überwinden. Langsam, ganz langsam tastete ich mich in ihr Vertrauen. Hauptsächlich dadurch, daß ich es sehr bald lernte, sie nicht mit direkten Fragen zu quälen und zu belästigen. Man mußte sie unmerklich zum Sprechen bringen, sie dann selbst sprechen lassen, ohne sie durch Zwischenfragen zu verwirren und zu stören. Leitete man sie auf ein Thema, das sie interessierte, dann begann sie zu reden. Fast immer glückte dies, wenn man sie auf die Jahre ihrer Kindheit führte. Auf diese Zeit und auf das Zusammenleben mit ihren Eltern und Geschwistern konzentrierte sich ihr ganzes Interesse. Man sah gleichsam ihre Erinnerungen aufblühen, redete sie vom Vater, von der Mutter, von den Geschwistern . . . Alle anderen Gesprächsstoffe hatten nur insofern Reiz für sie, als sie sich mit diesem einen großen irgendwie in Verbindung oder in Parallele bringen ließen.

Sprach sie dann, so tat sie dies so einfach und so schlicht, wie ihr ganzes Leben war. Sie sagte vor allen Dingen nie eine bewußte Unwahrheit. Wir alle, die wir uns seither mit ihr beschäftigt haben, haben diesen Eindruck ihrer ausgesprochenen Wahrheitsliebe und Geradheit. Daß sie Dinge mitunter verwirrt, ist auf die Erkrankung ihres Gedächtnisses zurückzu-

führen. Sie hat sich im Laufe eines ganzen Jahres, während dessen ich mit ihr zusammen war, nie selbst widersprochen. Unsicher ist sie im Erinnern oft, wie ein schlecht sehender Mensch sich nach Gegenständen tastet, die er nur undeutlich zu erkennen vermag. Aber was ihr Gedächtnis ihr dann freigibt, ist unbedingt echt. Kleine Einzelheiten — ich greife immer wieder auf dieses Moment zurück — überraschen durch ihre Präzision. Ich habe sie alle aufgezeichnet. Man wird sie in den späteren Blättern finden. Auch noch aus einem anderen Grunde war es schwer und erforderte viel Geduld, sie zum Sprechen zu bringen: jedesmal, wenn sie zusammenhängend aus ihren Erinnerungen erzählte, brach sie nachträglich vollständig zusammen. Die Melancholie überwältigte sie und drängte sie zu Todesgedanken. Das bestätigt schon der Polizeikommissar in seinem Briefe. Es war keine Pose, wenn sie erklärte, es wäre am besten, wenn sie sterben könnte, da sie mit dem Leben doch nichts anzufangen wüßte. Wie oft hat sie mir immer dasselbe wiederholt: „Ich kann nicht begreifen, was Gott mit mir vorhat — — —! Warum mußte ich allein zurückbleiben und durfte nicht mit den Meinigen sterben! Ich bin doch schon mehrere Male tot gewesen, und immer wieder haben mich die Menschen gezwungen zu leben!“

Nachstehend die Schilderungen, die ich von ihr über ihren Aufenthalt in Rumänien und die Reise nach Deutschland erhalten konnte. Sie hat mir diese Dinge nicht im Zusammenhang erzählt, bruchstückweise, einmal von diesem sprechend, einmal von jenem. Später dann ergänzte sie diese Schilderungen.

JEKATERINBURG — BERLIN

Die beiden Soldaten, die sie gerettet hatten, nannten sich ihr gegenüber Tschaikowski. Wochenlang dauerte die Fahrt nach Rumänien. Dort war sie immer krank. Litt vor allen

Dingen unter den furchtbaren Schmerzen, die von den Verletzungen am Kopfe herrührten. Später tritt dann noch ein Nervenfieber hinzu. Während sie noch darniederliegt, muß sie von dem einen der Brüder Tschaikowski, und zwar Alexander Tschaikowski, das Kind empfangen haben, das sie später zur Welt brachte. Als sie sich wieder so weit erholt hat, daß sie das Bett verlassen kann, verlangt sie von Tschaikowski, daß er sie heirate, und wird in einer katholischen Kirche in Bukarest mit ihm getraut. Allerdings kann sie sich nicht erinnern, ob sie bei der Zeremonie vom Priester einen Ring erhalten hat. Weiß auch nicht, ob sie von Tschaikowski einen Trauring bekommen. Sie sucht eine Erklärung dafür in der Annahme, daß der Ringwechsel in der katholischen Kirche wahrscheinlich nicht Sitte sei. Sie hatte bei der Trauung ein schwarzes Kleid an und einen Hut mit schwarzem Schleier.

Sie weiß auch nicht, wie das Kind getauft und unter welchem Familiennamen es eingetragen wurde. Sie hatte sich darum nicht gekümmert, sondern nur verboten, ihm den Namen Romanow zu geben. Bald nach der Hochzeit wurde Tschaikowski auf der Straße erschossen. Näheres wußte sie darüber nicht; sie war auch nie über diese Geschichte aufgeklärt worden und vermutete nur, daß er von den Bolschewiken aus Rache für ihre Rettung beseitigt worden sei. Sie hat selbst seinen Leichnam gesehen und ist zur Beerdigung zusammen mit den beiden Frauen, die zur Familie der Tschaikowski gehörten, in einem Wagen zum Kirchhof gefahren. Anfang 1920 fühlte sie sich so weit hergestellt, daß sie den Entschluß faßte, nach Deutschland zu reisen, um ihre Taufpatin, die Prinzessin Irene von Preußen, aufzusuchen.

Ich fragte sie, warum sie in Rumänien sich nicht an die Königin Maria gewandt habe, die doch ihre Tante sei. „Wie konnte ich das?“ gab sie mir zur Antwort. „Zuerst war ich schwer krank; dann, als es anfing, mir besser zu gehen, merkte ich zu meinem Entsetzen, daß ich schwanger war. Sollte ich

mich mit dieser Schande der Königin von Rumänien zeigen!“

Die Reise nach Deutschland war unsagbar anstrengend. Der Bruder Alexander Tschaikowskis begleitete sie, und sie fuhren zuerst mit der Bahn. Doch mußte sie oft tagelang in Grenzstädten in irgendeinem kleinen Hotelzimmer sitzen, bis Tschaikowski die Wege ausgekundschaftet hatte, auf denen sie zu Fuß die Grenze passieren konnten. Oft brach sie auf diesen Märschen vor Aufregung und Erschöpfung zusammen. Endlich durften sie sich wieder in die Bahn setzen. Sie fuhr erster Klasse, und Tschaikowski hütete sich davor, sich im selben Abteil mit ihr aufzuhalten. Er war immer in der Nähe, um sie zu beschützen, und gab sich auch sonst alle Mühe, ihr die Fahrt so bequem wie möglich zu machen. Sie wiederholte immer wieder, daß er sie mit der größten Achtung behandelt habe und daß er, so wie seine Leute, immer gut zu ihr gewesen sei. Sie gedachte auch Alexander Tschaikowskis ohne Bitterkeit und Haß, obwohl er ihr doch diese schwere Schande angetan! „Ein Bauer,“ sagte sie von ihm, „ist doch ein Mensch von anderer Natur als wir. Er weiß oft nicht, was er tut. Ich will über ihn nicht hart urteilen und bitter an ihn denken. Er hat mich gerettet und später meinetwegen sein Leben lassen müssen.“

Sie kommen in Berlin an. Da hat sie noch in Erinnerung, daß Tschaikowski sich auf der Bahn nach einem Hotel erkundigt. Doch da er nur Russisch sprechen konnte, sei es ihm schwer gefallen, sich zu verständigen. Schließlich bekam er die Adresse eines Hotels, wohin sie eine kurze Strecke im Wagen fuhren. Sie stiegen vor dem Hotel aus und nahmen zwei Zimmer. Das ihre lag am Korridor, ziemlich entfernt von dem Tschaikowskis. — An all das wußte sie sich zu erinnern, doch nicht an den Namen des Hotels. Sie war von der Reise überaus erschöpft, denn sie war wochenlang mit ihrem Begleiter unterwegs gewesen.

In dieser ersten Nacht in Berlin wanderte sie in ihrem Zimmer unaufhörlich auf und ab. Ruhelos, verängstigt, verzweifelt. Ihr kam zum Bewußtsein, wie verlassen sie war. Alles hatte sie verloren. Dabei empfand sie furchtbare Angst vor dem, was nun kommen sollte. Zitterte davor, ihrer Tante Irene zu gestehen, daß sie in Rumänien ein Kind bekommen. Halb besinnungslos in ihrem Unglück und in ihrer Ratlosigkeit, verließ sie noch in dieser Nacht das Zimmer. Stand plötzlich vor dem Wasser, aus dem man sie dann später herauszog — — —. Sie selbst konnte nicht begreifen, daß sie noch lebte. War sie doch erst aufgewacht, als man Wiederbelebungsversuche mit ihr anstellte.

Man brachte sie ins Elisabethkrankenhaus; dort nannte sie ihren Namen nicht. Sprach auch nichts. Denn sie fürchtete, daß man sie der Sowjetregierung ausliefern werde. Auch später, als man sie ins Irrenhaus überführte, verriet sie ihren Namen nicht. Zweieinhalb Jahre lang hat sie geschwiegen*. Furchtbar war es, wie Ärzte und Schwestern sie mit Fragen quälten. Einmal kam auch ein Mann, wahrscheinlich ein Polizeibeamter, der erbarmungslos auf sie einredete, um sie zur Nennung ihres Namens zu bringen. Doch sie schwieg. Schwieg. Die Angst vor den Bolschewiken!

„Seit meiner Fahrt durch Rußland in dem Bauernwagen bin ich nie die Angst losgeworden, erkannt und der Sowjetregierung ausgeliefert zu werden. Unter dieser Angst habe ich dauernd in Rumänien gelebt, habe mein Zimmer nie, außer den beiden Malen — zur Trauung und Beerdigung — verlassen und spüre noch heute die quälende Angst in mir.“

* Sie hat sich einmal unter dem Siegel tiefster Verschwiegenheit der Schwester Thea Malinowsky, jetzige Frau Dr. Chemnitz, anvertraut, deren Bericht folgt.

IM IRRENHAUS

Eine Zeit unsäglichen Leidens für sie. „Ich wundere mich,“ sagte sie, „daß ich dort nicht wahnsinnig geworden bin. Keiner kann begreifen, was ich da gelitten habe — — —! Wenn Sie wüßten, was das für ein Leben ist, in der dritten Klasse einer Irrenanstalt mit lauter Irren in einem Raum als gesunder Mensch zweieinhalb Jahre leben zu müssen — —!

Was ich da an Grauenhaftem, Erschütterndem gesehen habe, werde ich nie vergessen.

Zuletzt war ich körperlich so elend, und mein Gehirn war so leer, daß ich das ganze letzte Jahr das Bett nicht verlassen habe. Ich habe immer die Decke über den Kopf gezogen, um nichts zu sehen und nichts zu hören.

Auch essen konnte ich nicht mehr. Ich bekam täglich denselben Kartoffelbrei und dieselbe Fettsauce, eine Tasse Kaffee mit einem Brötchen. Alles war mir zuletzt so widerlich, daß man mich künstlich ernähren wollte.

Als ich nach zweieinhalb Jahren von russischen Emigranten aus dem Irrenhaus geholt wurde, war ich so schwach, daß ich nicht einmal einen Löffel in der Hand halten konnte und alles verschüttete, was ich an den Mund führte.“

... Über den zweijährigen Aufenthalt der Kranken in der Irrenanstalt Dalldorf enthält die Krankengeschichte der Anstalt an erster Stelle einen Bericht aus der Krankengeschichte des Elisabethkrankenhauses des Inhalts, daß die Untersuchte am 17. Februar 1920 aus dem Wasser gezogen worden und trotz eindringlichen Befragens nicht zu bewegen gewesen sei, Namen und Herkunft anzugeben. Daß sie auf der Station meist ruhig und teilnahmslos sitze und sich nur selten am Gespräch der Mitkranken beteilige. Eine geistige Erkrankung depressiven Charakters, Melancholie, wurde angenommen. Das gab die Veranlassung zur Überführung nach der Anstalt Dalldorf.

Hier wurde sie mit einem Körpergewicht von 110 Pfund eingeliefert. Im Aufnahmebefund vom 30. März 1920 heißt

es: „Sehr zurückhaltend, weigert sich, Namen, Herkunft, Alter und Beruf zu nennen. Sitzt in trotziger Haltung. Sie wollte nichts aussagen, habe ihre Gründe dafür; hätte sie etwas aussagen wollen, so hätte sie es bereits im Elisabethkrankenhaus gesagt . . . Der Arzt möge glauben, was er wolle, sie sage ihm nichts. Auf die Frage, ob sie Stimmen höre, Gestalten sehe, soll sie geantwortet haben: ‚Sie sind wohl nicht unterrichtet, Herr Doktor.‘ Den Selbstmordversuch gibt sie zu, lehnt aber eine Begründung oder Erklärung dazu ab . . .“

In der Folgezeit enthält die Krankengeschichte der Anstalt Dalldorf sehr wenig.

Im Mai 1920 heißt es, daß sie die ärztliche Untersuchung ablehnt und ebenso jede Auskunft über ihre Person.

Am 12. August 1920 wird sie auf Anfrage der Gefängnisdirektion Plötzensee gefragt, ob sie mit einer gewissen Marie Wachowiak identisch sei. Sie lachte und wünschte dem Arzt, der ihr die Frage stellte, Glück zu seinem Erfolg . . .

Über das letzte Jahr des Aufenthaltes in der Irrenanstalt Dalldorf finden sich keine Eintragungen über das psychische Verhalten der Kranken. Bei der Entlassung Ende Mai 1922 wog sie 99 Pfund, nachdem das Gewicht vorübergehend bis 91 Pfund heruntergegangen war. Vom März 1922 bis zu ihrer Entlassung aus der Anstalt bestand Fieber, offenbar die beginnende tuberkulöse Erkrankung. Die vorläufige Diagnose lautete auf Psychopathie mit Fragezeichen . . .

Über ihre Befreiung aus dem Irrenhaus erzählt sie das folgende: „In den letzten Monaten meines Aufenthaltes in Dalldorf wurde in demselben Saal, in dem ich lag, zur ärztlichen Behandlung eine Frau eingeliefert, die mich dauernd mit Blicken verfolgte und mich auf eine mir unheimliche Art anstarrte. An einem Tage trat sie aufgeregt auf mich zu und schrie mich an: ‚Ich kenne Sie!‘ Doch habe ich ihr nie gesagt, wer ich bin. Sehr bald darauf wurde sie entlassen, und dann kamen russische Emigranten zu mir, die mich sehen wollten.

Einer von den russischen Emigranten brachte mir ein Bild meiner Großmutter. Das war das erstmal, daß ich die Vorsicht vergaß und in meinem Schreck, als ich dieses Bild sah, ausrief: „Das ist meine Großmutter!“*

Ich erfuhr später, dieselbe Frau, die behauptet hatte, mich erkannt zu haben, habe russische Emigranten aufgesucht und ihnen erzählt, sie hätte im Irrenhaus meine Schwester Tatjana gefunden, für die sie mich hielt. Ich habe bis zuletzt nicht zugeben wollen, wer ich sei, und es auch den Emigranten gegenüber nicht getan.

Wenn Sie wüßten, wie furchtbar es mir war, als dann plötzlich mehrere Russen kamen, darunter eine Dame**, die früher bei uns am Hofe gewesen war, und mich sehen wollten! Ich schämte mich meiner Verkommenheit vor ihnen, zog die Decke über meinen Kopf und weigerte mich, mit ihnen zu sprechen. — — — Nie werde ich vergessen, wie man mich damals aus dem Bett gerissen und gezwungen hat zu stehen. Ich begriff zuerst gar nichts. Später erfuhr ich, daß sie sehen wollten, ob ich groß oder klein sei, und da ich klein war, erkannten sie, daß ich nicht meine Schwester Tatjana sein konnte. Die erste, der ich mit Vertrauen alles erzählt habe, war Frau Tolstoi, die mich lange Zeit pflegte, als ich in der ersten Zeit, nachdem ich aus dem Irrenhaus gekommen war, eine schwere Lungenentzündung hatte. Ich kannte diese Dame von früher; sie war nie offiziell bei uns am Hofe, sondern

* Herr S e, der das Bild gebracht hatte, kam an demselben Tage voller Aufregung zu Baron O. in die offizielle Vertretung der russischen Emigration und erzählte ihm, daß die Kranke, als sie das Bild der Zarinmutter erblickte, sichtlich erschrak und ausrief, das sei ihre Großmutter. Dieser Vorfall ist auch in der Krankengeschichte der Anstalt Dalldorf verzeichnet, da eine Schwester dabei anwesend war. Trotzdem hat dieser selbe Emigrant der Großfürstin Olga, der Schwester des Zaren, hinterher die Episode so dargestellt, als hätte die Kranke das Bild nicht erkannt; warum hat er die Unwahrheit gesagt?

** Baroness Isa von Buxhoeveden.

kam als Freundin unserer Familie und war uns allen sehr ergeben. Sie war damals selbst mit den Nerven sehr herunter und hat trotzdem bei mir die Nacht gewacht und alles für mich getan.“

DIE EMIGRANTEN

„Dann kamen noch oft russische Emigranten; ich weiß gar nicht mehr, wer das alles war. Eine Dame redete mir tagelang zu, das Irrenhaus zu verlassen und zu einer Emigrantenfamilie zu gehen, die mich aufnehmen wolle. Ich habe mich lange geweigert. Doch zuletzt gab ich nach — heute bereue ich es und habe es tausendmal bereut, daß ich das Irrenhaus verlassen habe; denn wenn ich dageblieben wäre, so wäre ich schon tot, und alle diese Demütigungen, Qualen und Enttäuschungen, die ich später erlebte, wären mir erspart geblieben.

Ich hatte den Worten dieser Dame geglaubt, daß man mich nur aus rein menschlichen Gründen aus dem Irrenhaus holte. Doch sah ich später, daß es ganz anders zusammenhing. Von dem Moment an, wo ich aus dem Irrenhaus kam, bis zu dem Moment, da Sie mich holten, bin ich nur ein Objekt gewesen für die Menschen, bei denen ich war. Ein Objekt, an das man Pläne knüpfen konnte, und an dem man verdienen wollte — Ich bin von Hand zu Hand gegangen, die Menschen haben sich gegenseitig gehaßt vor Neid, weil der andere mich bei sich hatte. Und später, als sie sahen, daß ihre Pläne sich nicht so verwirklichten, wie sie es erhofft hatten, ließen sie mich fallen. Es war ihnen gleichgültig, ob ich auf der Straße lag und vor Not weder ein noch aus wußte . . .

In der ersten Zeit wurde viel Geld für mich gesammelt, doch so viel war für mich nie übrig, daß man mir wenigstens die Zähne ersetzt hätte, um mich wieder zu einem Menschen zu machen.

Seit Rumänien taten mir alle Zähne im Oberkiefer weh; ich mußte eine Verletzung erhalten haben, denn sie wackelten

alle. Ich konnte damit nichts beißen, so daß ich sie mir im Irrenhaus habe herausnehmen lassen.“ Auf der Röntgenaufnahme haben die Ärzte gefunden, daß am Oberkiefer Knochen abgesplittert sind infolge eines heftigen Schlages.* „Ich wurde Menschen gezeigt, als sei ich eine Sehenswürdigkeit. Niemand nahm Rücksicht darauf, ob ich krank war oder nicht. Wenn Gäste kamen, mußte ich aufstehen und unter die Menschen gehen, um Szenen und Auftritte zu vermeiden . . .

Manche von den russischen Emigranten haben vor mir beinahe auf den Knien gelegen, mir versichert, daß sie meine besten Freunde seien und alles tun wollten, um mir zu helfen. Ein Emigrant hat mich angefleht, Patin bei seinem Kinde zu werden, und das Kind wurde nach mir Anastasia genannt. Diese Menschen, die es damals als eine Ehre und ein Glück ansahen, ihr Kind nach mir zu nennen, haben sich jetzt feindlich gegen mich gestellt. Ich weiß nicht, was ich ihnen getan habe, aber es lohnte sich ihnen anscheinend nicht mehr, sich für mich einzusetzen . . .

Nie werde ich vergessen, wie jemand zu mir gesagt hat, bevor ein Mitglied meiner Familie mich besuchen sollte: ‚Verderben Sie mir nicht das Geschäft!‘ . . .

Man hat für mich so lange Interesse gehabt, als man geglaubt hat, daß in England die Millionen noch vorhanden seien, die mein Vater deponiert haben sollte und von denen immer gesprochen wurde. Doch seitdem es in der Zeitung gestanden hat, daß diese Millionen gar nicht vorhanden seien, habe ich als wertvolles Objekt zu interessieren aufgehört . . .

Ich war immer krank und habe zweimal im Krankenhaus gelegen. Als ich das zweitemal im Krankenhaus Westend war, hörte die Familie K., bei der ich untergebracht war, allmählich auf, mich im Krankenhaus zu besuchen. Die einzige, die mich immer besuchte, war die P., dieselbe, die mich damals im

* Vgl. die ärztlichen Gutachten, Seite 236 u. folg.

Irrenhaus für meine Schwester Tatjana gehalten und es den Emigranten erzählt hatte.“

EINFACHE LEUTE

„Als ich aus dem Krankenhaus entlassen werden sollte, mich aber niemand abholte, schlug mir die P. vor, zu ihr zu gehen. Ich nahm es an und war etwa zwei Monate bei der P. Da erschien in der Zeitung ein Artikel gegen mich.

Die P. verlangte von mir, ich sollte auf diesen Artikel erwidern. Da ich mich aber weigerte, es zu tun, wurde sie derartig aufgeregt und böse, daß sie mich aus dem Bette riß — es war mitten in der Nacht — und mich auf den dunklen Treppenflur hinauswarf.

Neben der P. wohnte eine Arbeiterfamilie*, bestehend aus einer Frau, einem Mann und seinem Bruder, die tagsüber auf Arbeit gingen. Diese Menschen nahmen mich bei sich auf, und ich lebte bei ihnen etwa sechs Wochen. Trotzdem es einfache Leute waren, zeigten sie sich taktvoller und feinfühlicher als alle die, die ich bis jetzt kennengelernt hatte. Sie teilten mit mir jedes Stückchen Brot und sorgten für mich, so gut sie konnten. Damals versuchte ich auch etwas zu verdienen, indem ich Taschentücher stickte, die die Frau dann ins baltische Rote Kreuz brachte, wo sie verkauft wurden. Doch weigerten die Leute sich, von mir Geld zu nehmen. Da habe ich für dieses Geld Lebensmittel gekauft und ihnen diese gegeben. Ich war furchtbar stolz, mich ihnen mit meinem selbstverdienten Gelde dankbar erweisen zu können. Mein größter Wunsch ist, wenn ich einmal Geld haben sollte, diesen Menschen zu helfen, denn die haben mich wirklich nur aus menschlichem Gefühl heraus zu sich genommen, ohne danach zu fragen, wer ich bin, und ob sie einmal dafür belohnt werden.

Von da holte mich der Polizeikommissar. Zuerst weigerte

* Diese Familie hieß Bachmann.

ich mich und wollte nicht mitgehen. Auch die Familie wollte mich nicht weglassen, doch der Polizeikommissar beteuerte, daß er mir helfen wolle, daß er wohlhabend sei und es ihm nichts ausmache, wenn ich bei ihm lebe, und redete mir so lange zu, daß ich zuletzt einwilligte und mit ihm ging.

Die Familie des Polizeikommissars hat auch alles für mich getan, was in ihrer Möglichkeit lag, und war in der ersten Zeit sehr gut zu mir. Seine Frau hat bis zuletzt für mich gesorgt und sehr darauf gesehen, daß ich mich gut ernähre. Erst nach dem Besuch der Kronprinzessin Cecilie und ihrer Ablehnung, mir zu helfen, änderte der Polizeikommissar sein Benehmen gegen mich. Zuletzt stellte er mir den Termin, daß ich bis zum 3. Juli eine andere Unterkunft finden müsse, da er mich keinen Tag länger bei sich behalten wolle. Er machte mir immer Vorwürfe, daß ich daran schuld sei, daß meine Verwandten mich nicht anerkennen wollten, und daß er durch meinen Eigensinn in meiner Angelegenheit ‚auf den toten Punkt‘ gekommen sei.

Es waren furchtbare Wochen, die ich damals verbrachte. Ich habe lange nicht so viel geweint wie in dieser Zeit. Und wenn Sie mich nicht geholt hätten, so hätte ich bestimmt Schluß mit meinem Leben gemacht. Ich war schon fest entschlossen dazu — — —.“

TANTE IRENE

Ich fragte nun, woher der Polizeikommissar sie in seinem Briefe der Ungezogenheit gegen die Prinzessin Irene beschuldigen dürfte. Darauf erwiderte sie ganz erregt:

„Ich bin nicht ungezogen gewesen. An dem Tage, als Tante Irene kam, war ich krank. Die Geschwulst auf meiner Brust fing an, immer größer zu werden, und ich fieberte*. Doch ging ich

* Beginn der Erkrankung an Knochentuberkulose auf dem Brustknochen, später durch Behandlung im Krankenhaus verheilt.

trotzdem hinaus, ich war ja auf dem Lande, und bin spazieren gegangen. Unterwegs fand ich Pilze, die ich mit meinen Händen ausgrub, und kam ahnungslos und schmutzig mit diesen Pilzen nach Hause. Der Polizeikommissar empfing mich sehr aufgeregt, doch wußte ich nicht den Grund dafür. Er rief mich gleich ins Speisezimmer; es war dunkel, die Lampen waren noch nicht angezündet, und mir wurden zwei Damen vorgestellt, deren Namen mir ganz fremd waren. Auch konnte ich in der Dunkelheit die Gesichter nicht unterscheiden. Doch als die eine Dame anfang zu sprechen, bekam ich Herzklopfen, da mir die Stimme bekannt vorkam. Dann wurde plötzlich Licht gemacht, und ich erkannte sofort Tante Irene. Ich war so aufgeregt, so gekränkt und ratlos, daß Tante Irene unter fremdem Namen hier vor mir saß, daß ich keinen Ton sagen konnte. Dann ging ich in mein Zimmer. Ich war vollständig ratlos und empfand es als eine Demütigung, daß gerade Tante Irene, derentwegen ich diese weite Reise aus Rumänien gemacht hatte, als Fremde unter einem fremden Namen zu mir gekommen war.

Als ich in meinem Zimmer war, kam Tante Irene auch hin und wollte, daß ich spreche und ihre Fragen beantworte. Ich mußte mich abkehren, damit sie nicht sähe, daß ich weinte. Ich habe kein Wort sagen können, weil mir die Tränen übers Gesicht liefen und die Kehle wie zugeschnürt war — — ich war nicht ungezogen — — ich habe bloß geweint und war vollständig ratlos.“

PERSONALIEN

An einem Tage, da es der Kranken besser ging, gestatteten die Ärzte, daß ich mit ihr zum Zahnarzt gehe. Ich ließ ihr die vorderen fehlenden Zähne einsetzen und besorgte ihr auch Kleider, die für sie paßten, und in denen sie aussah, wie es ihrem Alter entsprach. Sie zeigte sich jetzt um viele Jahre jünger.

Als ich sie ins Marienkrankenhaus brachte, hatte sie mich inständig gebeten, niemand zu verraten, wer sie sei. Das ver-

sprachlich auch. Doch Professor Dr. Berg gab den Anstaltsärzten den Brief des Polizeikommissars zu lesen, so daß die Herren wußten, wer sich unter dem Namen Anastasia Tschaikowski verbarg. Das führte zu einer Episode, die für das Empfinden der Kranken so bezeichnend ist, daß ich sie unbedingt wiedergeben muß. Vier Tage nach ihrer Ankunft im Krankenhaus führte ich sie zum Operationszimmer, wo ihr der Verband gewechselt werden sollte. Ich wartete im Vorzimmer; plötzlich kam die Kranke in größter Aufregung heraus, legte ihren Kopf auf meine Schulter und fragte bitterlich weinend: „Was weiß der Doktor?“ Ich wußte zuerst nicht, was da vorgefallen war, versuchte sie zu beruhigen und bat dann den Arzt um Aufschluß. Er zeigte mir ein Formular, auf dem wie üblich die Personalien der Kranken ausgefüllt werden mußten. Es war schon halb beschrieben, und wie er mir sagte, hätte sie seine Frage nach ihren Anverwandten anstandslos, augenscheinlich rein mechanisch beantwortet. Ihr Vater hieß Nikolai Romanow, sie selbst war am 17. Juni 1901 deutschen Stiles geboren. Ihre Mutter hieß Alexandra von Hessen, ihre Geschwister Olga, Tatjana, Maria, Alexei; sie waren alle tot. Erst als der Doktor sie fragte, ob jemand von ihren Großeltern noch am Leben sei, stutzte sie und verweigerte die Antwort. Darauf meinte der Arzt: „Warum sagen Sie das nicht, ich muß es doch aufschreiben. Es ist doch die Zarin Dagmar! Sie müssen mir jetzt auch Ihre Adresse nennen, damit ich alles Vorgeschriebene ausfüllen kann!“ Daraufhin sah ihn die Kranke entsetzt an und lief weinend hinaus.

Lange konnte sie sich darüber nicht beruhigen, daß man im Marienkrankenhaus so gut über sie Bescheid wüßte. Verzweifelt war sie und weinte bitterlich. Wenn ich sie tröstete und sie darüber beruhigte, daß ihr nichts geschehen könne, fragte sie mich, was sie denn eigentlich hätte antworten sollen. Sie hätte ja im Moment gar nicht daran gedacht, daß der Arzt hier in Deutschland so genau all die Namen kennt.

ANERKENNUNG

Gleich von Anfang an stand bei mir fest, alles zu tun, um das Interesse der Verwandten für die Kranke wachzurufen. Ich dachte zunächst an Darmstadt, wo der Großherzog von Hessen, der Bruder ihrer Mutter, lebt. Sie war damit einverstanden, daß dieser Versuch gewagt werde, und bat, daß der Großherzog nach Berlin komme und sie hier persönlich sehe. Ich schrieb also an den Großherzog einen Brief, in dem ich ihn davon unterrichtete, wen ich unter dem Namen Frau Tschaikowski in Pflege hätte, und bat ihn im Namen der Kranken, zu kommen und sie von Auge zu Auge zu sehen. Ich legte einen ausführlichen Bericht bei, sowie eine Aufstellung der Körpermale, die meiner Meinung nach unbedingt zur Feststellung ihrer Identität dienen mußten.

Ich führte folgendes an:

1. Ballenbildung an den Füßen, besonders ausgeprägt am rechten.
2. Röntgenaufnahme des Kopfes, auf welcher die Schädelverletzungen zu sehen sind.
3. Auf dem Schulterblatt eine kleine weiße Narbe, herührend von einem abgebeizten Leberfleck.
4. An der Wurzel des linken Mittelfingers die Narbe eines Risses oder einer Quetschung (die Kranke erzählt, die Hand sei ihr, als sie noch ein Kind war, in eine Wagentüre geklemmt worden).
5. Eine kleine undeutliche Narbe rechts an der Stirn (nach ihrer Erzählung sei sie als Kind gefallen, habe sich dabei die Stirn zerschlagen und lange diese Narbe gehabt. Deshalb habe man ihr in der Kindheit die Haare immer in die Stirn gekämmt und abgeschnitten).
6. Hinter dem rechten Ohr eine Narbe, von den Ärzten als Streifschußwunde festgestellt.

Rund heraus gesagt, dieser erste Versuch schlug fehl. Ich bekam auf meinen Brief zwar eine Antwort, aber keine gerade sehr ermutigende. Es sei ausgeschlossen, daß noch eine Tochter des Zaren sich am Leben befinde. Das war die Antwort.

Vielleicht trug ich selbst schuld an diesem Mißerfolg. Ich hatte die Aktion zu früh begonnen. Drei Wochen erst kannte ich die Kranke und war daher nicht imstande, nach Darmstadt das ausführliche Material zu schicken, über das ich später verfügte. Ich hätte mir sagen müssen, daß die Verwandten der Zarenfamilie im Laufe der Jahre fortwährend durch falsche Nachrichten über die Existenz des einen oder anderen überlebenden Mitglieds der unglücklichen Familie Nikolaus II. beunruhigt worden seien. So trat in Paris im Jahre 1920 eine Hochstaplerin auf, die sich als die Großfürstin Anastasia ausgab; in Amerika präsentierte sich im selben Jahre eine andere Schwindlerin gleichfalls als Anastasia. Beide Fälle wurden sehr schnell als Betrug aufgedeckt. Dann tauchten bald da, bald dort Nachrichten auf, daß die ganze Familie des Zaren noch am Leben sei und sich in Rußland versteckt halte. Ein anderes Gerücht, das bald lauter, bald leiser durch die Welt lief, wußte zu berichten, daß der Thronfolger Alexei gerettet und als einziger noch am Leben sei. Selbstverständlich war die Familie durch derlei Gerüchte, die nur in der Absicht, Geld zu erpressen, lanciert wurden, nervös und mißtrauisch geworden. War es zu verwundern, daß der Großherzog von Hessen für meinen Versuch der Aufklärung kein anderes Urteil hatte! Dazu wurde die Angelegenheit der Frau Tschaikowski noch dadurch erschwert, daß sich die Verwandten meistens bei Persönlichkeiten erkundigten, die entweder gar nicht orientiert waren oder ihnen gar aus irgendwelchen persönlichen Gründen bewußt falsche Auskünfte erteilten.

Hier folgt der Bericht der Dame, die in meinem Auftrag

in Darmstadt versucht hat, den Großherzog von Hessen für die Angelegenheit der Kranken zu interessieren.

DARMSTADT

„Als ich im Sommer 1925 mich entschloß, mit dem Schreiben der Frau Harriet von Rathlef-Keilmann an den Großherzog von Hessen und ihrem seit drei Wochen unter meinen Augen entstandenen Material über Frau Tschaikowski nach Darmstadt zu reisen, geschah dieses aus dem einzigen Motiv heraus, den inständigen Bitten eines erschütternd hilflosen, von allen verlassenem, schwerkranken Menschenkinds nachzukommen*. Frau Harriet von Rathlef selber konnte nicht fahren, da sie aus der Pflege der Schwerkranken nicht abkömmlich war.

Ich bin durch Frau Harriet von Rathlef mehrere Male mit Frau Tschaikowski zusammengekommen und kann unter Eid bezeugen, daß ihre Aufzeichnungen echt sind, und sie diese Angelegenheit nicht aus politischen Gründen, sondern einzig aus reiner menschlicher Gesinnung in die Hand genommen hat.

Gemeinsam mit Frau Harriet von Rathlef habe ich Frau Tschaikowski mehrmals im Marienkrankenhause besucht. Sie lag in einem Zimmer dritter Klasse, das sie mit mehreren anderen Patienten niederer sozialer Schichten teilte.

Draußen und drinnen brütete eine unerträgliche Julihitze. Aber in diesem in der Stickluft der Steinwüste des Berliner Ostens befindlichen Krankenhause war kein Stückchen Eis aufzutreiben, um der Kranken die Schmerzen in ihrem fieberglühenden, bis auf die Knochen entzündeten Arm durch kühlende Umschläge lindern zu können. Frau Harriet von Rathlef gelang es schließlich, Eis aus der Nachbarschaft herbeizuschaffen. Die mit Arbeit überlasteten Schwestern sagten uns, die Kranke sei sehr still und geduldig, stelle keinerlei An-

* Dieses Drängen wäre doch für eine Hochstaplerin erstaunlich, die dieses Zusammensein wohl nach Kräften hinausgeschoben hätte.

sprüche, schelle nie, liege meist mit dem Gesicht zur Wand, die Decke mit dem gesunden Arm so hochgezogen, daß sie von den anderen Betten aus möglichst nicht zu sehen sei. Da die Kranke die Kost des Krankenhauses kaum berührte, übernahm Frau Harriet von Rathlef die Hauptsorge für ihre Ernährung, indem sie ihr leichtes und appetitanregendes Essen mitbrachte.

Meine persönlichen Eindrücke, die ich von Frau Tschaiowski hatte, ließen in mir keinen Augenblick das Gefühl aufkommen, als hätte ich es mit einer Komödiespielenden oder mit einer Geisteskranken zu tun. Ich war Zeuge ihrer Erschütterung, als ihr Frau Harriet von Rathlef die Mitteilung machte, daß auch der Großfürst Michail* ermordet sei:—sah, wie sie die Augen schloß, vollkommen zusammenfiel und nur mit der Hand abwehrende Bewegungen machte. Ich habe sie die verschiedenen Male, die ich mit ihr und Frau Harriet von Rathlef im Marienkrankenhaus zusammen war, stets objektiv beobachtet, ohne je eine Lücke zu entdecken, in die ein Zweifel an der Aufrichtigkeit und Lauterkeit ihres Wesens hätte einhaken können. Die Kranke wünschte damals so leidenschaftlich, daß ihr Onkel, der Großherzog von Hessen, käme; sie war felsenfest davon überzeugt, daß er sie erkennen würde. Sie sprach von nichts anderem und war ein hilfloses, verlassenes, sehnsüchtiges Kind, das die Tage bis zur Entscheidung zählte. (Am Rande des Grabes, gefoltert von unerträglichen körperlichen Schmerzen, als seelisch zu drei Vierteln verschüttetes Geschöpf, kann man wohl kaum noch ‚ehrgeizige Pläne‘ verfolgen!!)

In Darmstadt wandte ich mich an den Grafen Hardenberg. Trotz meiner dringenden Vorstellungen und obwohl ich durch einen Brief der am Darmstädter Hof bekannten Familie von Unruh beim Großherzog eingeführt war, wei-

* Großfürst Michail Alexandrowitsch, der Bruder des Zaren, vermählt mit der später erwähnten Gräfin Brassowa.

gerte sich der Großherzog, der sich damals in Wolfsgarten befand, durchaus, mich persönlich zu empfangen.

So verhandelte ich denn mit dem Grafen Hardenberg: ich las ihm das von Frau Harriet von Rathlef zusammengestellte Material über die ersten Wochen der Pflege vor und fügte meine persönlichen Eindrücke hinzu.

Ich möchte hier eine Beobachtung einflechten, die beleuchten könnte, wie von Darmstädter Bekundungen in dieser Angelegenheit zu denken ist. Ich las Graf Hardenberg die Angabe der Frau Tschaikowski vor, eine intime Freundin ihrer Mutter habe Anja geheißen; ein paar Tage später hatte sie auch den Nachnamen angegeben, er lautete ‚Wyrubowa‘.

Frau Harriet von Rathlef, wie mir, war dieser Name unbekannt*. Ich fragte Graf Hardenberg, ob er den Namen einmal gehört habe? Er sagte: „Nein“, und fügte hinzu: „Das können wir aber gleich feststellen: es lebt hier in Darmstadt eine ehemalige Kammerfrau des russischen Hofes.“ Er rief diese Persönlichkeit sofort in meiner Gegenwart telephonisch an und fragte, ob ihr dieser Name — er sprach ihn deutlich aus — von früher her, als der einer Freundin der Zarin bekannt sei. Die Gegenantwort lautete: „Nein.“ Graf Hardenberg hingte an und sagte leise triumphierend zu mir: „Sehen Sie, vollkommen unbekannt!“ — Nachdem dann der Großherzog von Hessen persönlich das Manuskript der Frau Harriet von Rathlef gelesen und geprüft hatte, war von ihm vermerkt worden: „Der Name Wyrubowa ist bekannt. Es war aber niemals eine nähere Freundin der Zarin. Der Vorname ist falsch. Er muß Anna lauten.“

Monate später bekomme ich die von Joachim Kühne herausgegebenen ‚Briefe der letzten Zarin‘ in die Hände und

* Ein Beweis, wie wenig Frau von Rathlef überhaupt vom Zarenhofe wußte, da der Name der Frau Wyrubowa im Zusammenhange mit der grotesk-tragischen Figur Rasputins bekannt genug geworden ist. Anmerkung des Herausgebers.

finde schon in der Einleitung die Bemerkung, wirklich enge Beziehungen habe die Zarin nur zu einer Frau, Anja Wyrubowa unterhalten.

Wie hängt das zusammen?

Seltsam ist es auch, daß der Großherzog in Frau Harriet von Rathlefs Manuskript vermerkt hat, es gäbe keinen Prinzen von Lichtenberg oder Leuchtenberg (Frau von Rathlef hatte beide Namen angeführt, da sie Frau Tschaikowski nicht genau verstanden hatte), der mit den Zarenkindern gespielt habe*.

Ferner: zu der Äußerung Frau Tschaikowskis: „Was habe ich dies Jahr für einen traurigen Geburtstag verlebt. Wenn ich an früher denke. Welche Feste hat uns da Großmama gegeben,“ lautete die großherzogliche Bemerkung: „Stimmt nicht. Die Zarinmutter hat den Enkelkindern nie rauschende Feste gegeben.“ Das Wort ‚rauschend‘ hatte aber gar nicht im Manuskript gestanden. Frau Tschaikowski hatte gesprochen, wie man von Kinderfesten mit Schokolade und Kuchen spricht, die einem als herrlich in Erinnerung bleiben, hauptsächlich, wenn die Gegenwart eine sehr trübe ist.

Ferner: zu Frau Tschaikowskis Äußerung, ihre Tante Irene sei ‚Nini‘ genannt worden, lautete die Randbemerkung des Großherzogs: „Die Prinzessin Irene ist von den Zarenkindern niemals ‚Nini‘ genannt worden.“ Ich fragte Graf Hardenberg: „Ist die Prinzessin Irene überhaupt nicht ‚Nini‘ genannt worden? Diese Abkürzung liegt doch nicht ganz fern?“ Er antwortete: „Doch, das allerdings.“ Auf dieser Linie bewegten sich die mir entgegengehaltenen Unstimmigkeitsbeweise. Auf vorgewiesene Bilder hin sagte mir Graf Hardenberg: „Das Verrückte und Komplizierte ist, man findet, Frau Tschaikowski sieht weder aus wie die Großfürstin Anastasia noch wie die Großfürstin Tatjana, sondern wie eine Mischung von beiden.“

Eine Äußerung von Frau Tschaikowski, die Persönlichkeit des Großherzogs von Hessen betreffend, wurde mit so nachdrück-

* Neffe des Herzogs Georg von Leuchtenberg auf Seon.



Großfürstin Anastasia auf einer Schärenfahrt



Im Mommsen-Sanatorium



Die Zarin und ihre Töchter

licher Entrüstung zurückgewiesen, daß ich die unmittelbare Empfindung hatte, hier, ohne es zu ahnen, einen wunden Punkt berührt zu haben.

Meine immer wiederholten Bitten und Vorstellungen, der Großherzog möchte doch zur Klärung des Falles inkognito nach Berlin kommen, stießen gegen einen nicht zu verrückenden Widerstand. Graf Hardenberg sagte mir, eine Reise des Großherzogs nach Berlin in dieser Angelegenheit sei unmöglich. Es könne eine Notiz darüber in die Presse kommen. Aus diesem Grunde wäre die Reise nicht zu unternehmen.

Es war mein Eindruck, daß ich hier einer Macht gegenüberstand, an deren ernstem, von menschlichem Verantwortungsbewußtsein getragenen Willen, diesen seltsamen und tragischen Fall restlos aufzuklären, ich zweifeln mußte.

In meiner letzten Unterredung sagte ich zu Graf Hardenberg: „Wenn Frau Tschaikowski nicht die Großfürstin Anastasia, auch keine Schwindlerin oder Geisteskranke ist, welche Möglichkeit bleibt dann aber noch übrig?“

Graf Hardenberg antwortete überlegen: „O, dann bleibt noch die Möglichkeit, daß ein großer Unbekannter dahintersteht, der sie hypnotisiert.“

Wen halten die Darmstädter Kreise für diesen wunderbaren Hypnotiseur? Den Gesandten Zahle? Frau von Rathlef?

Als ich mit dem erschütternd negativen Resultat meiner Darmstädter Bemühungen nach Berlin zurückkehrte, hatte sich hier das Befinden der Patientin — man hatte sie inzwischen in ein Einzelzimmer gebracht — so verschlechtert, daß das Schlimmste zu befürchten war. Ich trat an das Bett eines vor Schmerzen wimmernden, in hohem Fieber liegenden Menschen, der keine Frage mehr stellen konnte, mich nur flehentlich-fragend ansah. Ich beugte mich zu der Kranken nieder und sagte: „Ihr Onkel konnte leider nicht gleich mit mir kommen, wie wir bei meiner Abreise gedacht. Aber alles wird gut werden. Sie müssen nun noch ein wenig Geduld haben.“

Ihre Augen füllten sich langsam mit Tränen und schlossen sich. Sie drehte den Kopf zur Seite, und ich hörte sie murmeln: „Ach, sie werden alle kommen, wenn ich tot bin.“

gez. Amy Smith

Berlin-Grunewald, 6. März 1927

DER DÄNISCHE GESANDTE

Schwierigkeiten sind da, um überwunden zu werden. Ich verriet natürlich der Sterbenskranken nicht, daß der Versuch, den Onkel für sie zu interessieren, nicht geglückt war. Das hätte gewiß den Lebensmut und die Hoffnung auf bessere Zeit, die langsam, ganz allmählich wieder in ihr emporglommen, sofort ausgelöscht. Wenn ich auch zuerst nicht recht wußte, wohin ich mich jetzt wenden sollte, so arbeitete ich doch weiter, sammelte mein Material und hoffte darauf, daß irgendwie und irgendwoher Hilfe kommen müßte.

Sie kam. Und zwar von einer Seite, von der ich sie gar nicht erwartet hatte. Die Tochter Kaiser Wilhelms II., Viktoria Luise, Herzogin von Braunschweig, weilte im Frühjahr 1925 in Kopenhagen, um ihre Schwiegermutter, die Herzogin von Cumberland, zu besuchen. Dort kam auch ihr das Gerücht zu Ohren, daß die Zarentochter Anastasia noch am Leben sei, und sie sprach sich sehr energisch dafür aus, daß man alles aufbieten müßte, um diesen Gerüchten nachzugehen. Der Bruder der Zarinmutter, Prinz Waldemar, schickte darauf den ehemaligen Kammerdiener der Zarin, Wolkow, an den dänischen Gesandten Zahle in Berlin mit einem Brief, in dem er ihn bat, Wolkow in das Marienkrankenhaus zu bringen und die ganze Angelegenheit weiter zu verfolgen. Selbstverständlich erhielt der Gesandte diesen Auftrag nicht als offizielle diplomatische Mission, sondern nur als Privatmann. Als solcher hat er sich auch weiterhin in dieser ganzen Sache betätigt. Dank der Herzogin Viktoria Luise nahmen die Dinge eine

Wendung zum Besseren. Vor allen Dingen fand die Kranke in der Person des Gesandten einen treuen Helfer in der Not, der auch trotz aller Wirrnisse und Komplikationen nicht anderen Sinnes geworden ist. Der Kammerdiener Wolkow, den er in das Krankenhaus brachte, war einer von den Getreuen, die die Zarenfamilie in die Verbannung nach Sibirien begleitet hatten. In Jekaterinburg wurden die Diener von der Herrschaft abgesondert, ins Gefängnis geworfen und später in den Wald geschleppt, um dort erschossen zu werden. Wolkow war der einzige, der sich durch Flucht retten konnte.

WOLKOW

Die Kranke wußte vorher nichts von dem Besuch, der am 3. Juli 1925 stattfand. Ich saß mit ihr im Garten, als Professor Berg, der, wie bereits mitgeteilt, der Seelsorger des Krankenhauses war, bei uns erschien und mich davon verständigte, daß eben der dänische Gesandte in Begleitung des Kammerdieners Wolkow erschienen sei. Wir blieben im Garten. Wolkow wurde zu einem Fenster geführt, von dem aus er ungelesen die Patientin sehen konnte*. Als die Kranke an dem Fenster vorüberging, äußerte er sich, daß sie der Großfürstin Anastasia ähnlich sähe. Allerdings vermochte er nicht zu begreifen, warum sie, wenn sie wirklich die Großfürstin sei, nicht Russisch sprechen könne. Professor Dr. Berg erwiderte ihm darauf, daß der Verlust einer Sprache nach dem Urteil der Spezialärzte sehr oft eintrete. Während des Krieges habe man derartige Fälle öfters beobachtet. Warum Frau Tschai-kowski denn so gut Deutsch spräche, fragte Wolkow. Professor Dr. Berg gab auch hierfür die Erklärung: Während der letzten fünf Jahre habe sie sich ständig in deutscher Umgebung befunden und sei daher auf ganz natürlichem Wege zum Erlernen der deutschen Sprache gekommen. Jedoch sei ihre Aus-

* Protokoll vom 3. Juli 1925, geführt von Prof. Dr. Berg.

sprache und Satzkonstruktion nicht eigentlich deutsch, sondern die einer Ausländerin. Herr Wolkow schien sich mit dieser Erklärung zufrieden zu geben.

Dann erst stellte man die Kranke dem ehemaligen Kammerdiener ihrer Mutter gegenüber. Als Wolkow sie so aus der Nähe sah, war er auf den ersten Eindruck hin enttäuscht. „Die Großfürstin war viel rundlicher im Gesicht,“ meinte er, „und hat blühender ausgesehen. Der jetzige Gesichtsausdruck erinnert nicht an den der Großfürstin.“

Er fühlte sich auch peinlich dadurch berührt, daß die Kranke gar nicht mit ihm sprach, sondern sich mit Herrn Zahle, Professor Berg und mir in deutscher Sprache unterhielt. Er beschränkte sich darauf, sie als stummer Zuschauer zu beobachten. Als er ging, erklärte er: er könne nicht bestimmt sagen, daß Frau Tschaikowski nicht die Großfürstin sei! (Protokoll Prof. Bergs.)

Wir alle, die wir dieser Szene beiwohnten, sahen, wie groß die seelische Spannung war, die Frau Tschaikowski dabei erfüllte. Mit gequältem, ängstlichem Blick sah sie Wolkow lange, lange an. Ihr Gedächtnis marterte sich, das nahmen wir alle wahr. Krampfhaft tastete es sich nach Erinnerungen, die sich nicht greifen lassen wollten. Endlich lehnte sie sich ermattet in das Sofa zurück und erklärte: „Ich kann mich nicht zurechtfinden!“

Sie bat, Herr Wolkow möchte am nächsten Tage wiederkommen, sie werde dann klarer und ruhiger sein! Beim Abschied reichte sie ihm freundlich die Hand. Äußerte ihre Freude, ihn am nächsten Tage wiederzusehen.

Zwei Tage nach dem ersten Besuche erschien Herr Zahle wieder mit Wolkow. Er brachte einige Bilder mit, die ich mir von einer Dame aus Moskau beschafft hatte, und die verschiedene Mitglieder der Zarenfamilie darstellten. Herr Zahle zeigte sie der Kranken, die sie mit glücklichem Gesicht betrachtete. Die Photographie des Großherzogs von Hessen er-

kannte sie sofort und sagte: „Das ist mein Onkel, seine Söhne und meine Tante!“

Zuerst wollte die Unterhaltung mit Wolkow nicht recht in Fluß kommen. Der alte Mann konnte nicht darüber hinwegkommen, daß die Tochter seines Zaren nicht Russisch spräche. Die Kranke hörte, wie er neuerdings seine Zweifel mir gegenüber aussprach, unterbrach ihre Unterhaltung mit dem dänischen Gesandten und wandte sich in sehr energischem Ton an mich mit der Bitte, Wolkow keine Erklärungen mehr zu geben und ihn zu nichts überzeugen zu wollen. Ihr Stolz, ihr Selbstbewußtsein litten wohl gerade unter dem Mißtrauen dieses Mannes sehr schwer. Immerhin beantwortete sie ihm dann einige Fragen, die er stellte. So wollte er von ihr wissen, ob sie sich eines Dieners (eines Mannes aus ihrer Umgebung, den Namen habe ich vergessen) erinnerte. Sie erwiderte sofort: „Das ist der Diener, der speziell für uns Kinder da war.“ Ob sie sich des Matrosen erinnerte, der als Diener bei ihrem Bruder gewesen? Ohne viel nachzudenken, gab sie zur Antwort: „Ja, er war sehr groß und hieß Nagorny.“

„Das stimmt,“ sagte Wolkow bewegt und gleich stellte sich zwischen ihm und der Kranken ein ganz anderer Kontakt her.

Am nächsten Tag kam er wieder. Dieses Mal allein, da Herr Zahle inzwischen nach Kopenhagen abgereist war. Die Kranke war an diesem Tage sehr matt, denn die Unterredungen vorher hatten sie sehr aufgeregt. Dennoch kam sie zur verabredeten Stunde in das Wartezimmer des Krankenhauses hinunter, konnte jedoch die ganze Zeit nur auf dem Sofa liegen. Wolkow nahm ihr gegenüber Platz.

Er setzte sein Verhör fort, wenn man es so nennen will. „Wer war Tatitschtschew?“ Sie dachte etwas nach und antwortete: „Meines Vaters Adjutant, in der Zeit, als wir in Sibirien waren.“

Wolkow bestätigte dies. Hierauf zeigte er ihr das Bild der

Zarinmutter Maria Feodorowna. Voller Aufregung betrachtete sie es lange und fragte ihn: „Ist sie gesund? Mich wundert, daß Großmama nicht ganz schwarz gekleidet ist; früher ging sie immer in Schwarz.“

Einen Augenblick schwieg sie dann, um sich auszuruhen. Wolkow und ich sprachen miteinander. Doch sie unterbrach uns: „Es war doch noch ein Matrose bei meinem Bruder!“ Wolkow nickte. Sie fuhr fort, unsicher wieder nach einer Erinnerung tastend. „Er hieß — — ich kann den Namen so schwer aussprechen — — Derewenko.“

„Ja,“ sagte Wolkow.

Sie sprach weiter: „Hat er nicht auch Söhne gehabt, die mit meinem Bruder spielten?“

Ein abermaliges „Ja“ Wolkows.

Wieder dachte sie nach und kämpfte mit ihrem Gedächtnis. Dann: „Aber es war doch noch jemand da, der ebenso hieß — — war das nicht der Doktor?“ Wiederum stimmte Wolkow zu.

Er fragte sie, ob sie sich der Großfürstin Olga Alexandrowna erinnere. „Ja,“ erwiderte sie, „das ist unsere Tante. Sie stand uns und Mama sehr nahe.“

Auf die Frage, wo sie ihre Schmucksachen in der letzten Zeit gehabt hätte, erwiderte sie: „Die waren alle in die Wäsche und in die Kleider eingenäht.“ Aber jetzt lächelte sie, schüchtern zeigte sich dabei der Schalk in ihrem schmalen Gesichtchen: „Nun bin ich zur Genüge examiniert worden,“ sagte sie zu mir, „wir wollen sehen, ob auch er sein Examen gut besteht. Erinnert er sich des Zimmers in unserem Sommerhaus Alexandria, wo an einer Fensterscheibe Mama jedes Jahr, wenn wir hinkamen, die Jahreszahl und ihre Anfangsbuchstaben und die Papas mit ihrem Brillantring eingeritzt hat?“*

* Dieses sagte sie zu mir mit der Bitte, es Wolkow zu übersetzen, da er kein Deutsch konnte. Deshalb die Anrede ‚er‘.

„Ja,“ gab Wolkow Bescheid, „wie sollte ich das nicht kennen! Ich bin doch in diesem Zimmer oft gewesen!“

Nun kam er mit einer Frage: „Erinnern Sie sich des Johannes-Klosters?“

Ihre Antwort: „Dieses Kloster war in Sibirien. Kamen nicht aus ihm die Nonnen, um mit uns zu singen? Mama und wir vier Schwestern sangen mit ihnen.“

Wolkow war tief erschüttert. Er mußte nun gehen, da sie sich sehr angegriffen fühlte und über Kopfschmerzen zu klagen begann. Die Tränen rannen ihm über die Wangen, und er küßte ihr mehrmals die Hand. Weinend sagte er dann zum Abschied zu ihr: „Es wird alles gut werden.“

Langsam ging er aus dem Zimmer. In der Tür drehte er sich um — die Tränen rannen ihm noch immer über das Gesicht.

Zu mir aber, die ich gedolmetscht hatte, meinte er: „Denken Sie sich, in was für einer Lage ich bin! Wenn ich nun sagte, daß sie es sei, und andere später das Gegenteil behaupten, wie stehe ich dann da?“

Ich kann seine Lage wohl begreifen, aber ein entschlossenes Wort hätte der Kranken mehr genützt als alle die halben Bejahungen, die schüchternen Bestätigungen, die uns später noch zuteil wurden.

Wir mußten Geduld haben.

SWASTIKA

Ich möchte hier einige Details hinzufügen. Das sind eben jene Einzelheiten, von denen ich im Vorwort sagte, daß sie vielleicht dem einen oder anderen gar zu weit hergeholt erscheinen. Man wird aber doch verstehen, warum ich sie anführe. So ist es meiner Meinung nach doch wichtig, daß eine Persönlichkeit, die beansprucht, die Tochter eines Kaisers zu sein, sich auch als solche zu benehmen weiß. Als Herr Zahle

beim ersten Besuch des Kammerdieners Wolkow zu ihr ins Zimmer trat, forderte sie ihn mit einer Geste zum Sitzen auf, die auf ihn, wie er mir später selbst gestand, einen außerordentlich starken Eindruck machte. Sie war von so natürlicher Hoheit, wie er sie bis jetzt nur in den höchsten Kreisen gesehen hatte. So etwas erlernt sich nicht. So etwas ist da und offenbart sich. Ohne jede Absicht. Gehört mit zur Persönlichkeit so wie das Gesicht, die Gestalt, die Haare. Eben deshalb führe ich diese Kleinigkeit hier an.

Ein Beispiel ferner, bezeichnend dafür, wie sehr die Gedanken der Kranken immer bei ihrer Familie weilten, und wie sie von der Sehnsucht nach der Großmutter erfüllt war, wenn sie auch selten darüber sprach und ihr Gefühl vor Fremden nie verriet. Herr Zahle zeigte ihr einen Brief des Prinzen Waldemar, den ihm Wolkow überbracht hatte. Der Brief hatte einen Trauerrand, und es fiel uns allen auf, mit welchem erschrecktem Gesicht sie ihn in die Hand nahm. Voller Angst fragte sie Herrn Zahle: „Wer ist in Kopenhagen gestorben? Ich habe eine solche Angst! Wie geht es meiner Großmama?“

Sie beruhigte sich erst, als ihr der Gesandte mitteilte, daß es der Zarinmutter gut gehe.

Sie faßte zu dem vornehmen und gütigen Manne sehr rasch Vertrauen in ihrer kindlich-natürlichen Art, wie sie es nur mit Menschen tut, die ihr sympathisch sind. Während der Unterhaltung mit ihm trat sie an das Fenster und betrachtete sein Auto, das vor der Türe stand. Ob er vorn auf dem Wagen irgendein Abzeichen habe, fragte sie ihn. Das Automobil ihrer Mutter habe auf der Motorhaube ein besonderes Zeichen gehabt, von dem ihre Mutter geglaubt habe, daß es Glück bringe. „Swastika“ — das Hakenkreuz, ein altes indisches Symbol. Sie selbst glaube auch daran. Aus ihrem Täschchen holte sie ein einfaches Metall-Hakenkreuz heraus und zeigte es Herrn Zahle, indem sie sagte: „Das habe ich mir hier in Berlin besorgen lassen.“ Später im Laufe des Jahres bemerkte ich

öfters, daß sie dieses kleine Kreuzlein immer unter ihrem Kopfkissen aufbewahrte. Wir fragten Wolkow, ob er etwas von dem Zeichen wüßte, das die Zarin auf ihrem Automobil gehabt haben sollte. Er konnte keine Auskunft darüber geben. Auch andere Erkundigungen blieben erfolglos. Was hatte es also mit dieser Swastika für eine Bewandnis? Sommer und Herbst gingen darüber hin. Ich dachte schon gar nicht mehr daran. Da rief mich eines Tages Herr Zahle an und erzählte mir, er habe soeben ein Bild von dem Automobil der Kaiserin Alexandra in einem Buche gesehen. Selbstverständlich habe er sofort nach dem Zeichen auf dem Auto gesucht, es aber mit dem bloßen Auge nicht finden können. Mit einer scharfen Lupe jedoch habe er es ganz deutlich vorn auf dem Automobil entdeckt. Genau so habe die Kranke es beschrieben! Das Buch war eben erschienen. Nie und nimmer konnte sie von ihm Kenntnis haben. Überhaupt hat sie nie ein Buch in der Hand gehabt, das die letzten Ereignisse in Rußland und speziell die Geschicke der kaiserlichen Familie schildert.

Und dann — —

Exzellenz Zahle kam zur Kranken und teilte ihr mit, daß er in jenem Buche auf dem Auto ihrer Mutter die Swastika gefunden habe. So? Sie war erstaunt und wußte überhaupt nichts mehr davon, daß sie darüber jemals etwas erzählt habe.

Kann man einen überzeugenderen Beweis dafür haben, in welchem traurigen Zustand sich das Erinnerungsvermögen dieses unglücklichen Wesens befindet?

FIEBERPHANTASIEN

In den Tagen, die den Besuchen Wolkows folgten, war die Kranke sehr angegriffen und verließ das Bett nicht. Als sie sich wieder etwas besser fühlte, begann man mit der Behandlung durch Höhensonne. Doch einige Zeit darauf bekam sie plötzlich Fieber und klagte über Schmerzen im Arm. Das

Fieber und die Schmerzen stiegen im Laufe der nächsten Tage fortwährend; die Geschwulst am Arm nahm zu; sie lag im Bett und weinte unaufhörlich leise vor sich hin. In meiner Angst interpellierte ich den Assistenzarzt, doch der erklärte, weder Fieber noch Schmerzen hätten irgendwelche Bedeutung, nach einigen Tagen würde sich der Zustand schon bessern. Statt dessen verschlimmerte er sich. Der Arm schwoh zu einem unförmigen Etwas an, und es war furchtbar, die Qual der Kranken anzusehen. Die Temperatur schwankte zwischen 39 und 40 Grad. Nach zehn Tagen entschlossen sich die Ärzte endlich zu einer Operation, um der Kranken Erleichterung zu schaffen. Der Arm wurde vollständig durchstochen, um den Eiter abfließen zu lassen. Die Narkose dauerte über eine halbe Stunde, und die Kranke rief, als sie schon im Rauschzustand im Bett lag, dauernd nach ihrer Mutter.

Und seltsam! In englischer Sprache rief sie nach der Mutter. Wenn sie wach war, bei vollem Bewußtsein, hatte sie das Englische vergessen, wußte nichts davon. Im Zustand der Narkose war es auf einmal wieder da. Dasselbe Phänomen wiederholte sich auch im Mommsen-Sanatorium, wo sie von Professor Rudneff operiert wurde. Beide Male wachte sie aus der Narkose weinend auf und verlangte jammernd in englischer Sprache nach der Mutter, klagte darüber, daß man sie von den Ihrigen getrennt habe. Sie erzählte dann, daß sie beim Einschlafen während der Narkose weit geflogen und dabei an ihren Angehörigen vorübergekommen sei, die voneinander abgesondert am Wege gesessen. Seltsam, mehr als seltsam, wie sich hier Phantasie mit Wirklichkeit mischte!

Die Hoffnung der Ärzte auf eine Besserung infolge der Operation erfüllte sich nicht. Im Gegenteil, das Fieber stieg von 39 bis 41 Grad! Die Schmerzen wurden unerträglich. Die Kranke nahm furchtbar ab. Man fing an, ihr Morphium und Pantopon zu reichen, um ihr auf diesem Wege Erleichterung zu verschaffen. Ich wußte mir keine andere Hilfe, als einen

anderen Arzt hinzuzuziehen. In Berlin weilte damals Professor Rudneff, der bekannte Moskauer Chirurg. Ich ließ ihn zur Kranken bitten. Er fand ihren Zustand besorgniserregend und sprach sich dagegen aus, daß man den so stark entzündeten Arm in einen Gipsverband lege, wie es die Ärzte des Marienkrankenhauses beabsichtigten.

Herr Zahle, dem ich sofort, bei Eintreten der Verschlimmerung im Befinden der Kranken, nach Kopenhagen berichtet hatte, setzte mich von seiner Rückkehr nach Berlin in Kenntnis. Mit Ungeduld wartete ich auf seine Ankunft. Auch die Kranke selbst sprach trotz ihres hohen Fiebers von nichts anderem. In ihren Fieberphantasien beschäftigte sie sich dauernd mit Kopenhagen und träumte davon, daß sie nun zur Großmutter fahre. Einmal schrie sie im Delirium furchtbar auf: „Oh Gott, da in der Ecke in der Badewanne sitzt meine Schwester Olga! Jetzt weiß ich, daß ich auch sterben werde!“

Endlich stand Herr Zahle am Bett der Kranken. Sie sah ihn durch den Schleier ihres Fiebers hindurch. „Ich habe,“ flüsterte sie, „mich so auf den ‚langen Mann‘ gefreut (sie nannte den dänischen Gesandten immer im Scherz den ‚langen Mann‘), und nun hat er ein so ganz anderes Gesicht. Er ist ganz groß und geht beinahe bis zur Decke und ist rot, blau und grün gestreift.“

GILLIARD

Dieser Besuch Herrn Zahles brachte noch zwei andere Personen auf den Schauplatz, die dazu bestimmt waren, später eine nicht unbedeutende Rolle zu spielen. Seine Exzellenz bat mich, auf die Straße hinunterzugehen und den Herrn und die Dame, die dort warteten, heraufzuführen. Ich sollte nicht nach ihren Namen fragen, sondern sie ganz einfach anreden und ins Krankenzimmer bringen. (Erst später erfuhr ich, wer die beiden gewesen seien: Herr Gilliard, fünf Jahre

Sprachlehrer bei den Kindern des Zaren, und seine Frau, die seit der Geburt der Großfürstin Anastasia deren Wärterin gewesen ist. Herr Gilliard hatte die kaiserliche Familie nach Sibirien begleitet.)

Ich führte die Weisung des Gesandten aus und brachte die beiden Herrschaften in das Zimmer zur Kranken. Diese reichte ihnen, trotz ihres Leidens und ihrer Schwäche, sehr höflich die Hand. Aber apathisch blieb sie; todkrank, wie sie war, lehnte sie in ihren Kissen. Die beiden Besucher schienen von dem traurigen Anblick, der sich ihnen bot, sehr erschüttert. Still beobachtend saßen sie lange an dem Bette. Als die Herren für einige Momente das Zimmer verließen, bat mich die Dame, ihr die Füße der Kranken zu zeigen. Ohne daß diese es merkte, erfüllte ich die Bitte. „Die Füße sehen so aus wie die der Großfürstin!“ meinte Frau Gilliard. „Bei ihr war so wie hier die Ballenbildung am rechten schlimmer als am linken.“

Wir ließen dann das Ehepaar mit der Kranken allein, doch es erschien bald wieder. „Es hat keinen Sinn,“ sagte Herr Gilliard, „die Kranke in ihrem gegenwärtigen Zustande mit Fragen zu quälen. Wir werden beide wiederkommen, sobald es ihr besser geht.“

Die Kranke ihrerseits äußerte sich gereizt: „Da sitzt ein fremder Mann an meinem Bett und fragt mich höhnisch, ob ich noch soviel Schokolade esse wie früher. Wollte er sich über mich lustig machen, weil ich hier in Berlin, wenn ich an einem Schokoladengeschäft vorbeigehe, so sehnsüchtig hineinblicke, da ich mir doch nichts kaufen kann?“

Selbstverständlich hatte auch dieser Besuch die Kranke sehr angegriffen; das Fieber packte sie wieder mit seiner ganzen Gewalt. Immerzu phantasierte sie von ihrer Tante Olga Alexandrowna. Sie stände vor der Tür und lache über sie, weil sie so verkommen wäre! Ich mußte die Tür weit aufmachen, um sie zu beruhigen.

Am selben Abend hielten wir, der Gesandte, das Ehepaar Gilliard und ich, eine Beratung darüber ab, was mit der Kranken zu geschehen habe. Auf meinen Vorschlag wurde beschlossen, sie so schnell wie möglich vom Krankenhaus ins Mommsen-Sanatorium zu überführen, wo sie in die Behandlung von Professor Rudneff kommen sollte.

Am nächsten Tage brachte ich sie also ins Mommsen-Sanatorium.

MOMMSEN-SANATORIUM

Der Transport war sehr schwierig, weil die Kranke sehr viel Schmerzen litt und beim geringsten Schütteln weinte. Halb ohnmächtig kam sie im Sanatorium an, aber als man sie durch den Korridor trug, öffnete sie die Augen und sagte: „Vielleicht hat es eine gute Bedeutung, draußen auf dem Hof wird ja ein russisches Lied gespielt.“ Das Wolgalied war es, das Musikanten auf dem Hof sangen.

Professor Rudneff mußte sich zu einer neuen Operation entschließen, da sich das Befinden der Kranken dauernd verschlimmerte. Eine ganze Stunde währte diese Operation, aber der Professor hoffte nun, den Arm gerettet zu haben. Früher war schon von der Möglichkeit gesprochen worden, ihn vollständig zu amputieren. Das arme Kind war durch das unaufhörliche Fieber und die vielen Schmerzen so geschwächt, daß sie den ganzen Monat August hindurch in Lebensgefahr schwebte. Außer Früchten, die sie immer gern aß, nahm sie keine Nahrung zu sich. Über die Schmerzen kam sie nur mit Morphiumspritzen hinweg. Um ihr irgendeine Freude zu machen, schenkte ich ihr eine weiße Angorakatze. Das war ein guter Gedanke, denn das Tierchen bereitete ihr viel Zerstreuung und Vergnügen. Über ‚Kiki‘ vergaß sie Schmerzen und Zukunft.

Noch zweimal wurde im Laufe der nächsten Zeit der Arm

geöffnet, da sich immer neue Eiterherde bildeten. Ihre Nächte waren sehr unruhig, und so übersiedelte ich ganz und gar zu ihr ins Mommsen-Sanatorium, um auch die Nacht bei ihr zu verbringen. Sie litt fortwährend an Angstgefühlen, zitterte vor dem Alleinsein und sprach immer davon, sterben zu wollen. Wir fürchteten, sie könnte sich tatsächlich das Leben nehmen. Sie litt furchtbar. Bei der letzten Operation war der Arm bis auf den Knochen geöffnet worden, von dem ein Teil entfernt werden mußte, da er schon vom Eiter angefressen war. Der ganze Ellenbogen, bis zum halben Unterarm hinunter, war eine einzige große Wunde. Täglich bekam sie Morphium- oder Trivalinspritzen. Doch regte sie das Morphium selbst sehr auf, so daß sie viel sprach. Sehr bald machte ich jedoch die Entdeckung, daß sich ihr Gedächtnis dabei auffallend klärte. Sie konnte sich an Dinge erinnern, die ihr sonst absolut nicht zurückkommen wollten. Sprach darüber klarer und zusammenhängender.

Selbstverständlich benutzte ich diese Erscheinung, um viele wichtige Aufzeichnungen in meinem Tagebuche zu machen.

Ich lasse diese nun nachstehend folgen. Nicht chronologisch geordnet, sondern nach den Dingen, mit denen sie sich beschäftigen. Die Kranke sprach wohl zusammenhängender als bei anderen Gelegenheiten, aber immer nur Bruchstücke von einem bestimmten Gegenstand. So habe ich denn verschiedene Aussprüche, die sie zu verschiedenen Zeiten getan hat, zusammenstellen müssen, um die Wiedergabe lesbar zu machen.

ERINNERUNGEN

Immer wieder habe ich gehört, wie sie in ihrer Angst und ihren Schmerzen klagte: „Wofür straft mich Gott so schwer? Ich denke immer darüber nach, was ich Böses getan habe . . . aber ich habe ja niemals jemand etwas zuleide getan. Ich war ja noch ein Kind. Kann denn Gott für Unarten so strafen, wie er mich straft? Denn ich war als Kind sehr unartig. Aber böse war ich doch nicht . . .“

Und was haben Mama die vielen Gebete geholfen . . .! Mama war so fromm und hat an Gott geglaubt bis zuletzt. Sie vertraute auf Gott und auf die Russen. An den russischen Menschen, den Bauer hat sie bis zuletzt geglaubt . . . und dennoch mußten wir umkommen . . .“

Einmal hörte sie durch die geöffnete Balkontür draußen auf der Straße Kinderlachen. Sie preßte ihr abgemagertes Gesicht in die Kissen und schluchzte: „Wenn ich doch wieder ein Kind sein dürfte, glücklich sein könnte wie früher! Zuweilen denke ich, ich würde jetzt nicht so unglücklich sein, wenn meine Kindheit nicht so schön gewesen wäre.“

Unsere Eltern haben uns alle gleich geliebt, und für uns waren sie etwas Heiliges. Schon früh begriffen wir, wie unsere Eltern um den Bruder litten, sich ängstigten. Mama wurde mit den Jahren durch diese Sorge immer einsamer.“ (Der Großfürst Thronfolger litt bekanntlich an der Bluter-Krankheit.)

ELTERNHAUS

„Als wir noch klein waren, spielte Papa mit uns. Ich erinnere mich noch, wie er mit uns von der Rutschbahn herunterfuhr. Wir hatten ein Zimmer, in welchem eine Rutschbahn stand.“

Im Winter tollten wir mit Papa im Schnee. Manchesmal

haben wir Papa ganz in den Schnee geworfen — er war ganz weiß und warf dann uns alle in den Schnee. Papa wäre ein glücklicher Mensch gewesen, wenn er nicht immer Regierungssorgen gehabt hätte.

Auch spielten wir mit den Eltern Tennis. Papa spielte sehr gut, er war schnell in der Bewegung und elastisch.

Ich habe einmal zu Hause ein Bildchen besessen, darauf waren Mama und Tatjana beim Tennisspielen . . . ich glaube, es war in Deutschland aufgenommen worden, als wir dort bei den Verwandten waren . . .

Am meisten spielte ich mit meinem Bruder und meiner Schwester Maria. Mein Bruder und ich waren sehr befreundet, wir haben uns immer etwas zum Spielen gemeinsam ausgedacht. Er war ja so ein lustiger kleiner Kerl, wenn er gesund war.

Ich war ein sehr wildes Kind. Ich liebte es, schnell zu laufen, kletterte auf die Bäume in unserm Park und habe mir oft dabei die Kleider zerrissen.

Wenn wir in Polen auf dem Jagdschloß waren, da genoß ich den Wald; alles interessierte mich; ich konnte an keinem Ameisenhaufen vorbeigehen, ohne ein wenig darin herumzuwühlen. Sehr liebten wir es, Strümpfe und Schuhe ausziehen und barfuß zu laufen und mit nackten Füßen ins Wasser zu gehen, aber wir durften es nicht oft tun. Ich glaube, ich war ein sehr komisches Kind, und man hat mich oft ausgelacht. Sie lachten, weil ich mir gerne einen Kranz mit Suschki (russische Brezeln, auf einen Bastfaden gereiht) um den Hals zu legen liebte und immer davon gegessen habe.“ (Von Herrn Gilliard in einem Brief an die Verfasserin bestätigt.)

Beim Spazierengehen blieben wir einmal vor einem Spielzeugladen stehen. „Was für schöne Puppen,“ rief sie aus. „Als Kind habe ich auch sehr schöne Puppen gehabt. Von einer weiß ich, die bekam ich von einem Kloster geschenkt, als wir da zu Besuch waren. Auch erinnere ich mich, daß wir



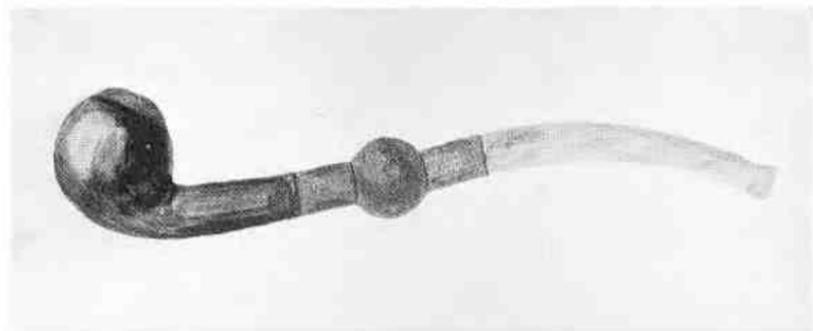
Die Kinder des Zaren im Exil



Dereinst im Schloß



Die Zarenfamilie in Odessa



Die Modell-Zigarettenspitze des Zaren

solche komische Puppen hatten, die tanzen konnten . . . Als ich ganz klein war, hatten wir ein Spielzeug, das ich sehr liebte. Es war eine kleine Maus mit richtigem Mäusefellchen, und wenn man sie mit einem Schlüssel aufzog, so lief sie durch das Zimmer . . .

Ich habe aber nicht immer so spielen dürfen, wir mußten auch viel lernen. Unser Schulzimmer war oben.

Ich wurde von Papa immer ‚Malenkaja‘ (die Kleine) genannt, weil ich immer sehr klein von Wuchs war.

Einmal ist Papa sehr böse auf mich gewesen . . . Ich schäme mich, es zu erzählen . . . ich muß noch sehr klein gewesen sein, da habe ich einmal den Matrosen, der auf dem Schiff Posten stand, immer gezupft und gequält, ihn mit der Fußspitze gestoßen. Es machte mir Spaß, da ich doch wußte, daß er stillstehen mußte. Plötzlich kam Papa von hinten, nahm mich ganz fest an den Haaren, die ich doch immer offen trug, und brachte mich weg. Ich habe mich so schrecklich geschämt . . .“

Sie bekam eine Postkarte geschenkt, auf der die ganze Zarenfamilie abgebildet war. Lange besah sie das Bild. Wie immer in solchen Momenten, war sie ganz still. Äußerte kein Wort.

Den ganzen Tag über blieb sie traurig, wortkarg, und aß gar nichts. Aber plötzlich hielt sie mir das Bild hin und sagte: „Ich glaube, es war in Odessa, als wir hier photographiert wurden. Papa war auf mich sehr böse geworden, weil ich nicht stillsitzen wollte und auch meinen Bruder nicht stillsitzen ließ und damit die Aufnahme störte. Sehen Sie, solch ein Gesicht hatte Papa immer, wenn er sich ärgerte. Er sieht hier ganz böse aus. Und sehen Sie mein Gesicht an, was für einen schrecklichen Ausdruck ich habe, so sah ich aus, wenn ich ungezogen war.“

Mama hat hier ihre schöne Perlenkette um. Mama liebte Perlen am meisten. Unter den Kronjuwelen war ein breites Perlenkollier, welches den ganzen Hals bedeckte. Das war

Mama so sehr unbequem, weil es so hoch war, und sie liebte deswegen nicht, dieses Kollier zu tragen. Aber zuweilen mußte sie es doch bei öffentlichen Empfängen anlegen.

Meine Perlenkette ist die kürzeste auf diesem Bilde; das kam daher, weil uns Mädchen jedes Jahr zum Namenstage mehrere Perlen dazugeschenkt wurden, so wurde sie mit jedem Jahre länger.

Es ist dieselbe Kette, die in den Kleidern eingenäht war, als wir in Sibirien waren, und die Tschaikowski in Bukarest verkaufte . . . er erzählte mir später, daß er wenig dafür bekommen habe.“* —

Jedesmal wenn ein Baron Osten-Sacken, der die Kranke im Auftrage von Exzellenz Botkin, der damals in Paris weilte, besuchte, sein ihm von der Zarin geschenktes Zigarettenetui herauszog, bemerkte ich, wie die Kranke mit gespanntem und verschlossenem Ausdruck das Etui betrachtete, ohne indessen sich mit einem Wort darüber zu äußern. Am 10. März 1926 sammelte sich wieder ein neuer Eiterherd am linken Ellenbogen, die Temperatur stieg auf 38,2. Die Kranke warf sich unruhig in den Kissen hin und her, leise vor sich hin sprechend. Als ich mich an ihr Bett setzte, hörte ich sie folgendes Selbstgespräch führen:

„Ich ärgere mich, ich ärgere mich so schrecklich! Ist ihm das Osten-Sackensche Wappen nicht gut genug, daß er unseres auf sein Etui setzen muß! Jedesmal, wenn ich es sehe, verdirbt es mir die Laune, daß jeder unser Wappen bei sich herumtragen darf. Dazu ist das Romanow-Wappen doch nicht da, sondern nur für unsere Familie..“

„Mit Mama sprachen wir immer Englisch. Wenn wir mit Papa allein waren, sprachen wir oft Russisch, doch wenn wir alle zusammen waren, wurde immer nur Englisch gesprochen.“

„Mama liebte es nicht, Russisch mit uns zu sprechen, sie hatte keine besondere Aussprache; darin war sie eine Deutsche

* Vgl. den ‚Perlenbrief‘, Seite 234.

. . . In allem andern war sie aber eine überzeugte Russin, in ihrem Glauben und in ihrer Liebe zum Volk. Sie liebte nur Rußland, denn das war ihre richtige Heimat.“

„An Deutschland hing sie gar nicht. Und während des Krieges war sie erbittert gegen Deutschland. Ich weiß noch, wie erbittert meine Eltern waren, als die Nachricht kam, daß Kaiser Wilhelm Polen zu einem Königreich proklamiert habe. Das war für die Eltern der schlimmste Schlag. Papa und Mama sprachen voller Bitterkeit und Verachtung von Kaiser Wilhelm. Er hat uns schaden wollen und hat sich selber ebenso geschadet.“

„Die Eltern waren zu uns allen gleich; sie liebten ihre Kinder und machten keinen Unterschied.

Selbstverständlich war unser Bruder etwas Besonderes. Erstens war er immer krank, und zweitens war er ja auch der zukünftige Kaiser; alle verwöhnten ihn. Wir liebten ihn über alles. Wenn er gesund war, war er der fröhlichste Junge, und er war auch sehr klug und kam trotz seines ewigen Krankseins gut vorwärts in den Stunden. Mama war viel mehr mit ihm zusammen als mit uns. Sie ließ ihn nie lange allein und war, soviel sie konnte, bei ihm.“

„Wenn er krank war, saß sie Tag und Nacht an seinem Bett.

Einmal hat mein Bruder unseren Eltern einen furchtbaren Schreck eingejagt. Er hatte sich irgendwo versteckt — ich glaube, es war im Säulensaal — und hielt sich stundenlang verborgen, ließ alle suchen, Mama war so aufgeregt, daß sie krank wurde; auch Herr Gilliard war sehr erregt, denn er hatte ja die Verantwortung. Mein Bruder hatte keinen Begriff davon, wie sich alle sorgten, daß er nicht mehr da war, sich das Schlimmste vorstellten; er war nur froh, daß keiner ihn fand, und daß er so schlau gewesen war, sich so gut zu verstecken.

Ein anderes Mal tat er dasselbe. Da versteckte er sich im Park unter einer Blattpflanze. Alle suchten ihn verzweifelt, und Mama war krank vor Aufregung.“

„Unser Bruder liebte alles, was mit dem Militär zusammenhing, genau so wie wir Mädchen. Er stand schon als ganz kleiner Junge gern wie ein Soldat und hielt die Arme stramm an den Seiten.

Das hatte ihm der Matrose Nagorny gezeigt. Nagorny hatte einen guten Einfluß auf unseren Bruder. Er war wie eine Kinderfrau mit ihm; mein Bruder liebte ihn auch sehr.

Ich glaube, Nagorny war nicht verheiratet; doch der andere Matrose, der auch bei meinem Bruder war, war bestimmt verheiratet, denn er hatte zwei Söhne.

Mein Bruder hatte ein sehr glückliches Temperament; er erholte sich sehr schnell von den schwersten Anfällen, und sobald er keine Schmerzen hatte, war er fröhlich und glücklich.

Doch hat er sehr darunter gelitten, daß er nicht so toben und spielen konnte, wie er Lust hatte. Immer mußte er sich in acht nehmen, sich nicht zu verletzen, und deshalb durfte er nie reiten, nie auf die Bäume klettern, nie auf einem Zweirad fahren. Er hatte aber ein Fahrrad, das für ihn extra bestellt war und auf drei Rädern lief.

Wenn er mit anderen Knaben spielte, so ließ er sie immer marschieren und ließ sie dann salutieren, wenn er herauskam. Aber dieses letztere tat er auch gern mit Erwachsenen. Es war ihm ganz gleich, ob es alte Generäle waren oder Soldaten, er ließ es immer darauf ankommen, daß man ihm salutierte, und konnte es nicht oft genug so einrichten, daß es geschah.

Papa war sehr oft unglücklich über diese Angewohnheit meines Bruders und hat ihn dafür immer gescholten. Besonders unangenehm war es Papa, wenn es alte Generäle waren, die immerfort grüßen mußten, sobald mein Bruder herauskam.

Wenn mein Bruder krank war, so litt er an solchen Schmerzen, daß man es kaum mitanschen konnte. Keiner von den Ärzten konnte helfen.

Nur einer half, und das war der heilige Vater (Rasputin) . . .

Er brauchte nur zu kommen und zu beten, und so wurde meinem Bruder gleich leichter. Mama vertraute ihm vollständig; er war für uns alle ein Heiliger. Wenn er am Leben geblieben wäre, dann wäre dieses Unglück nicht über uns gekommen. Es war so schrecklich, daß unser Vetter ihn ermordete. Das konnten wir alle nicht begreifen, daß jemand unserer Familie das antun konnte. Wir vier Schwestern haben ihn auch öfter gesehen. Wir waren in Mamas Zimmer, wenn er kam, und durften ihm die Hand küssen. Er war der beste Berater vom Papa.

Er war der einzige, der Papa die Wahrheit gesagt und ihn vor diesem Kriege gewarnt hatte, der wußte, daß dieser Krieg nur Unglück über uns bringen wird.

Als ich bei den K.s lebte, geschah es häufig, daß sie sich den Spaß machten, in meiner Gegenwart über den heiligen Vater (Rasputin) und meine Mutter Lügengeschichten zu erzählen, und vor Empörung klopfte mir das Herz bis in den Hals hinauf. Wenn ich es nicht mehr aushalten konnte und aufstand, um aus dem Zimmer zu gehen, lachten sie und waren später beleidigt.

Jedesmal, wenn mein Bruder krank war, war Mama so erschöpft, daß sie sich zuletzt ins Bett legen mußte.

Ich erinnere mich, daß uns einmal ein kleines weißes Kleid meines Bruder gezeigt wurde. Es wurde im Schrank aufbewahrt. Dieses Kleid hat er aus Riga von irgend jemand geschenkt bekommen. Es war mit blauer Seide bestickt.

Meine beiden ältesten Schwestern wurden immer ‚die Großen‘ genannt und Maria und ich ‚die Kleinen‘.

Meine zweite Schwester, Tatjana, war auch sehr fröhlich. Ich konnte mit ihr auch viel Spaß machen. Sie war die größte von allen. Sie ging auf alles ein. Sie hatte die schönste Stimme von uns allen. Ich weiß noch, wie wir in Sibirien mit Mama

und den Nonnen, die zu uns kamen, Kirchenlieder sangen, dann hörte man immer Tatjanas Stimme heraus. Tatjana wurde von allen sehr geliebt.

Meine Schwester Olga war die ruhigste. Sie zeichnete sehr gut, und einmal hat sie für Papa seine Lieblingsstelle im Park gemalt. Es war die Stelle, wo die fünf Bäume wuchsen, die bei unserer Geburt gepflanzt waren.

Dieses Bild war meiner Schwester sehr gut gelungen, und Papa war stolz auf das Geschenk.

Meine Schwester Maria war ein gutes, liebes Menschenkind. Sie hat nie an sich gedacht, nur an die andern. Ich glaube, sie war die beste von uns vieren.

Als Kind bin ich sehr gern geritten, wir ritten im Damensattel. Unsere Pferde waren dunkelbraun. Unser armer Bruder tat uns so sehr leid, weil er nicht reiten konnte, doch durfte er es nicht, weil es zu gefährlich für ihn war, er trug ja auch eine Schiene an dem einen Bein.

Das Schönste in unserem Leben waren die Paraden. Wenn ich das doch noch einmal erleben könnte. . . wir waren doch ganz richtige Soldatenkinder; alles, was damit zusammenhing, interessierte uns.“

Als sie nach der schweren Krankheit Gehversuche machen mußte, sagte ich zu ihr, um ihr Mut zu machen: „Sie können ja schon so gerade stehen wie ein Soldat.“ „Ich bin ja auch eine Soldatentochter,“ antwortete sie. „Unser Vater war ja der beste und der tapferste Soldat.“

Zuweilen schalt sie mich, daß ich nicht im gleichen Schritt mit ihr ging: „Sie müssen immer links anfangen,“ mahnte sie. „Man merkt, daß Sie keine Soldatentochter sind. Ich habe immer mit Papa Schritt halten müssen.“

„Wir liebten es so, im Garten zu arbeiten. Wir waren alle mit der Natur verwachsen. Es war so schön zu sehen, wie alles keimte und wuchs . . . Wenn ich doch wieder einmal einen Garten hätte und darin arbeiten könnte!

Wir haben so gerne körperlich schwere Arbeit getan. Auch Papa liebte es, zu graben und Holz zu hacken. Nicht nur in der schweren Zeit, als wir Gefangene waren, auch früher schon in glücklichen Tagen.“

„Wir hatten auch viele Tiere zum Spielen. Tiere waren immer das Schönste für uns. Mein Bruder hatte einen komischen Hund. Auch hatten wir einmal eine weiße Angorakatze, die genau dasselbe Gesicht hatte wie ‚Kiki‘. Auch an Meerschweinchen erinnere ich mich. Wir hatten irgendwo einmal Meerschweinchen.“

„Als wir klein waren, hatten wir Ponys. Ich erinnere mich eines schneeweißen Ponys, aber ich weiß nicht, wo es war . . . * Auch hatten wir einen kleinen Wagen.

Mein Bruder durfte nie reiten, aber er hatte einen Wagen und ein Fahrpferd. Auch hatten wir einen Esel zum Fahren.“

„Wir hatten auch einmal einen Kakadu . . . In Zarskoje Selo hatten wir auch einen Elefanten. Es war ein sehr gutmütiges Tier. Sein Wärter war kein Weißer, es war ein Farbiger.“

Sie erzählte öfter von einem Hund, den ihre Schwester Tatjana mit nach Sibirien genommen hatte. Von ihrem eigenen Hunde wußte sie lange nichts zu erzählen.

Im Monat Dezember 1925 kaufte ich für sie eine illustrierte Zeitschrift. Ich saß am Schreibtisch und schrieb, da rief sie mich ans Bett: „Bitte, kommen Sie schnell. Hier ist mein Hund!“

Voller Aufregung zeigte sie mir ein Bild der Tänzerin Karssawina, die einen kleinen Pekinesen im Arm hielt.

* Herr Gleb Botkin teilt mir mit: Es handelt sich um ein kleines Kosakenpferd, das ein Kosak dem Zaren zum Geschenk gemacht hatte, nachdem er, um ihm zu huldigen, aus dem Dongebiet durch ganz Rußland an den Zarenhof geritten war. Das Pferd genoß das Gnadenbrot und wurde von den Kindern des Zaren häufig besucht und gefüttert. Es ist auch Gleb Botkin von seinem Vater, dem Leibarzt, gezeigt worden.

„Genau so sah er aus; er hatte kugelrunde Augen, und wenn er sich freute, dann sah man, wie seine gebogene Zunge zitterte. Sein Fellchen war seidenweich — ich glaube, es war braun. Er aß so schrecklich gern Schokolade, genau so wie ich. Immer wenn ich Schokolade aß, mußte er auch welche haben. Er hatte überhaupt die Angewohnheit, alles das essen zu wollen, was ich aß, denn er bildete sich ein, daß nur das gut schmecke, was ich vor mir habe. Ich habe ihn einmal, um ihn zu necken, aus meinem Tee das Stück Zitrone gegeben, und er aß es mit Freuden auf, nur weil ich es ihm gab. Er trank auch Tee, wenn wir Tee tranken. Diesen Hund habe ich sehr geliebt. . .“

„Ich weiß nicht genau, wessen Hund es war, vielleicht war es meiner, der diese komische Angewohnheit hatte, so furchtbar zu bellen, wenn wir spazierenfuhren. Er sollte auf unserem Schoß sitzen, wollte aber immer vor Wut von uns wegspringen auf das Vorderteil des Wagens und bellte so, daß man ihn nicht beruhigen konnte. Ich weiß nicht mehr genau, auf wen er so böse war.“ (Herr Gilliard bestätigte es; es war der Hund des Thronfolgers, den er gegen den Esel gehetzt hatte.)

„Mittwochs und Freitags kamen bei uns nur Fastenspeisen auf den Tisch, das wurde immer sehr streng eingehalten.“

„Zuweilen nahmen wir unser erstes Frühstück mit den Eltern ein. Aber wenn Mama krank war oder müde von dem vielen Wachen bei unserm Bruder, wenn er krank war, blieben wir oben. Ich bin so sehr daran gewöhnt, zum ersten Frühstück Obst zu essen; das haben wir immer gehabt.“

„Wir haben viel geturnt. Meine Füße wurden mir massiert, weil sie mich immer schmerzten. Ich glaube, das habe ich von Mama geerbt. Sie klagte oft über ihre Füße und war immer nach den öffentlichen Empfängen krank von dem langen Stehen.“

„Der ganze Tag war bei uns eingeteilt. Wir mußten viel lernen, was ich gar nicht liebte. Meine Schwester Olga war am gewissenhaftesten und die fleißigste. Sie nahm es mit dem

Lernen sehr genau. Ich aber war ganz anders; ich wollte am liebsten immer draußen im Garten spielen . . .

Doch das Klavierspielen machte mir Freude. Ich liebte Musik so sehr, doch geübt habe ich ungerne.“

„Ich möchte so gern einmal wieder das schöne Reiterlied hören, ich weiß nicht, wie es heißt, aber ich habe es so sehr geliebt, es gern gespielt und dazu gesungen . . .“

„Auch haben wir viel Handarbeiten gemacht; das liebte ich sehr. Mamas Arbeiten habe ich immer sehr bewundert und habe mir immer deswegen viel Mühe gegeben, alles das, was Mama uns zeigte, bald zu erlernen.

Mama hat viel gestickt, und wenn sie für die Kirchen arbeitete, hat sie mit einem goldenen Faden gestickt, was sehr schön aussah. Wir haben gern mit Mama zusammengesessen und haben alle gearbeitet. Als wir größer waren, nähten wir uns einmal in buntem Kreuzstich Blusen aus. Ich glaube, diese Blusen haben wir noch zuletzt in Tobolsk getragen . . .“

Plötzlich unterbrach sie sich hier, zog die Augenbrauen nachdenklich zusammen und sagte: „Denken Sie, was mir eben einfällt! Ich habe am letzten Tage vor der schrecklichen Nacht in Jekaterinburg eine neue Handarbeit mit bunten Fäden angefangen; ich habe nie daran gedacht, und plötzlich fällt es mir ein.“*

Ein anderes Mal erzählte sie: „Herr Gilliard war eigentlich hauptsächlich für unseren Bruder da, aber wir vier Schwestern lernten auch bei ihm. Er war ein richtiger Franzose, lebhaft, voller Einfälle, verstand, sich in allen Situationen zurechtzufinden, und machte außerhalb der Stunden viel Spaß mit uns. Wir haben uns gegenseitig oft geneckt und viel gelacht, Er war zu allen so. Nur meine älteste Schwester liebte es nicht, wenn er so war, aber mit ihr war er deshalb auch anders. Meine Schwester Olga war kein so lustiger Mensch wie ich.

* Vgl. das Kapitel ‚Drei Stellen aus dem Sokolowschen Buch‘, Seite 219.

Sie nahm alles sehr schwer; später trug sie alles Schwere mit Mama und litt mit ihr.“

„Herr Gibbs“ (der englische Lehrer) „war ganz anders als Herr Gilliard, aber wir liebten ihn auch sehr. Er hielt seinen Kopf immer etwas schief; die eine Körperseite war verwachsen, auch den einen Fuß schleppte er etwas nach.“

„Wir Kinder hatten in Zarskoje Selo unsere Zimmer oben. Ich weiß nicht mehr recht, wer alles noch oben wohnte . . . aber Schura hatte ihre Zimmer bestimmt oben. Herr Gilliard hatte, glaube ich, sein Arbeitszimmer neben dem Schlafzimmer meines Bruders.“ (Schura ist der Kosename für die Wärterin, die jetzige Frau Gilliard.)

„Tante Trina“ (den Namen hatte sie zum ersten Male am 25. August 1925 dem dänischen Gesandten gegenüber erwähnt, als er sie fragte, wie sie Fräulein Schneider, die Vorleserin der Zarin, genannt hätten) „wohnte auch oben, aber mehr weiß ich nicht, wer da noch alles war. Mir sind alle Namen entschwunden . . .“ (Tante Trina, Fräulein Schneider, wurde von den Bolschewiken erschossen.)

„Morgens ließ Mama uns vier Mädchen immer in ihr Zimmer rufen. Wir sagten ihr ‚Guten Morgen‘ und saßen dann an der Seite in einer Ecke neben Mamas Frisiertisch; Mama ließ sich indessen frisieren und unterhielt sich solange mit uns.“

„In Mamas Schlafzimmer stand ein großes helles Bett, ich glaube, es war aus Metall. Es stand mit dem Kopfende zur Wand, und am Fußende des Bettes stand eine Chaiselongue, die war aber sehr klein.

Papas Schlafzimmer war dunkler eingerichtet. Auch sein Bett war, glaube ich, dunkler als Mamas. Mama hatte neben ihrem Schlafzimmer einen Raum, in dem viele Heiligenbilder hingen; dort betete sie. In einem von Mamas Zimmern standen Korbmöbel, und in allen Zimmern standen Blumen, die aus unsern Treibhäusern gebracht wurden.“

„Zwischen Mamas und Papas Wohnzimmer lag ein Zimmer, das voller Photographien war; auf den Tischen lagen viele Alben. In diesem Zimmer waren alle Photographien, die je von unserer Familie gemacht worden sind.

Bei uns zu Hause war eine Kapelle, wo Gottesdienst gehalten wurde.

Im Park war ein See, und irgendwo war ein Schweizerhäuschen. Auch erinnere ich mich, daß wir irgendwo schwarze Schwäne auf einem See hatten . . . Im Park durften wir überall herumlaufen. Doch später, während der Gefangenschaft, war es eine Qual, wir durften nirgends allein hingehen. Die Soldaten bewachten uns wie Verbrecher . . .“

ERLEBNISSE

„Manches Mal fuhren wir nach Polen; da war ein Jagdschloß, welches Papa sehr liebte . . . Ich glaube, es hieß . . . Spala . . .

Wenn wir dort waren, konnten wir vom Fenster aus beobachten, wie das Wild aus dem Walde trat und ganz nahe vor unserm Hause stehen blieb. Es war ein wundervoller Anblick!

In Spala war im Walde ein Wasser, ich glaube, es war ein See*. Da spielten wir gern und liebten es, dort unsere Schuhe und Strümpfe auszuziehen und ins Wasser zu waten, aber meistens durften wir es nicht.

Aber ich habe es oft getan, wenn gerade einmal nicht aufgepaßt wurde.“

„Oft reisten wir in die Krim. Das war der schönste Ort, den ich in Rußland je gesehen habe. Die Blumen und Pflanzen waren dort noch üppiger als hier in Lugano (wir waren im Frühling 1926 in Lugano).

Unsere Gärten waren herrlich gepflegt, und dort erholten

* Herr Gilliard meint, es sei ein Fluß gewesen.

sich die Eltern immer sehr gut von den Anstrengungen des Winters.

Ein Onkel meines Vaters (Peter Nikolajewitsch) hatte dort ein weißes Schloß . . . wie unseres aussah, kann ich nicht genau sagen . . .

Doch vielleicht war es noch schöner in den Schären. Wir waren dort immer ganz unter uns, denn es waren wenig Menschen mit auf dem Schiff.

Wie hieß doch unser Schiff? . . . Ja, „Standard“ hieß es.“

Als man ihr im Marienkrankenhaus mitteilte, daß sie ins Mommsen-Sanatorium gebracht werden sollte, war sie verzweifelt und wollte nicht fort. „Es ist doch gleich, wo ich bin, ich werde ja sowieso nicht gesund werden . . . Ich könnte gesund werden, wenn ich wieder wie früher eine Zeitlang in den Schären sein könnte.“ Sie schien nicht ganz zu verstehen, daß dies vollständig unmöglich war, da sie zu krank war, um eine Seereise in die Schären zu machen. Immer wieder klagte sie weinend: „Ich habe solche Sehnsucht, in die Schären zu kommen . . .“

„Wir waren aber nie in Finnland selbst, sondern nur in den Schären. Mit dem Boot wurden wir ans Ufer gefahren, und dort spielten wir zwischen den Steinen. Dort durften wir auch oft im Wasser herumspielen.

Die Offiziere, die mit uns waren, waren alle sehr lustig und haben mich immer viel geneckt.“

„Auf der „Standard“ war ein ganz kleines Boot, das Papa besonders liebte. Es hatte nur Platz für zwei Personen, so daß er immer nur einen von uns mitnehmen konnte. Oft ruderte er auch allein. Doch ich verstand auch gut zu rudern.“

„Meine ältesten Schwestern haben eigentlich mehr von ihrem Leben gehabt als ich. Sie waren schon erwachsen vor dem Kriege und durften Feste mitmachen. Ich war damals noch zu klein, und als ich größer wurde, war Krieg, so daß ich nie einen richtigen Ball mitgemacht habe. Wir haben eigentlich

doch sehr still gelebt und haben als Kinder auch wenig mit Menschen verkehrt.

Dann kam der Krieg, und es gab nur Trauriges. Dann stand ja im Mittelpunkt nur der Krieg, Soldaten, die Lazarette. Wir reisten viel mit Mama und besuchten in den Städten die Verwundeten, so daß diese Zeit eigentlich nur voll schwerer Eindrücke war.

Und dabei habe ich so furchtbar gern getanzt. Wir haben oft unter uns getanzt und auch auf der ‚Standard‘ mit den Offizieren. Dann war ich immer sehr glücklich.“

„Einmal war die ‚Standard‘ auf einen Felsen gestoßen. Es war ein furchtbarer Schreck für uns alle . . . Ich weiß nicht, was damals war, aber irgend etwas geschah mit meinem Bruder, worüber sich Mama sehr aufregte.“

„Einmal fuhren wir nach Riga mit der ‚Standard‘.

Papa konnte sich lange nicht entschließen . . . er traute diesen Provinzen nicht. Die Bevölkerung von den Randstaaten ist immer die schlimmste, und Papa hatte ewig Unannehmlichkeiten mit den Balten. Deswegen waren die Eltern zuerst sehr ängstlich, als wir hinfuhren.

Aber später haben wir noch lange gern an diese Tage in Riga zurückgedacht . . .

Wurde da nicht ein Denkmal eingeweiht, und waren da nicht irgendwo Tribünen aufgebaut? Wir vier Schwestern fuhren zusammen in einem Wagen in die Stadt, als die Eltern abgeholt wurden; wir waren damals noch Kinder und trugen alle vier noch offenes Haar.

Unser Bruder durfte nicht mit ans Land. Erstens war er noch zu klein dazu, und außerdem war Mama zu ängstlich. Ich erinnere mich noch ganz deutlich, daß er damals, als wir in Riga waren, auf dem ‚Standard‘ auf Rollschuhen lief . . .

Viel weiß ich nicht aus Riga zu erzählen . . . Ich weiß nur noch, daß wir irgendwo sieben Bäume pflanzen mußten, für jeden von uns einen.

Ich habe selbst den Baum zugeschaufelt, der für mich gepflanzt wurde. Damals waren Mama und mein Bruder nicht dabei. Auch zu dem Festessen in einem Hause, das einen so merkwürdigen Namen hatte, es hieß so ähnlich wie ‚Schwarzer Kopf‘ (Schwarzhäupter-Haus) war Mama nicht dabei.

Ich glaube, die Prinzessin Obolenskaja war damals mit uns.

Dort hingen in einem Saal die Bilder aller russischen Kaiser, angefangen von Peter dem Großen bis zu meinem Vater.

Auch wurde uns dort eine Silbersammlung gezeigt, aber davon verstand ich nichts.

Die Balten haben uns zugejubelt und haben uns mit einer Wärme empfangen, wie wir es nie erwartet hätten . . . Papa sprach später während des Krieges oft voller Bitterkeit über die Balten. Damals haben sie uns zugejubelt, und im Kriege wußten wir, daß die Balten auf den Moment warteten, in dem die Deutschen in die Provinzen einrücken. Das kränkte und erbitterte Papa, und er kam nie darüber hinweg . . . Wie hieß doch der Baron, der von Anfang an auf die Deutschen wartete, schon damals, als wir noch siegten? . . .*

Die vielen Balten, die bei uns am Hofe waren, haben von uns doch nur Gutes empfangen. Sie waren ja auch zum Teil sehr sympathisch. Unser Hausminister war ja auch Balte.“

„Einige Male waren wir auch in Deutschland. Mama fuhr ihrer Gesundheit wegen in die deutschen Bäder. Auch besuchten wir unsere Verwandten.

Die meisten unserer Verwandten waren ja schon bei uns gewesen, so daß wir sie schon kannten.

Ich erinnere mich noch deutlich des Besuches des Prinzen Adalbert von Preußen. Er gefiel uns nicht besonders, er schien uns sehr eingenommen von sich selbst zu sein.

Ich fand den Kronprinzen viel sympathischer als den Prin-

* Sie wird vielleicht den Katzdangenschen Baron Manteuffel meinen, über den die russische Presse am Anfang des Krieges sich sehr aufregte, weil er auf seinem Gut deutsche Kolonisten angesiedelt hatte.

zen Adalbert. Er war zusammen mit der Kronprinzessin Cecilie bei uns in Rußland, aber damals war ich noch recht klein.

Ich weiß nur, daß er sehr lustig war und kein bißchen eingebildet und allen sehr gut gefallen hat.“

In einer Zeitschrift sah sie einmal das Bild der Königin von Italien. Sie sah es sich sehr lange an und sagte: „Sehen Sie, wie schön sie ist und was für traurige Augen sie hat. Sie hat ganz andere Augen als ihre Schwester (die Großfürstin Stana Nikolajewna), die bei uns verheiratet war. Die hatte im Gegenteil sehr frohe und lebhaftige Augen.

„Tante Irene und unser Onkel aus Hessen waren auch bei uns. Onkel brachte auch seine Söhne mit; das waren nette Jungen.“

Als sie einmal hörte, wie ich eine Bekannte, die mich besuchte, mit dem Namen Nini anredete, rief sie ganz unvermittelt: „Nini, den Namen Nini kenne ich sehr gut, so wurde Tante Irene genannt.“

„In einem deutschen Bade — ich weiß nicht, wie es hieß — da ließ Mama eine russische Kirche bauen. Wir waren alle da, als sie eingeweiht wurde.“

„Auch waren wir zum Besuch bei unserem Onkel — wie hieß doch das Schloß? . . . ja, Wolfsgarten hieß es. Es war ein Jagdschloß, und es war da sehr schön. Mama hatte auch ein Gut in Hessen. Aber den Namen kann ich heute nicht mehr sagen.

Auch in England waren wir zum Besuch, aber nicht in London. Es war in einer Sommerresidenz. Ich habe dort mit den englischen Kindern gespielt, auch mit dem Prinzen von Wales, er ist ja nur etwas älter als ich.“

„Einmal spielten wir Kinder im Park; es war ein kleiner Prinz von Leuchtenberg (Neffe des Herzogs Georg von L. in Seeon) und seine Schwester dabei. Papa hatte uns beobachtet und, ohne daß wir es wußten, von uns eine Filmaufnahme gemacht.

Da wurden wir eines Tages in den Saal gerufen, und es wurde uns als Überraschung dieser Film gezeigt, so daß wir uns selbst auf der Leinwand spielen sahen; das war sehr komisch.“

„Viel waren wir mit den Verwandten zusammen, die in Pawlowsk lebten. Mit denen verkehrten wir am meisten von allen Verwandten.“ (Familie des Großfürsten Konstantin.) „Es waren da sehr viele Kinder und immer sehr lustig. Auch waren sie oft bei uns.“

Als sie im August 1925 gefragt wurde, wie die Tante in Pawlowsk genannt wurde, antwortete sie: „Dessen entsinne ich mich nicht, aber diese Tante war eine Altenburgische Prinzessin und hieß Elisabeth.“

Der dänische Gesandte Zahle stellte ihr dann die Aufgabe, sie solle nachdenken und ihm sagen, wie diese Tante von ihnen genannt wurde und wer Tante Ella sei. Ich war nicht dabei und wußte nichts von diesen Fragen. In der Nacht schlief sie nicht, hatte heftige Kopfschmerzen und klagte mir, sie müßte so furchtbar angestrengt nachdenken und könnte nicht schlafen, denn sie müsse dem Gesandten ein paar wichtige Fragen beantworten, aber es sei ein Geheimnis, und sie könnte darüber nicht sprechen. Am nächsten Morgen kam der Gesandte, und sie sagte ihm, Tante Ella sei die Schwester ihrer Mutter, die Großfürstin Elisabeth Feodorowna. Die zweite Frage wolle sie später beantworten; ich sollte sie dem Gesandten schriftlich übermitteln.

Erst im Mai 1926 sagte mir die Kranke: „In Pawlowsk bei unserer Tante Mawra, wo die vielen Söhne waren, war auch eine Tochter.“

Wie ich später hörte, sei die Großfürstin Konstantin, Jelisaweta Mawrikijewna, im Familienkreise tatsächlich ‚Mawra‘ genannt worden.

Ein anderes Mal äußerte sie: „Großmama war immer sehr gut zu uns Kindern. Wenn sie uns einlud, waren wir sehr glück-

lich, denn das waren für uns richtige Feste. Mama und Großmama standen sich nicht sehr warm, es war nur die äußere Form der Höflichkeit, die sie verband. Papas Schwester, unsere Tanta Olga, aber liebte Mama sehr. Sie stand Mama am nächsten von allen anderen Tanten. Sie war immer lieb und gut zu allen und hatte keine Veranlagung zur Intrige. Sie war immer ein spaßiger Mensch, und da ich es auch war, liebten wir uns sehr und mußten zusammen immer viel Unsinn treiben.“

Einmal wollte sie von mir wissen, welche Livree der Diener der dänischen Gesandtschaft trüge — „Ich weiß gar nicht mehr, wie die Livree bei uns zu Hause war. Bei Großmama weiß ich es . . . Da waren die Diener in schwarzer Livree. Auch hatte Großmama, genau so wie wir, zum Türaufmachen Mohren, die hatten große weiße Turbane auf dem Kopf . . .“

Im Marienkrankenhause brachte ich ihr eine Flasche Wein. Sie trank ein Glas, und da sie süßen Wein liebte, bat sie mich, ihr ein zweites Glas einzugießen. Scherzend mahnte ich: „Trinken Sie nur nicht soviel, Sie bekommen sonst einen Schwips!“ — Worauf sie mich sehr erstaunt ansah, einen Moment nachdachte und ganz spontan mein Wort wiederholte: „Schwips? . . . Schwipsik nannte mich meine Tante.“ (Die Großfürstin Olga ist gemeint).

Als die Nachricht von dem Tode der Königinmutter von England kam, weinte die Kranke bitterlich. Auf meine Frage, ob sie ihr denn so nahe gestanden habe, daß sie so traurig sei, antwortete sie: „Ich habe solch eine Angst, daß ich Großmama nicht wiedersehen werde . . . daß auch Großmama sterben könnte, ohne daß ich sie gesehen habe . . . solch eine Angst, daß es zu spät sein wird.“

Als ich einmal, wie so oft, aus der Zeitung vorlas und dabei auch auf die Sitzung des Völkerbundes kam, sagte sie: „Wer ist Briand, von dem habe ich nie etwas gehört? Es war doch früher Poincaré, den kenne ich, er war bei uns zu Be-

such! Ich erinnere mich, daß er uns vier Mädchen Geschenke mitgebracht hatte, worüber ich mich sehr gefreut habe. Es war kurz bevor wir nach Moskau fuhren und der Krieg ausbrach.“

Sie erzählte: „Es existiert von uns allen ein Bild, welches Mama aufgenommen hat. Ich glaube, es war auf einem Ausflug. Wir waren noch klein, und mein Bruder und wir vier Schwestern haben darauf alle Matrosenkleider an und Matrosenmützen auf dem Kopf.“

Auf die Frage, was für einen Apparat sie selbst gehabt habe, gab sie Bescheid: „Wir Schwestern haben alle Apparate gehabt und viel photographiert. Ich habe auch selbst die Photographien kopiert. Meine Schwestern hatten flache Apparate (Klappkodak), doch ich hatte einen kleinen viereckigen Kastenapparat.“

An ihrer linken Hand bemerkte ich, daß der Mittelfinger etwas steif war und daß an der Wurzel eine schmale Narbe rund um den Finger lief. Ich bat sie, mir zu sagen, was mit dem Finger geschehen sei, worauf sie erzählte: „Als ich noch ein Kind war, sind mir einmal die beiden Mittelfinger der Hand geklemmt worden. Es war beim Einsteigen in den Wagen. Der Diener schlug die Wagentür zu früh zu. Der Mittelfinger war sehr stark verletzt und ist immer ein wenig steif geblieben. Es ist nicht gleich zu bemerken, aber ich fühle es doch. Trotzdem habe ich aber immer Klavier spielen können . . . Der arme Mensch, dem das mit der Wagentür passierte, tut mir heute noch leid, er hat sicher ebenso gelitten wie ich.“*

Als ich Frau Gilliard fragte, ob sie sich an einen derartigen Unfall der Großfürstin Anastasia erinnere, antwortete sie mir, daß sie nicht genau sagen könne, welcher von den Großfürstinnen dies passiert sei, doch einer von den vieren seien einmal die Finger von der Wagentür gequetscht worden. Dessen erinnere sie sich wohl.

* vgl. Seite 218.

Ein anderes Mal erzählte mir die Kranke: „Meine Schwester Tatjana ist einmal sehr schwer krank gewesen“ (kontrolliert und stimmt). „Es muß eine sehr schlimme Krankheit gewesen sein . . . Ich glaube, es war Typhus; doch waren wir vier Schwestern immer sehr gesund und bereiteten den Eltern nie damit Sorge. Desto mehr sorgten sie sich um unseren Bruder. Als er noch ganz klein war, wußten die Eltern schon, daß der Kleine krank sei. Ich weiß nicht genau, woher diese Krankheit gekommen ist, doch soll sie durch Mamas Familie in die unsrige vererbt worden sein, denn von Tante Irenes Söhnen litt der eine an derselben Krankheit.“

AUSSPRÜCHE UND URTEILE

Als ich ihr am 10. September 1925 erzählte, daß Herr Gilliard ein Buch über die Familie des Zaren Nikolaus geschrieben habe, ebenso Frau Wyrubowa*, rief sie voller Entsetzen: „Das ist nicht im Sinne meiner Eltern! Ich finde es schrecklich, daß die Menschen, die unser Vertrauen genossen haben, der Öffentlichkeit preisgeben, was nur in die Familie gehört.“

Sie wußte nichts davon, daß die Großfürstin Jelisaweta Feodorowna auch ein Opfer der Bolschewiken geworden ist, denn sie sagte gelegentlich einmal zu mir, sie sei davon überzeugt, daß ihre Tante Ella, so nannten die Kinder die Großfürstin, in Rußland in einem Kloster verborgen lebe, und daß sie sie sicher einmal wiedersehen würde. Auch von dem Tode des Großfürsten Michail wußte sie anfangs gar nichts. Als ich ihr in Gegenwart von Zeugen einmal sagte, der Großfürst Michail sei auch ermordet worden, war sie derartig erschüttert, daß sie den ganzen Tag weinte

* Über Frau Wyrubowa äußerte sie sich folgendermaßen: „Sie war Mamas Freundin Anja. Sie hing sehr an uns allen.“

und am nächsten Tage im Bett bleiben mußte. Deswegen habe ich sie in dem Glauben gelassen, daß die Großfürstin noch am Leben sei, um sie nicht wieder einer so großen Erschütterung auszusetzen.

Dieses alles beweist, daß sie von der ganzen Literatur, die über den Zarenmord erschienen ist, nicht die leiseste Ahnung hat.

Eines Tages erzählte ich ihr, daß ich im Kino die letzte Aufnahme der Königinmutter von England gesehen habe, wie sie mit ihrer Hofdame im Wagen durch die Straßen fährt, und daß diese Hofdame so furchtbar ausdruckslos neben ihr gesessen habe. Sie sagte: „So muß sie sitzen . . . Glauben Sie, daß sie auch grüßen soll . . . Ich glaube, Sie wären imstande, mit zu grüßen. Man könnte Sie nicht daneben setzen . . . bleiben Sie lieber zu Hause . . .“ Dann lachte sie sehr. Später erzählte sie mir, die Königinmutter von England habe nie ausgeschnittene Kleider tragen können, weil sie nach einer Operation sehr schwere Narben auf dem Hals behalten habe.

Als sie das Romanow-Album geschenkt bekam, fragte sie mich etwas ängstlich: „Ist Katharina die Erste auch darin abgebildet? . . .“ Ich antwortete: „Ich glaube nicht, daß ich das Bild gesehen habe . . .“ „Das ist gut, das ist eine recht unangenehme Sache für unsere Familie . . . Das war aber nur damals möglich, daß eine Hergelaufene auf den Thron kommen konnte. Die Romanows sind ja doch eigentlich ausgestorben, unsere Familie ist nur noch von der weiblichen Linie her Romanow.“ Ich fragte: „Hat man Ihnen das erzählt? Ich dachte, darüber wurde nicht gesprochen . . .?“ „I wo, Liebes, wir mußten doch die Geschichte unserer Familie kennen, wer denn sonst?“

Ein andermal zeigte ich ihr eine illustrierte englische Zeitung. Sie stammte aus der Zeit, als die Königinmutter von England gestorben war und enthielt alle Bilder aus der Verwandtschaft des englischen Hauses. Ein Bild war aus der

Epoche, als die Zarenkinder noch klein waren. Sie waren darauf zusammen mit der Großfürstin Olga abgebildet.

Sie besah dieses Bild sehr lange und meinte: „Ach diese großen Hüte, die haben wir so gern getragen, und das ist die ‚Standard‘, auf der wir stehen . . .“, worauf ich erwiderte: „Wie können Sie das so genau sagen? Jedes Schiffsdeck sieht doch gleich aus.“ Darauf antwortete sie: „Das erkenne ich an den langen geschweiften Zacken des Leinwanddaches über dem Schiffsdeck . . . Aber,“ fuhr sie fort, „sehen Sie dieses Scheusal an,“ und sie zeigte auf das Bild der etwa fünfjährigen Großfürstin Anastasia, „sehen Sie, wie dumm ich dastehe, die Füße verbogen halte, und das dumme Gesicht . . . ich kam immer irgendwie dumm heraus auf den Bildern, die anderen immer sehr gut . . .“

Ein anderes Mal erzählte sie mir: „Mama hatte ein Medaillon, in dem das Bild meiner drei Schwestern war, ich war noch nicht geboren . . . Papa trug immer ein Bild unserer Mutter bei sich. Es war in einem Rahmen, und er trennte sich nie davon.“

In einem grünen Umschlag verwahrte die Kranke einige ihr geschenkte Postkarten der kaiserlichen Familie, in einem anderen gelben Umschlag waren andere Photographien.

Einmal, als sie, ihrer Gewohnheit nach, auf ihrer Decke die Bilder aus dem grünen Umschlag auseinandergebreitet hatte und sich mit traurigem Gesicht lange in ein Gruppenbild der kaiserlichen Familie vertieft hatte, sah ich ein kleines, aus einer Zeitschrift ausgeschnittenes Bild dazwischenliegen, auf dem eine Frau in russischem Kostüm abgebildet war.

Ich fragte sie, ob es auch ein Familienmitglied sei. Worauf sie mir antwortete: „Nein, es ist jemand ganz anderes, aber trotzdem muß dieses Bild zwischen den Bildern meiner Eltern liegen . . . Es ist die Tochter des heiligen Vaters (Rasputin), und der gehörte zu uns. Er war der einzige, dem Mama vertraute und der meinem Bruder helfen konnte . . .“

Zu Beginn des Jahres 1926 brachte ich der Kranken verschiedene illustrierte Zeitschriften. Nach einiger Zeit merkte ich, daß sie weinte. Ich ging, in der Meinung, daß sie sehr heftige Schmerzen hätte, zu ihr hin und versuchte sie zu trösten. Da antwortete sie mir: „Ich habe mich so furchtbar erschreckt. Da war ein Bild — und ich dachte, Papa sitzt im Wagen.“ Sie zeigte mir eine Abbildung des englischen Königs auf der Fahrt zum Parlament. Das Profil des Königs war deutlich zu sehen, und sie sagte, darauf deutend: „Sehen Sie, er sieht genau so aus wie mein Vater, und in dem Moment, wo ich das Bild ansah, ist mir der Gedanke gar nicht gekommen, daß es der König von England ist. Ich dachte, es sei mein Vater.“

Sie hatte sehr oft den dänischen Gesandten Zahle gebeten, seine Diplomatenuniform anzuziehen und seine Orden anzulegen, wenn er sie besuche, und war sehr mißgestimmt darüber, daß er das nie tat. Sie sagte: „Ein Mann ohne Uniform sieht doch immer so traurig aus.“

Deshalb versprach ich ihr einmal, da sie Uniformen so sehr liebe, würde ich mit ihr am Abend ins Kino gehen und ihr ein Stück zeigen, in welchem viele Uniformen vorkommen. Es war ‚Der Walzertraum‘. Es schien ihr auch zu gefallen, und sie war sehr befriedigt. Als wir nach Hause gingen, gab sie das folgende Urteil über den Film ab: „Die Hofdame war sehr übertrieben . . . Solche lächerliche Hofdamen gab es bei uns nicht . . . Sie war natürlich nur aus Spaß übertrieben . . . Und das stimmt auch nicht, daß ein Prinzgemahl bei einer Trauung nicht orientiert sein könnte über den Gang der Zeremonie. Denn das ist doch sehr wichtig . . . Wie kann ein Prinzgemahl die Braut so küssen, mitten ins Gesicht, wie er es wollte. Der Hofmarschall hat schon recht gehabt, es zu verhindern. Ein Hofmarschall hat es nicht leicht . . . Er muß immer allen gerecht werden und sehr aufpassen . . . Auch hat die Braut viel zuviel Damen zum Tragen der Schleppe gehabt. So viele bekommt eine Braut niemals. Eine Kaisertochter hat

sogar weniger Damen. Auch war die Schleppe viel zu lang . . . Eine Hofdame hat es nicht leicht bei einer Prinzessin. Sahen Sie, wie die Prinzessin unartig gegen sie war?“ Worauf ich antwortete: „Das kommt in Wirklichkeit natürlich nie vor!“

„O pfui, nun mokieren Sie sich über mich . . . das kam leider oft vor.“

Lange bat sie mich, ihr ein grünes Armband zu besorgen, es könnte ganz billig sein, es müßte nur grün aussehen. Als ich es ihr kaufte, war sie sehr zufrieden, und ich fragte sie: „Warum sollte es denn unbedingt grün sein?“ „Es erinnert mich so sehr an eines, das wir gehabt haben. Es war aus einem Stein, der bei uns in Rußland soviel zu sehen ist. In einem Schloß bei uns waren die Fensterbänke und Säulen aus diesem Stein, auch hatte ich solch ein Kästchen. Er kommt aus den Bergen Rußlands, er heißt Malachit . . . Wir trugen dieses Armband nicht bei besonderen Gelegenheiten. Es war etwas ganz Einfaches; wir trugen es nur für uns zu Hause. Eines anderen Armbandes erinnere ich mich auch. Die eine Hälfte des Armbandes war mit bunten Steinen besetzt, die übrige Hälfte war aus Gold.“

Sie pflegte sich beim Zähneputzen überaus lange mit der Bürste zu bearbeiten, so daß ich ihr eines Tages sagen mußte: „Nun ist doch endlich einmal alles gut, Sie zerreißen sich ja den ganzen Mund.“ „Der ist schon groß genug,“ entgegnete sie, „das ist so Mode in unserer Familie; Großmama hatte die Mode eingeführt.“

Als es ihr schon besser ging, leisteten wir uns den Besuch eines russischen Restaurants, da sie sich danach sehnte, eine russische Kohlsuppe zu essen. Es waren ganz wenige Menschen in dem Restaurant, und die Kellner standen untätig umher. Da fiel mir auf, daß sie beim Durchgehen durch das Lokal die ganze Zeit nach rechts und links die Kellner grüßte. Das war etwas peinlich, und ich machte sie darauf aufmerksam, daß sie das nicht tun sollte. Ganz erschreckt antwortete sie: „Bitte, verzeihen Sie, ich habe an gar nichts gedacht, ich bin nur

so erzogen worden, daß ich immer grüßen müsse. Das ist mir immer und immer wieder gesagt worden, daß ich dies nicht vergessen soll... Aber ich danke Ihnen sehr, daß Sie mir das gesagt haben.“

Anfang Januar 1926 führte sich der früher bereits genannte Baron Osten-Sacken bei uns ein. Weder ich noch die Kranke hatten ihn früher gesehen; da er auf Empfehlung des Herrn von Botkin* kam, ließ ich ihn zu ihr.

Es ging ihr in den Tagen etwas besser, und sie freute sich über den Besuch. Während der Unterhaltung bat Baron Osten-Sacken um die Erlaubnis, rauchen zu dürfen, zog eine Zigarrettenspitze heraus und steckte sich eine Zigarette an. Ich stand am Bettrande und sah, wie die Kranke von einer plötzlich aufspringenden Erregung gepackt wurde. Ich konnte den Grund dafür nicht begreifen, doch da sie sich augenscheinlich wieder beruhigte, legte ich der Sache kein Gewicht bei.

Bald darauf verabschiedete sich Baron Osten-Sacken, und ich machte die Kranke zum Schlafengehen zurecht. Als es im Zimmer schon dunkel war, rief sie mich an ihr Bett und fragte gequält: „Um Gottes willen, sagen Sie mir, woher hat der Baron die Pfeife?“

Ich hatte die Zigarrettenspitze in der Form einer Tabakspfeife gar nicht beachtet und verstand ihre Aufregung noch weniger als vorhin.

In der Nacht rief sie mich noch einmal zu sich: „Ich habe keine Ruhe, Sie müssen gleich morgen früh erfahren, woher er die Pfeife hat.“ Ich versprach ihr, Baron Osten-Sacken gleich am Morgen anzutelephonieren.

Früh am Morgen wachte sie auf, und ihre ersten Worte waren: „Gehen Sie bitte ans Telephon und fragen Sie ihn,

* Exzellenz von Botkin ist Chef der Organisation zum Schutze für russische Flüchtlinge in Berlin, und ein Vetter des Leibarztes des Zaren, Botkin, der zusammen mit der Zarenfamilie in Jekaterinburg ermordet wurde. Er hat die Kranke öfter besucht.

wie die Pfeife in seine Hände gekommen ist . . . aber nur, wenn er nicht weiß, wer ich bin.“

Um halb neun telefonierte ich bei Baron Osten-Sacken an und fragte ihn, ob er mir erklären könne, weshalb die Kranke sich wegen seiner Zigaretzenspitze so aufrege. Ich stände ihrer Erregung ganz ratlos gegenüber.

Baron Osten-Sacken erwiderte: „Die Spitze ist mir im Jahre 1917 von einem Freunde geschenkt worden, der sie bei Alexander* in Petersburg gekauft hat. Es ist die Modellspitze, nach der Alexander eine solche für den Zaren angefertigt haben soll.**

Mit diesem Bescheid kehrte ich zu der Kranken zurück.

Worauf sie sagte: „Gott sei Dank, ich war so aufgeregt, habe die ganze Nacht nicht geschlafen, weil ich Angst hatte, es sei Papas Pfeife . . . wenn Sie wüßten, wie ich erschrak, als ich diese Pfeife sah . . .“

Ende Dezember 1925, als es zeitweilig besser ging, forderte uns der russische Schriftsteller Herr L. N. Urwanzow auf, mit ihm ein russisches Restaurant zu besuchen. Da die Kranke oft die Sehnsucht geäußert hatte, wieder einmal russische Lieder zu hören, nahmen wir die Einladung an und fuhren hin.

Doch vordem machte sie die Bedingung, daß Herr Urwanzow Plätze bestelle, wo man sie nicht sehen könne. Er ließ dementsprechend eine Loge reservieren, doch weigerte sie sich, einen Vorderplatz einzunehmen, und setzte sich in die hinterste Ecke. Ließ sogar den Vorhang halb vorziehen.

Die ganze Zeit kämpfte sie mit der Angst, von irgend jemandem gesehen und erkannt zu werden.

Die Truppe bestand aus zwei Damen und sechs Herren in russischen Kostümen — es waren frühere russische Offiziere

* Ein bekanntes Geschäft in Petersburg.

** Um die Pfeifenangelegenheit zu kontrollieren, ließen wir die Zigaretzenspitze genau nachzeichnen und kolorieren. Diese Zeichnung wurde in Paris Personen aus der nächsten Umgebung des Zaren gezeigt, die dann bestätigten, daß der Zar solch eine Spitze benutzt hat.

mit ihren Frauen, die sich auf diese Art ihr Brot verdienen mußten. Sie sangen mit schönen natürlichen Stimmen, und die Kranke saß da mit rotglühenden Wangen und glänzenden Augen.

Als das Lied der ‚Schwarzen Husaren‘ gesungen wurde, fiel sie in Aufregung; die Tränen traten ihr in die Augen, und sie flüsterte: „Das ist das Lied, das ich so geliebt habe.“

Als das Lied verklungen war, sagte sie: „Meine älteste Schwester war Chef eines Husarenregiments.“

Später gab sie auch über die Regimenter ihrer anderen Schwestern Auskunft: „Tatjana war Chef eines Ulanenregiments, Maria wurde Chef eines Dragonerregiments. Sie waren alle viel älter als ich, als sie ihre Regimenter bekamen, denn ich war noch ein Kind, vielleicht fünfzehn Jahre alt, als ich Chef meines Regiments wurde* . . . es war während des Krieges . . . doch kann ich auf den Namen meines Regiments nicht kommen.“ Später erzählte sie dasselbe dem dänischen Gesandten, der sie neckte: „Was macht ein Kind mit einem Regiment, was versteht es davon?“ Da richtete sie sich gerade und hoheitsvoll auf und antwortete gereizt: „Das war bei uns eine Sitte und ganz selbstverständlich. Aber ich glaube mich sicher zu erinnern, daß ich an dem Tage, als ich das Regiment übernahm, selbst zu Pferde die Parade abnahm.“ (In einem Brief vom 26. Januar 1926 bestätigt mir Herr Gilliard, daß ihre Angaben vollständig richtig seien.)

Am nächsten Tage führte ich das Gespräch auf dieses Thema zurück und notierte mir das folgende: „Mein Vater und mein Bruder waren Chefs der Kosaken. Wenn ich daran denke, wie das Volk Papa und Mama jedesmal zugejubelt

* Nachdem Baron O. S. diese Angabe über ihr Regiment erfahren hatte, zog er Erkundigungen ein, die dieses bestätigten. Die Großfürstin Anastasia wurde Chef eines Infanterieregiments, das sich am Anfang des Krieges ausgezeichnet hatte, und war damals erst 14 oder 15 Jahre alt, ganz gegen den üblichen Brauch, da die anderen Großfürstinnen ihre Regimenter erst bei vollendetem 16. Jahre bekamen.

hat, wenn sie sich nur irgendwo zeigten, und was für eine Freude überall war, wenn wir erschienen, so verwirren sich in mir die Gedanken, weil ich nicht begreifen kann, daß alles so kommen mußte . . .

Aber Papa war zu gut und schwach, um Kaiser zu sein. Er war nicht energisch genug. Auf dem russischen Thron hätte ein Mann mit einer eisernen Faust sitzen müssen. Ich muß immer an Peter den Großen denken . . .

Es wäre besser gewesen, wenn der Onkel meines Vaters, der vor meinem Vater den Oberbefehl über die Armee hatte, Kaiser gewesen wäre, denn er war das Gegenteil von Papa, er wäre nie schwach und energielos gewesen.

Papa hatte oft Unannehmlichkeiten durch seinen Onkel, der immer seinen eigenen Willen durchsetzen wollte und am liebsten gar keine Rücksichten auf Papas Wünsche nahm . . . Papa hatte überhaupt sehr viel Unannehmlichkeiten mit unseren Verwandten.

Glauben Sie, daß es meinen Eltern angenehm war, daß der Großfürst Kyrill die geschiedene Frau meines hessischen Onkels heiratete . . . und dann, daß mein Onkel, der Bruder meines Vaters*, keine Rücksicht auf unsere Familie nehmen wollte und gegen den Willen von Papa diese Heirat schloß . . . ?

Sie durften mehrere Jahre deswegen nicht zu uns kommen . . .“

Das meiste Mißtrauen und den größten Unglauben in ihre Persönlichkeit verursachte das Gerücht, daß die Kranke überhaupt kein Russisch verstehe und auch kein Englisch spreche. Allerdings gebraucht sie als Umgangssprache die deutsche Sprache, die sie ziemlich geläufig mit typisch russischem Akzent spricht, doch folgt sie jeder russischen Unterhaltung mit Interesse und versteht jegliches Wort. Sie weigert sich aber, russisch zu sprechen.

* Großfürst Michail Alexandrowitsch heiratete die geschiedene Frau eines Gardeoffiziers namens Wulfert, geb. Scheremetjewski, jetzige Gräfin Brassow.

Prof. Rudneff beschloß gleich im Anfang seiner Behandlung, sich in Gegenwart der Kranken mit mir ausschließlich in russischer Sprache zu unterhalten. Während solcher Unterhaltungen lag sie in der ersten Zeit zwar äußerlich teilnahmslos in ihrem Bett, doch sah man ganz deutlich, daß sie dem Gespräch folgte.

Im Herbst 1925 erzählte ich, um sie zu reizen, in russischer Sprache Prof. Rudneff, daß ich mit ihr sehr unzufrieden sei. Sie sei eigensinnig, unvernünftig, wolle nichts essen und gebe alles der Katze. Voller Empörung fiel sie mir in die Rede. Jedem meiner Worte widersprach sie und erklärte, sie gebe der Katze gar nicht zuviel, esse selbst genug, usw.

Prof. Rudneff und ich mußten unwillkürlich lachen, weil es zu komisch war, daß sie trotz der Behauptung, sie verstehe kein Russisch, eine so gute Verteidigungsrede auf eine russische Anklage halten können.

Der Professor warf ihr scherzhaft vor: „Sie können also sehr gut Russisch. Nun spreche ich mit Ihnen immer Russisch!“ Sie sah ganz erschrocken drein, zog die Bettdecke über das Gesicht und sagte ziemlich böse: „Ich habe gar nichts verstanden; man soll mich ganz in Ruhe lassen.“

DIE KATASTROPHE

„Ich glaube nicht,“ äußerte sich die Kranke, „daß die russische Revolution durch den russischen Soldaten, den Bauern gemacht worden ist. Das hatte ganz andere Gründe — die allerobersten Kreise sind daran schuld. Sie haben zu gut gelebt und haben uns zuletzt verraten. Der erste, der von unserem Vater mit seiner ganzen Armee abfiel, war unser Verwandter, der Großfürst Kyrill — und so verließen sie uns alle nacheinander.

Papa hat gerade daran so furchtbar schwer getragen.

Als wir noch zu Hause in Zarskoje Selo waren, aber schon

wie Verbrecher, wie Gefangene von Soldaten bewacht wurden, begriffen wir noch gar nicht den Ernst der Situation. Wir dachten, daß es nur ein bloßer Traum sei, der vorübergehen werde, und waren überzeugt, daß es in Rußland noch genug Regimenter gäbe, die wieder Ordnung schaffen würden . . .

Damals kam auch Kerenski zu uns und benahm sich so, als sei er der Herr in unserem Hause. Später wurde er etwas höflicher. Aber Sie können sich gar nicht vorstellen, wie meine Eltern durch diesen Menschen gedemütigt wurden — er vergaß ganz, wer meine Eltern waren . . .

Doch für eins war Papa ihm später dankbar, daß er ihn nicht der größten Demütigung ausgesetzt hatte, was leider später in Sibirien Papa erleben mußte: Kerenski verlangte nicht von Papa, daß er seine Offizierszeichen von den Schultern nehme . . . Doch damals, als es in Sibirien geschah, war Papa wie erschlagen davon.“

„So vieles habe ich vergessen, aber dessen erinnere ich mich noch deutlich, wie niedergedrückt unsere Eltern waren, mit welchen Gesichtern sie im Zuge saßen, als wir nach Sibirien fahren mußten. Das werde ich nie vergessen können. Wir Kinder bemühten uns, heitere Gesichter zu zeigen, um es Papa und Mama nicht noch schwerer zu machen. Wir fuhren zum erstenmal in Rußland in einem gewöhnlichen Zuge . . . Was wohl aus unserem Zuge geworden ist, in dem wir soviel gereist sind . . . ?

Ich bin oft krank vor Sehnsucht, nur noch einmal dieses alles wiederzusehen, was unser Zuhause war. Wieder durch alle Zimmer zu gehen, die Treppe hinunterzulaufen, auf der wir so oft gegangen sind, wenn wir zu Mama gingen, um ihr ‚Guten Morgen‘ zu sagen. — In einem Zimmer von Mama hing ein großes Bild der unglücklichen Königin von Frankreich, das hatte ihr, glaube ich, einmal die französische Regierung geschenkt . . . Wenn ich das alles doch einmal wieder-

sehen könnte . . . Aber ich glaube, ich würde vor Aufregung wieder krank werden.“

„Als wir nach Tobolsk kamen, war alles so fremd, auch war es uns so unangenehm, daß in manchen Zimmern die Möbel so abgerissene Bezüge hatten. Wie haben wir in Tobolsk gefroren . . . Aber ich war ja immer ein sehr fröhlicher Mensch und habe auch da versucht, mir in allem Schweren auch Annehmlichkeiten zu schaffen. Ich habe da so gern Schnee geschaufelt, und wir haben alle Holz gehackt, auch Papa. Da war ein Diener, ich weiß nicht mehr, wie er hieß, mit dem habe ich viel im Garten oder Hof gearbeitet. Wir haben in Tobolsk genau so wie zu Hause unsere regelmäßigen Stunden gehabt. Damals war unser Bruder soviel krank, und zuletzt dachten wir, daß es nun zu Ende gehe. Jetzt, wo ich selbst diese wahnsinnigen Schmerzen in meinem Arm fühle, begreife ich erst, was er gelitten hat . . .

In Tobolsk war es noch gut, da hatten wir noch das Nötigste, aber später in Jekaterinburg . . . das war die Hölle. In Tobolsk kam plötzlich der Befehl, daß Papa allein wegfahren mußte; schließlich durfte Mama mit. Unser Bruder lag damals schwer krank. Papa und Mama nahmen meine Schwester Maria mit. Sie liebten uns ja alle gleich, aber Maria hatte solch ein wohltuendes, warmes Wesen, daß Papa und Mama sie in diesem Moment wohl am nötigsten hatten. Wir blieben bei unserm kranken Bruder zurück. Später durften wir nachfahren. Es war alles anders in Jekaterinburg. Wir wurden wie Verbrecher bewacht, wie rohe Tiere waren die Soldaten gegen uns; am schlimmsten war es, wenn wir mit ihnen zusammen essen mußten. Mama litt furchtbar unter all den Roheiten, die die Soldaten sich uns gegenüber erlaubten. Auch litten wir alle darunter, daß für unseren Bruder so schlechtes Essen da war; für uns war ja alles gleich. Ich glaube, es waren lauter lettische Soldaten, aber der Anführer war ein lettischer Jude . . . er sprach mit ihnen Lettisch. Jurowski, glaube ich, hieß

er; der war der schlimmste. Er konnte sich nicht genug ausdenken, um Papa zu demütigen. Unser Bruder war in Jekaterinburg nie ganz gesund und konnte nicht gehen. Meistens hat Papa ihn selbst getragen. Trotzdem mein Bruder ein so großer Junge war, fiel es Papa nie schwer, ihn zu tragen. Er war ja auch zuletzt so abgemagert und leicht von Gewicht, und Papa war so elastisch und kräftig und wollte niemand an unseren Bruder heranlassen.

Ich weiß so vieles nicht mehr, aber dessen erinnere ich mich, daß wir viel mit Mama zusammensaßen und Handarbeiten machten, auch hat Papa uns viel erzählt in der letzten Zeit. Er sprach soviel über die letzten Ereignisse in Rußland, die für uns wie ein Rätsel waren, denn Papa hat doch immer nur das Beste gewollt und war auch gut zu seiner Umgebung, wie auch Mama, und trotzdem hatten sie uns alle verlassen . . . einer nach dem andern . . .

Damals, in dieser einen schrecklichen Nacht, wurden wir plötzlich alle geweckt. Wir vier Mädchen schliefen in einem Zimmer, die Eltern mit unserem Bruder zusammen. Es wurde uns gesagt, wir sollten schnell aufstehen und uns ankleiden, weil es in der Stadt unruhig sei und wahrscheinlich geschossen würde. Deshalb sollten wir in die unterste Etage geführt werden. Ich glaube, ich zog einen Kostümrock an und eine Bluse, doch die Kostümjacke, in deren Knöpfe Brillanten eingnäht waren, zog ich nicht an, die Schwestern, glaube ich, taten es auch nicht, es war ja Sommer, und wir sollten ja nur hinuntergehen. Ich weiß noch, daß ich mir leichte Schuhe, Pumps, anzog. Meine Schwester Olga war die ruhigste. Papa trug unsern Bruder, Mama war halb ohnmächtig vor Angst, sie hat vielleicht am allerwenigsten das Furchtbare erlebt, was wir andern erlebten, da sie ja halb besinnungslos war . . .

Ich weiß sonst nichts, als daß ich plötzlich sah, daß geschossen wurde, daß in der Mitte Jurowski stand und auf Papa schoß . . . Ich weiß, ich stand neben meiner Schwester Olga

und suchte hinter ihrer Schulter Schutz. Aber dann weiß ich auch nichts mehr. Ich erinnere mich nur, daß ich das Gefühl hatte, mich um mich selbst zu drehen, über mir war es wie ein blauer Himmel und viele goldene Sterne funkelten und blitzten. Dann weiß ich nichts mehr“

„Als ich wieder zur Besinnung kam, da lag ich in dem Stroh eines Wagens. Ich kannte die Menschen nicht, die ich sprechen hörte, konnte auch nicht fragen. Ich fühlte nur, wie der Wagen mich schüttelte; mein Kopf schmerzte, es lagen nasse Tücher darauf, und mein Haar war blutig verklebt. Damit ich zum Bewußtsein komme, wurde mein ganzer Körper mit Essig und Zwiebeln eingerieben.“

DIE RETTUNG

„Ich kann nicht sagen, daß ich bei Besinnung war; denn ich weiß nichts, als daß ich sterbenskrank war, nichts denken konnte und nur das eine ersahnte, daß dieses furchtbare Schütteln, wobei mir der Kopf auseinanderzuspringen drohte, aufhören möchte

Wissen Sie, was ein russischer Bauernwagen ist? . . . Nein, das wissen Sie nicht. Um das zu wissen, muß man mit zer schlagenem Schädel in solch einem Wagen liegen . . .

Zuweilen konnte ich dieses Schütteln nicht ertragen, mußte aus Verzweiflung und Schmerz schreien, dann hoben mich die Menschen heraus und trugen mich ganze Strecken des Weges . . .

Wie lange ich so gefahren bin . . . Das weiß ich nicht. Vielleicht Wochen, vielleicht Monate . . . Wir sind durch so einsame Strecken gekommen; in Wäldern mußten wir rasten, und viele Straßen sind wir gefahren. Ich war immer benommen von den Schmerzen im Kopf; meine eine Hand* war

* Im Russischen bedeutet das Wort ‚Hand‘ Arm und Hand zugleich, so daß die Erkrankung ihres Armes vielleicht damit in Verbindung steht.

auch blutig zerschlagen, mein Gesicht und mein Mund schmerzten.

Ich erinnere mich, daß in dem Stroh des Wagens viele Flaschen lagen, die immer mit frischem Wasser gefüllt wurden, das war für meinen Kopf. Doch wenn wir zu lange auf menschenleeren Wegen fuhren, hatten wir kein Wasser, und der Proviant ging aus. Ich bekam schwarzes, weiches Brot in den Mund gesteckt, damit ich nicht verhungere. Ich glaube, diese Leute haben oft ihr letztes Stückchen Brot mir gegeben und haben selbst gehungert.

Mein Kopf wurde nur mit kaltem Wasser behandelt, und seitdem glaube ich immer daran, daß mir alle Medizin nicht helfen kann und auch die Kunst aller Ärzte nicht. Ich glaube, daß solche einfachen russischen Bauern oft besser Bescheid wissen, wie Wunden behandelt werden müssen, als die Ärzte.

Ich erinnere mich auch noch, daß man mich zuweilen aus dem Wagen heraushob und ich dann tagelang in irgendwelchen fremden Bauernstuben mich von dem Schütteln des Wagens ausruhen konnte.

In den Kleidern und der Wäsche hatte man uns früher in Tobolsk unsere Kleinodien eingenäht. Es waren ungefaßte Steine, und meine Perlenkette, die war, ohne auseinandergenommen zu sein, mit der ganzen Schnur längs einer Naht eingenäht*. Diese Perlenkette habe ich zuletzt noch in Bukarest in der Hand gehalten, bevor sie von Tschaikowski verkauft wurde. Wenn ich diese Kostbarkeiten nicht bei mir gehabt hätte, so wären wir nicht lebendig davongekommen.

* Herr Zahle sagte einmal zu ihr, er wundere sich, daß sie ihm nie etwas Näheres über die Menge und Art der Edelsteine, die in ihrer Wäsche und ihren Kleidern eingenäht waren, erzählt habe. Er hätte gehört, daß jeder der Großfürstinnen etwa zwei Pfund Edelsteine eingenäht worden seien. Darauf sah sie ihn erstaunt an, lachte und sagte: „Zwei Pfund!? O nein, so viel war es bestimmt nicht. Es waren sehr viele Steine, hauptsächlich Smaragden. So viel aber war es nicht.“

Damit bezahlte Tschaikowski jedesmal den Wagen, wenn man einen neuen kaufen mußte, weil die Wege so schlecht waren, und der alte Wagen nicht mehr weiterfahren konnte. Oft mußte auch ein anderes Pferd gekauft werden. Die Leute, die bei mir waren, waren vier Personen: zwei Männer und zwei Frauen. Die Frauen saßen oft mit auf dem Wagen, in dem ich lag*. Die Männer sagten mir, daß sie Tschaikowski hießen, und auch die Frauen hießen so. Der eine von den beiden Männern, der sich Alexander Tschaikowski nannte, erzählte mir später in Bukarest, als es mir schon besser ging und ich zum erstenmal nach den Meinen fragte, was geschehen sei . . . daß er in dem Hause gewesen sei, als dieses Furchtbare geschah, und da habe er gesehen, daß ich noch lebe; ich hätte ihm leid getan, und so habe er mich schnell mit einer Decke bedeckt und unter großen Gefahren weggebracht.

Doch kann ich mich nicht erinnern, daß ich diesen Tschaikowski in der Zeit, als wir in Jekaterinburg waren, unter den Soldaten der Wache gesehen habe. Es wurden ja auch immer wieder die Soldaten gewechselt. Zuletzt waren viele Letten

* Gelegentlich ihrer Besprechung mit dem Grafen Hardenberg in Darmstadt erzählte dieser Frä. Amy Smith (vgl. Kapitel „Darmstadt“), ein deutscher Kriegsgefangener, von Beruf Friseur, habe ihn aufgesucht, um ihm das folgende zu berichten: Auf seiner Flucht nach Deutschland sei er in der Gegend von Jekaterinburg an einem Bauernwagen vorbeigekommen, dessen Begleitern er sich vorübergehend angeschlossen habe. Im Stroh des Wagens verborgen, hätten zwei verwundete Großfürstinnen gelegen, wovon die eine sehr jung, die andere aber erheblich viel älter gewesen sei. (Er mag wohl eine der schlafenden Begleiterinnen für eine Großfürstin gehalten haben.) Der Kriegsgefangene strebte nach Rußland zurück und erbot sich, Nachforschungen anzustellen. Die nötigen Mittel, die er sich zu diesem Behufe erbat, seien ihm vom Grafen Hardenberg verweigert worden. — Die später erfolgte schriftliche Bitte des Barons O.-S., ihm den Namen des Mannes mitzuteilen, beantwortete Graf Hardenberg dahin, er habe sich den Namen nicht gemerkt! Im Hinblick auf das nie verstummte Gerücht vom Überleben einer der Zarentöchter zeugt dieses Verhalten für erstaunlich geringes Interesse.

in der Wache. Das waren die schlimmsten und rohesten Männer, die ich je gesehen habe.

Alexander Tschaikowski war mittelgroß, hatte dunkelblonde Haare, ein gut geformtes und streng geschnittenes Gesicht, eine schmale Nase und ein kleines Schnurrbärtchen. Das ganze Gesicht war wie aus Stein gemeißelt, unbeweglich und streng. Er sah so aus, als wenn er nie lachen könnte.

Sie sprachen mit mir immer Russisch, doch untereinander sprachen sie Polnisch, und ich habe nie verstanden, was sie zueinander sagten. Es waren ganz einfache Bauern. Die ältere Frau war vielleicht vierzig, sie wurde Maria genannt und war wohl die Mutter von den drei andern. Diese Frau hatte auch ein sehr gut geschnittenes Gesicht und dunkle Haare. Die jüngere hieß Veronika, sie sah viel bäuerischer aus; sie hatte ein breites, rotes Gesicht; beide Frauen waren immer gut zu mir und haben alles getan, um mich am Leben zu erhalten.

Der andere Mann wurde Sergej genannt. Ich kann ihn sehr schwer beschreiben, aber er war wahrscheinlich, ebenso wie Alexander Tschaikowski, zwischen 20 und 30 Jahren, er war auch mittelgroß und sehr gutmütig.

Als ich so weit bei Besinnung war, daß ich die Augen aufmachen konnte und die Leute sehen, die mit mir waren, hatte ich nicht den Eindruck, daß es Soldaten seien, denn sie waren gekleidet wie russische Bauern, und keiner von ihnen hatte eine Soldatenmütze auf dem Kopf. Auch die Frauen sahen aus wie alle russischen Bauersfrauen und hatten ihre Köpfe mit Tüchern umwickelt.

Doch später in Rumänien kleideten sich alle vier viel besser; sie trugen keine Tücher mehr, und die beiden Tschaikowskis hatten immer gute Anzüge an*. Alexander Tschaikowski war

* Die ungeahnte Aufbesserung der Verhältnisse durch Juwelenverkauf wird wohl kaum der Grund sein, daß die Überlebenden so gänzlich von der Bildfläche verschwunden sind. Die Nutzung der Juwelen würde den Rettern gewiß nicht verargt werden. Es würde ihnen im Gegenteil sehr hoch angerechnet werden, wenn sie sich endlich meldeten.

so gut gewachsen, daß er in seinen neuen Kleidern nicht wie ein gemeiner Soldat aussah, sondern eher wie ein Offizier.

Wenn ich daran zurückdenke, wie ich krank und ungewaschen, mit dem elenden Gefühl, daß etwas Schreckliches geschehen sei, wochenlang wie ein Zigeuner durch Wälder und Straßen fahren mußte, immer in Angst, daß man uns findet, so überfällt mich heute noch eine furchtbare Angst.

Oft blieben wir in Wäldern stehen, und die Männer gingen voraus, um Quartier zu suchen. Die Tschaikowskis sagten mir, daß sie mich nach Rumänien bringen wollten, daß wir da in Sicherheit wären und ein Verwandter von ihnen, ein Gärtner, uns aufnehmen würde. In Rumänien waren wir in vielen Städten. Ich war noch zu krank, um viel zu fahren, so daß ich oft in fremden Zimmern bei fremden Menschen gelegen habe. Als mir Tschaikowski in Bukarest erzählte, was mit meinen Eltern und meinen Geschwistern geschehen sei*, wurde ich vor lauter Aufregung krank. Es war ein sehr schlimmes Nervenfieber, und ich muß sehr lange krank gewesen sein.

Ich erinnere mich nur, daß die beiden Frauen mich immer in Laken, auf die Schnee gelegt worden war, einwickelten, damit das Fieber falle.“

* Im Sommer 1926 ist zum erstenmal ein offizieller Bericht über den Untergang der Zarenfamilie durch die Sowjetregierung veröffentlicht worden. Das Buch ist von Bykoff verfaßt und heißt: „Die letzten Tage der Romanows“. Verlag Ural-Kniga. Auf Seite 115 wird darin behauptet, daß die Leichen eine ganze Nacht, bevor sie vernichtet wurden, im Walde gelegen hätten. Die Möglichkeit, eine von den Leichen aus dem Mordzimmer zu rauben, war immer bezweifelt worden, da das Haus, in dem der Mord geschah, von zwei Reihen von Palisaden umgeben war. Doch läßt die Mitteilung Bykoffs auf Seite 115 die Möglichkeit zu, daß eine Tochter des Zaren, die noch Lebenszeichen von sich gab, gerettet sei!

IDENTITÄTSFRAGEN

Ende September 1925 zeigte sich eine leichte Wendung zur Besserung. Das hohe Fieber, das die Kranke seit drei Monaten gequält hatte, schwand; die Temperatur war zwar noch erhöht, aber die Kranke fing doch an, Interesse für die Mitwelt zu äußern. Sie besah illustrierte Zeitschriften und spielte viel mit ihrem weißen Kater, Kiki. Selbstverständlich traten zwischendurch immer wieder heftige Depressionen ein. Dann verweigerte sie die Nahrungsaufnahme. Sie lag still in ihrem Bette, weinte und klagte, daß sie nicht mehr leben wolle und daß sie es bereue, die Irrenanstalt verlassen zu haben. Dort hätte sie Ruhe vor den Erinnerungen, vor all den Menschen, die sie drängten, all das Geschehene immer wieder von neuem aufzuwühlen . . . In solchen Momenten, in denen der Lebensüberdruß, die körperlichen Schmerzen, die Schatten der Vergangenheit sie überwältigten, brach ihr Temperament in seiner ganzen Leidenschaftlichkeit hervor. Wir konnten sie nicht allein lassen. Denn wir fürchteten, sowohl die Ärzte wie ich, daß sie sich ein Leid antun könnte. Wie oft klagte sie uns: „Ich werde noch wahnsinnig, weil ich nicht begreifen kann, wie ich in diese Lage kommen konnte. Daß ich nicht das Recht habe, die zu sein, die ich bin, und immer unter fremden Menschen leben muß!“

In solcher Stunde hatte ich einmal ihr Bett zur Balkontür geschoben, um sie auf andere Gedanken zu bringen. Ein warmer Septembertag war es; unten spielten die Kinder. Plötzlich horchte sie auf, eines der Kinder rief mehrere Male einen Namen. „Hören Sie,“ flüsterte sie ganz aufgeregt, „da ruft jemand Schura! Nach diesem Namen habe ich ja so lange mein Gehirn zerwühlt, mein Kopf ist ja so leer, ich kann nie die Namen finden, die ich suche, und diesen suchte ich so lange! Das war Schura, die immer bei uns war, die mich erzogen hat und mit uns allen so vertraut war. Sie hat uns so geliebt, daß ich davon überzeugt bin, sie hätte sich für uns

totschlagen lassen, wenn sie gewußt hätte, daß sie uns damit hätte retten können. — Doch, wo ist sie geblieben? Ich weiß ja überhaupt nicht, ob sie noch lebt!“

Wieder ein Beispiel dafür, wie das Gedächtnis der Kranken beschaffen war und wohl auch heute noch ist. In ihren Fieberphantasien hatte sie mehrere Male nach einer Schura und einer Lisa gerufen, die ihr beim Ankleiden helfen sollten, da sie fort müsse, um nicht erschossen zu werden. Ich fragte sie dann, wenn sie wieder bei Besinnung war, immer nach diesen beiden Personen. Doch konnte ich keine Antwort erhalten. Augenscheinlich wußte ihr Gedächtnis im wachen Zustand nichts von den Dingen, die es im grellen Schein des Fieberbrandes deutlich widersah.

WIEDERUM GILLIARD

Bald darauf brachte Herr Zahle einige Photographien, die Herr Gilliard aus der Schweiz geschickt hatte. Er zeigte ihr ein Gruppenbild und fragte sie, ob sie die Persönlichkeiten darauf erkenne. Sie verschlang das Bild mit den Augen, zeigte sogleich auf die Mitte und sagte: „Das ist mein Bruder und alle seine Lehrer. Das muß der englische Lehrer sein, der den Kopf schief hält; dort rechts — das ist Mr. Gilliard. Da unten sitzen zwei kleine Jungen*, die immer mit meinem Bruder spielten, Söhne unseres Dieners, des Matrosen Derewenko, und hier sitzt, glaube ich, eine Lehrerin, die hieß so ähnlich, wie auf russisch ‚Kirsche‘ heißt — — — Wischnewskaja**, glaube ich — — und hier sitzt Schura.“ — Ob Schura wohl noch lebe, fragte sie später den Gesandten, und ihr Gesicht erhellte sich, als er ihr sagte, Schura sei noch am Leben.

* Von Herrn Gilliard bestätigt, mit der Bemerkung, daß es auf ihn einen großen Eindruck gemacht habe.

** Nicht ganz richtig; wie Herr Gilliard berichtet, hieß sie nicht Wischnewskaja, sondern Wischnezka.

„Kann sie nicht zu mir kommen oder auch der Lehrer Gilliard? Wenn ich die beiden wiedersehen könnte, dann wäre alles wieder gut!“

Es wurde ihr versprochen, daß beide kommen würden — —

Und nun setzten die Tage ein, an denen sie immer die eine Frage hatte: „Wann kommen sie? — —“ Endlich — — ein schöner sonniger Oktobertag. Ich war für einen Moment aus dem Zimmer gegangen; als ich zurückkam, saß Herr Zahle da, neben ihm der kleine brünette Herr, der schon im Marienhospital die Kranke besucht hatte. Mir fiel sofort auf, daß sie sein Gesicht mit außerordentlicher Spannung betrachtete. Vor Aufregung atmete sie schwer. Doch sie nahm sich zusammen und reichte ihm mit gewohnter Höflichkeit die Hand. Er fragte sie, ob sie wüßte, wer er sei. „Ich kenne dieses Gesicht, doch etwas ist mir darin fremd, so daß ich nicht sagen kann, wer es ist. Ich muß mich zuerst hineinsehen.“ Aber als wir später mit dem Gesandten allein blieben, wandte sie sich zu diesem in sichtlich innerer Bedrängnis. „Es kann nur der Lehrer meines Bruders sein, Mr. Gilliard. Aber ich wagte es nicht zu sagen, denn er kommt mir so fremd vor.“

Am nächsten Morgen erschien Herr Gilliard wieder. Sie war viel ruhiger und als er sich an ihr Bett gesetzt hatte, fragte sie ihn, ohne seinen Namen zu nennen: „Wo haben Sie Ihren Bart gelassen? Sie hatten doch früher etwas am Kinn?“

„Ja,“ erwiderte Herr Gilliard und erzählte, er habe sich den Bart in der Zeit abnehmen lassen, als er sich in Sibirien vor den Bolschewiken verbergen mußte.

Der Besuch und die dadurch hervorgerufene Erregung griffen die Kranke sehr an. Sie schien ermattet und lag apatisch in ihren Kissen. Keine rechte Unterhaltung wollte zwischen ihr und ihrem Besuche in Gang kommen. Schließlich sagte Herr Gilliard zu ihr: „Bitte plaudern Sie ein wenig, erzählen Sie alles, was Sie von früher wissen.“

Er kannte sie nicht so gut, wie ich sie in der Zwischenzeit

kennengelernt hatte, sonst hätte er diese direkte Aufforderung nicht an sie gerichtet. Sie sah ihn erstaunt an und gab zur Antwort: „Ich verstehe nicht zu plaudern, ich weiß nichts, worüber ich plaudern könnte.“

Abermals beging Herr Gilliard einen folgenschweren Fehler. In recht lebhaftem Ton verließ er seinem Erstaunen darüber Ausdruck, daß sie solch ein schlechtes Gedächtnis habe.

„Glauben Sie,“ gab sie ihm mit Bitterkeit zurück, „daß Sie, wenn man Sie totgeschlagen hätte, wie mich, noch viel von früher wüßten?“

Später wollte sie von Herrn Gilliard wissen, wann Schura nach Berlin käme.

Er gab ausweichende Antworten und erklärte, es mit Bestimmtheit nicht sagen zu können. Als er fort war, meinte sie zu mir: „Er sieht jetzt viel besser aus, gesunder und jünger als damals in Sibirien.“ Zwischen einer alten Photographie, und dazu auf einem kleinen Liebhaber-Gruppenbild, und dem lebendigen Menschen ist, wie ich selbst an Herrn Gilliard feststellen konnte, ein gewaltiger Unterschied. Der vorbehaltlose Wille, den vor ihr sitzenden Menschen als den früher gekannten wirklich zu erleben — ist überaus charakteristisch für die unbedingte Redlichkeit des Erinnerens bei der Kranken — unabhängig von den Folgen.

HOHER BESUCH

Am Nachmittag desselben Tages klopfte es an unsere Türe. Eine Dame in einem violetten Mantel trat ein, gefolgt vom dänischen Gesandten. Sie ging geraden Wegs auf das Bett der Kranken zu und gab dieser lächelnd die Hand. Wir sahen, wie sich das schmale, bleiche Gesichtchen veränderte, wie glühende Röte es überzog. In den Augen, die immer müde, verschleiert waren, glänzte es auf. Sie sah glücklich aus. Die Dame sprach Russisch mit ihr, doch sie antwortete in ihrem

gebrochenen Deutsch. Nach einiger Zeit fragte sie: „Wie geht es Großmama? Wie steht es mit ihrem Herzen?“ Deutlich waren aus diesen Worten Angst und Besorgnis herauszuhören. Als sie vernahm, daß es der Großmutter gut gehe, atmete sie erleichtert auf. Die Unterhaltung drehte sich um keine welterschütternden Ereignisse. Der Kater Kiki wurde bewundert, über die Krankheit sprach man. Doch die Leidende nannte die Dame nicht beim Namen. Erst als diese nach etwa zwei Stunden das Zimmer auf einige Augenblicke verließ, fragte Herr Zahle die Kranke: „Wer ist denn die Dame?“

Da erwiderte sie mit frohem Gesichte: „Papap Schwester, meine Tante Olga.“

„Warum haben Sie denn die Großfürstin nicht gleich mit ihrem Namen angeredet?“

„Weshalb sollte ich das, ich war so glücklich, daß ich nichts sagen konnte!“

Eine für ihren Charakter überaus bezeichnende Antwort.

Später erfuhr ich, daß man die Kranke auf die Probe hatte stellen wollen. Man führte ihr nicht die erwartete Erzieherin Schura zu, sondern die Großfürstin Olga.

Mit der Persönlichkeit der Großfürstin Olga Alexandrowna waren Wärme und Fröhlichkeit in das Krankenzimmer einge-zogen. Sie blieb bis zum Abend, und als sie sich dann von der Kranken verabschiedete, beugte diese sich über ihre Hand und küßte sie zärtlich. Eine Bewegung, die ihrer stolzen Natur sonst ganz fremd war und uns alle überraschte.

Ich begleitete die Großfürstin bis zur Ausgangstür des Sanatoriums, und als ich wieder zur Kranken zurückkam, fragte sie mich: „So schnell sind Sie zurück, haben Sie denn meine Tante nicht bis auf die Straße begleitet?“

„Nein. Ich habe die Großfürstin nur bis zur Türe begleitet.“

Darauf großes Entsetzen! „Sind Sie am Ende Demokratin? Selbstverständlich mußten Sie meine Tante bis nach unten begleiten, das gehört sich so.“

Sie war sehr unzufrieden mit mir.

Am Abend war die Kranke furchtbar erregt, schlief lange nicht ein und konnte den nächsten Morgen kaum erwarten. In der Nacht rief sie mich an ihr Bett. Sie hatte einen ganz heißen Kopf, und ich fürchtete, daß sich die Temperatur durch all die Aufregung erhöht habe. „Ich wollte Sie fragen,“ sagte sie, „wird jetzt alles wieder gut? Brauche ich nie wieder Angst zu haben, auf die Straße gesetzt zu werden? . . . Kann ich jetzt schon zu Großmama reisen? — Da gibt es ja auch gute Ärzte, die den Arm behandeln könnten . . . Sie müssen für ‚Kiki‘ einen Korb besorgen, damit ich ihn mitnehmen kann.“

Ich versuchte, sie zu beruhigen. Bat sie, nicht zu denken, nur zu schlafen, um morgen den Besuch genießen zu können. Wie ein gehorsames Kind versprach sie es. Aber dann, als ich die Lampe ausgedreht hatte, sagte sie noch: „Sie müssen sich die Haare wachsen lassen, Großmama wird sich darüber ärgern, daß Sie einen Bubikopf haben.“ Endlich hörte ich sie ruhig atmen. Sie war eingeschlafen.

Am nächsten Morgen war die Großfürstin Olga bereits um neun Uhr bei uns. Wieder erfüllte sie die Krankenstube mit einer Atmosphäre des Glücks und der Hoffnung. Mit strahlendem Gesichtchen lag die Leidende in ihren Kissen. Die Großfürstin setzte sich zu ihr ans Bett und zeigte ihr die Bilder ihrer beiden kleinen Söhne. Mit einer gewissen traurigen Inbrunst betrachtete die Kranke die Bilder. Die Großfürstin, die als echte Frau ihre Gedanken erriet, fragte sie nach dem eigenen Kinde. Da wurde sie dunkelrot — wich der Antwort aus. Das Kind sei klein gewesen, als sie es in Bukarest in der Obhut der beiden Frauen zurückgelassen habe, die in der Begleitung ihrer beiden Retter gewesen waren.

Später vertraute sie mir an: „Ich wäre am liebsten in die Erde gesunken, als meine Tante mich danach fragte. Daß ich dieses Kind zur Welt bringen mußte! Ich weiß, daß ich nichts dafür kann! Ich war ja schwach und krank und konnte mich

nicht wehren. Und dennoch bleibt es eine Schande. Und dann — wie ich hörte, mit welcher Liebe meine Tante von ihren beiden kleinen Söhnen erzählte, schämte ich mich, daß ich von meinem Kinde nichts erzählen konnte — nichts weiß, als daß ich es nie lieben konnte und nur Widerwillen und Ekel empfand, wenn man es mir zeigte. Und wenn sie es mir ins Zimmer brachten, hatte ich nur den Wunsch, daß man es gleich wieder wegbringen möge . . .“

Die Großfürstin erzählte von den ersten Leseübungen ihrer kleinen Söhne, ihrem Charakter, ihren Spielen, ihren Handarbeiten. Die Kranke fragte unaufhörlich, konnte sich nicht genug erzählen lassen und lachte fröhlich mit der Großfürstin.

Plötzlich schoß ihr eine Erinnerung durch den Kopf. „Ist es ein Traum oder ist es Wirklichkeit? Es ist mir so, als wenn zu Hause in einem Zimmer so ganz kleine, niedrige Stühle gewesen wären . . .“

„Ja, die waren da, das ist kein Traum,“ antwortete die Großfürstin.

„. . . und dann, ist das geträumt, daß wir zu Hause eine Treppe hatten, eine Art Wendeltreppe? Auf der sind wir immer nach unten gegangen.“

„Richtig, richtig!“ rief die Großfürstin, voller Freude. Dann fragte sie ihrerseits: „Und was war jeden Sonnabend auf dieser Treppe?“ Doch daran konnte die Kranke sich nicht erinnern, deutlich war zu sehen, mit welcher Anstrengung sie nachdachte. Aber ihr Gedächtnis versagte.

Dann sagte sie zu mir. „Diese Tante hat mich früher immer ‚Schwipsik‘ genannt.“

„Ja,“ rief die Großfürstin, „ich habe immer ‚Schwipsik‘ gesagt.“ Sie war sichtlich erregt und froh, dieses zu hören. Um zwölf brach sie auf, weil sie in der dänischen Gesandtschaft zum Frühstück erwartet wurde.

SCHURA

Am Nachmittag kam die Großfürstin wieder. Doch brachte sie dieses Mal noch jemand mit, und zwar jene Dame, die seinerzeit mit Herrn Gilliard die Kranke im Marienhospital besucht hatte — die Schura, nach der sich die Leidende so gesehnt hatte.

Schura selbst war erregt. Trat ans Bett und fragte lächelnd auf russisch: „Wie geht es Ihnen?“

Mit großer Aufregung blickte ihr die Kranke ins Gesicht, prüfte ihre Gestalt, antwortete auf deutsch und reichte ihr die Hand. Doch sie küßte ihr die Hand nicht, wie der Großfürstin. Lächelnd sah sie die vor ihr Stehende an. Die Großfürstin beugte sich über sie und fragte sie in freundlichem, munterem Tone: „Nun, wer ist das?“

„Schura,“ erwiderte sie. Wir alle hörten es.

Da klatschte die Großfürstin Olga Alexandrowna in die Hände und rief glückstrahlend: „Richtig, richtig, aber jetzt muß Russisch gesprochen werden, denn Schura versteht kein Deutsch.“

Doch das schien die Kranke nicht gern zu hören. Wieder auf deutsch bot sie der Dame einen Stuhl an; die Augen ließ sie nicht von ihr. Dann griff sie nach ihrem Eau-de-Cologne-Fläschchen und goß Schura etwas auf die Hand. Sie bat sie, sich die Stirne anzufeuchten. Schura lachte mit Tränen in den Augen. Das Wiedersehen ging ihr augenscheinlich so nahe wie der Kranken selbst. Die Leidende wollte nun wissen, wann sie in Berlin angekommen sei. Sie war ganz entsetzt, als sie hörte, daß Schura schon drei Tage da wäre, ohne sie begrüßt zu haben. Das konnte sie nicht begreifen und sah uns alle drei der Reihe nach fragend an.

„Wissen Sie, daß ich verheiratet bin?“ sagte Schura, um sie abzulenken.

„Verheiratet?“ Die Kranke war ganz betroffen.

„Ja. Raten Sie einmal mit wem?“

Die Kranke schüttelte den Kopf. Das konnte sie nicht erraten.

„Nun, ich bin mit Herrn Gilliard verheiratet.“

Diese Erklärung schien die Kranke in maßloses Erstaunen zu versetzen. „O pfui,“ rief sie ganz spontan. Schwieg dann einige Zeit lang. Meinte schließlich: „Das kann ich nicht fassen.“

Wir lachten alle über dieses erschreckte „O pfui,“ das wie aus dem Munde eines Kindes klang.

Später erschienen Oberst Kulikowsky, der Gatte der Großfürstin, und Herr Gilliard. Das ganze Zimmer war voll von Menschen, und eine glücklich erregte Stimmung herrschte, wie noch nie in diesem Raume des Leidens. Ich suchte Professor Rudneff auf und erzählte ihm alles.

„Ich habe den Eindruck,“ sagte ich, „daß die Angelegenheit ihrem glücklichen Ende entgegengeht.“

Ihm liefen die Tränen über die Wangen, und erregt wiederholte er immer wieder nur das eine: „Mein Gott, mein Gott . . .!“

Frau Gilliard war durch die Begegnung überaus erschüttert worden. Es hatte sie gepackt, als ihr die Kranke gleich zu Anfang ihres Besuches Eau de Cologne auf die Hand goß. Das war für die Großfürstin Anastasia Nikolajewna typisch, die Parfüm über alles liebte und ihre Schura früher damit zu überschütten pflegte, damit sie wie ein „Blumenbukett dufte“*. Ich ließ mir keine Gelegenheit entgehen, die Identität festzustellen, und fragte daher auch Frau Gilliard, ob die Großfürstin als Kind einen braunen Leberfleck auf der Schulter** gehabt habe, der später weggebeizt worden sei. Sie konnte sich nicht genau daran erinnern. Diese Frage wurde aber viel später durch einen Offizier der kaiserlichen Yacht „Standard“ beantwortet. Herr N. W. Sablin, der zehn Jahre lang unter

* Dieses erzählte Frau Gilliard später Frau Zahle.

** Siehe Brief der Frau Dr. B. aus Helmstedt, Seite 218, 219.

der kaiserlichen Flagge Dienst getan hatte, erzählte Fräulein Sp., die in meinem Auftrage nach Rumänien gefahren war, um in der Angelegenheit dort Nachforschungen anzustellen, daß er die Großfürstin Anastasia als Kind immer damit geneckt habe, daß sie gezeichnet sei und nicht verlorengehen könne; man würde sie an dem braunen Fleck auf der Schulter immer wiedererkennen. Später jedoch habe er gesehen, daß der Fleck fortgebeizt sei. Fräulein Sp. teilte Herrn Sablin all meine Aufzeichnungen über die verschiedenen Körpermale mit: den im Auto abgeklemmten Finger, der noch etwas steif ist, den ausgeätzten Leberfleck auf der Schulter, die Ballen an den Füßen.

Sie schrieb mir, daß diese Feststellungen auf den ehemaligen Offizier der Zarenjacht einen ganz gewaltigen Eindruck gemacht hätten.

Es traf sich beim ersten Besuch des Herrn Gilliard mit seiner Frau, daß ich ihn auf dem Korridor allein sprechen konnte. Er war sehr erregt und sagte auf französisch: „*Mon Dieu, que c'est horrible! Qu'est devenu de la Grande Duchesse Anastasie! C'est une ruine! C'est une véritable ruine! Je veux faire tout pour aider la Grande Duchesse.*“ Er meinte weiter, daß er, wenn er nicht durch seinen Beruf als Lehrer in Lausanne gebunden wäre, hier bleiben würde, um an der Klärung der Angelegenheit mitzuarbeiten. Er würde überall hingehen, mit allen Leuten sprechen, die die Kranke im Laufe ihrer fünfjährigen Leidenszeit in Berlin gesehen und gekannt haben. Immer wieder versicherte er, das sei das Furchtbarste, was er je erlebt habe. Und er werde alles tun, um der Großfürstin zu helfen.

In meiner Gegenwart fragte er an diesem Tage Professor Rudneff, ob er glaube, daß Ihre Hoheit gesund werden könne, und nannte die Kranke mit dem Titel der Großfürstin.

Als am Abend all die Besucher sich entfernt hatten und ich mit der Kranken allein geblieben war, sagte mir diese:

„Sie müssen morgen mehr Sahne besorgen, damit Schura* mittrinken kann. Es ängstigt mich so, daß Schura so mager geworden ist. Sie war früher viel voller und sah viel gesünder aus.“

An diesem Tage schien es uns allen, die wir zur nächsten Umgebung der Kranken gehörten, daß unsere Arbeit sich ihrem Ende näherte und die Kranke nun endlich in die Umgebung kommen würde, die für ihre seelische Gesundheit und Wiederherstellung ihres inneren Gleichgewichts notwendig war. Daß nun endlich das Gefühl der Kränkung darüber weichen würde, daß sie, immer nur, von Fremden umgeben, von Fremden Wohltaten annehmen und dauernd von Hand zu Hand gehen müsse.

Die nächsten Tage der Anwesenheit der Großfürstin und des Ehepaares Gilliard vergingen sehr schnell.

Die Kranke nahm zwar an den Unterhaltungen teil, sprach jedoch wenig, da sie an heftigen Kopfschmerzen litt. Doch sie war glücklich, überaus glücklich . . . Indessen — als Herr Gilliard, seiner wenig geschickten Art nach, in sie drängte, ihm doch von dem Leben in Tobolsk zu erzählen, antwortete sie, sie wüßte nichts. Wüßte nicht, wo sie anfangen sollte, und wüßte überhaupt nicht, was sie erzählen könnte.

Ich habe ja bereits an anderen Stellen darauf aufmerksam gemacht, daß die Kranke sehr schwer auf Fragen antwortet, die man ihr direkt stellt, so daß man nur etwas von ihr erfahren kann, indem man sie an einem Gespräch beteiligt und sie dann so weit bringt, selbst zu erzählen. In ihren Gutachten, die weiterhin im Buche aufgeführt sind, bestätigen die Ärzte die gleiche Beobachtung. Hätten die Großfürstin Olga Alexandrowna und das Ehepaar Gilliard ihren Besuch nicht nur an vier Tagen auf insgesamt einige Stunden beschränkt, sondern wären

* Abkürzung von Alexandra, ein Kosenamen, mit dem die kaiserlichen Kinder Frau G. riefen.

sie in Ruhe täglich zu ihr gekommen, hätten gewartet und vielleicht einige Monate lang Geduld gehabt, so wie wir gewartet und Geduld gehabt haben, so hätte sie sich ihnen gegenüber ebenso ausgesprochen und ihnen ebenso erzählt, wie sie es den Ärzten, Herrn Zahle und mir gegenüber getan hat.*

Man sprach über die Haare, die von Natur gewellt und sehr schön sind. Frau Gilliard sagte dazu: „Die Haare waren immer sehr schön gewellt, doch scheint es mir, als ob sie etwas nachgedunkelt wären . . .“

Mehrere Male äußerte die Großfürstin, daß die Kranke eher ihrer Nichte Tatjana ähnlich sähe. Auch Herr und Frau Gilliard waren dieser Meinung. Die Großfürstin gestand sogar, sie würde es sofort glauben, wenn man ihr sagt, diese Kranke sei ihre Nichte Tatjana. Dem dänischen Gesandten vertraute sie vor ihrer Abreise an: „Mit meinem Verstande kann ich es nicht fassen, daß es Anastasia sein könne, doch mein Herz sagt mir, daß sie es ist. Und da ich in einer Religion aufgewachsen bin, die mich lehrt, dem Herzen mehr zu folgen als dem Verstande,

* Professor Rudneff, dessen Gutachten unter den Dokumenten weiter im Buche zu finden ist, macht mit Bezug auf die Besuche der Großfürstin Olga und des Ehepaares Gilliard darauf aufmerksam, daß die Kranke, die sich damals in seiner Behandlung befand, zu jener Zeit durch die vorhergegangenen Operationen völlig ausgemergelt war. Ihr Gewicht betrug noch nicht einmal 75 deutsche Pfund; von Fett nicht eine Spur; die Temperatur schwankte um 38 Grad, und sie hatte die schlimmsten Schmerzen im Arm, so daß man gezwungen war, ihr bis zu 8 normalen Portionen Morphinum in 24 Stunden einzuspritzen. Unter solchen Umständen mochten ihre Züge wohl bis zur Unerkennbarkeit verändert sein. Übrigens habe sich die Großfürstin, meint der Arzt, äußerlich zur Kranken verhalten wie zu ihrer Nichte; und auch Gilliard habe von der Kranken wie von der Großfürstin gesprochen. Die hier wiedergegebene Schilderung der Besuche bestätigt Prof. Rudneff.



Großfürstin Tatjana



Die schwerkranke Unbekannte



Spiegel-Aufnahme der Kranken



Großfürstin Anastasia

kann ich dieses unglückliche Kind nicht verlassen.“

Beim Abschied küßte die Großfürstin Olga die Kranke zärtlich auf beide Wangen und sprach: „Nicht traurig sein; ich schreibe, und Frau von Rathlef schreibt mir auch oft. Nur gesund muß man werden, das ist die Hauptsache.“

Einen Tag später reisten Gilliards ab. Frau Gilliard war sehr erregt und trennte sich nur schwer von der Kranken, die traurig war, weil nun alle abfahren mußten. Frau Gilliard wandte sich von Schmerz überwältigt von ihrem Bette ab, umarmte mich weinend und schluchzte: „Ich habe sie so geliebt, so geliebt . . . Warum muß ich diese hier auch so lieben? Wenn Sie wüßten, was ich hier fühle! Können Sie mir sagen, weshalb ich sie so sehr liebe, die Kranke hier? . . .“ Aus diesen Worten klangen ehrliche Qual und große Ratlosigkeit. Herr Gilliard, dem die Aufregung seiner Frau nicht angenehm zu sein schien, drängte zum Abschied.

Vor der Abreise sagten Gilliards zu Exzellenz Zahle und seiner Gattin: „Wir fahren ab, ohne sagen zu können, daß es die Großfürstin Anastasia Nikolajewna nicht sei.“

Herr Gilliard versprach wiederzukommen, wenn es der Kranken besser ginge und sie eher imstande wäre, auf seine Fragen zu antworten. Er bat mich, ihn dauernd auf dem laufenden zu halten, damit er von Lausanne aus alle an ihn gestellten Fragen beantworten könne. Diese so verworrene Angelegenheit müsse endlich einmal geklärt werden.

SCHWINDENDE HOFFNUNG

Der Winter verging, ohne daß etwas geschehen wäre, woraus man die Annahme hätte schöpfen können, die Kranke sei nicht die Großfürstin Anastasia. Im Gegenteil, es kam von verschiedenen Seiten immer mehr positives Material zusammen.

Es ist also vollständig unerklärlich, warum Herr Gilliard zu Beginn des nächsten Jahres plötzlich die Korrespondenz mit uns abbrach. Überall erklärte er, er habe nie an den Ernst der ganzen Angelegenheit geglaubt. Dabei hatte er in seinen Briefen immer wieder betont, wieviel Energie und Vorsicht nötig seien, um die Arbeit zu Ende zu führen; die Dinge, die ich ihm schrieb, sollte ich nur ja nicht abseits stehenden Personen mitteilen, damit unsere Angelegenheit keinen Schaden erleide.

Für den unerwarteten Fehlschlag unserer damaligen Hoffnungen weiß ich mir vom Standpunkt schlichten menschlichen Empfindens keine Erklärung, — es sei denn, man lasse für das Verhalten der Kopenhagener Verwandten und die mit ihnen noch eng zusammenhängenden Personen die folgende Begründung gelten, die jenes Verhalten mit höfischen und Altersrücksichten entschuldigt. Das Oberhaupt der kaiserlichen Familie, die Zarinmutter Dagmar, oder, wie sie als russische Kaiserin heißt, Maria Feodorowna, habe nie an den Untergang ihres Sohnes und seiner Familie glauben wollen, auch keine von allen den authentischen Nachrichten über die Ermordung der Zarenfamilie an sich herankommen lassen. Sie wolle nur das eine glauben, daß alle leben und daß ihnen nichts geschehen sei.

Die Tatsache, daß die Kranke die jüngste Tochter des Zaren Nikolaus doch sein könne, würde die Zarinmutter aus ihrer Ruhe reißen, die sie sich durch ihren Glauben gesichert habe, denn mit der Existenz der Zarentochter Anastasia wäre der Beweis für den Tod der ganzen Familie erbracht.

Kein Zweifel, daß sämtliche Mitglieder der kaiserlichen Familie, wie auch Herr Gilliard, sich zu der ganzen Angelegenheit anders gestellt hätten, wenn die Zarinmutter aus ihrer

ablehnenden Haltung herausgetreten wäre und die Erlaubnis zur Klärung gegeben hätte.

Die letzte Nachricht, die die Kranke von der Großfürstin Olga erhielt, kam zu Weihnachten 1925. Die Großfürstin schrieb einen in sehr warmem Tone gehaltenen Brief und schickte ihr einen selbstgestrickten Jumper. Mein Brief, den ich darauf im Auftrage der Kranken an die Großfürstin richtete, blieb unbeantwortet. Seitdem haben wir nichts mehr aus Kopenhagen gehört. Gar nichts mehr — — —

Und nun Herr Gilliard! Meine Korrespondenz mit ihm war zuerst sehr rege. So schrieb er am 19. November 1925:

„Wie geht's in Berlin? Ist man artig? Ist man ordentlich, um wieder zu Kräften zu kommen, oder frißt dieser schreckliche Kater ‚Kiki‘ alles auf? . . . Sie würden sehr liebenswürdig sein, wenn Sie es einrichten könnten, mir häufig Nachricht zu geben, und verzeihen Sie, wenn meine Antworten etwas langsam an Sie gelangen . . .“

Am 14. Dezember 1925 bat mich seine Frau in ihrem Brief: „Ich bitte Sie, sagen Sie ihr (der Kranken), daß kein Tag vergeht, an dem ich nicht an sie denke und ihr meine herzlichsten Grüße sende.“

Nachstehend noch einige Auszüge aus Briefen, die ich von Herrn Gilliard im Laufe unserer Korrespondenz erhielt:

Am 30. Dezember 1925:

„Wie geht's der Kranken? Hat sie sich so weit gekräftigt, daß sie aufstehen kann? Ist es möglich, sie zu befragen, und finden Sie, daß ihr Gedächtnis sich kräftigt und daß ihre Antworten klarer und präziser sind? Meine Frau war sehr aufgeregt, als sie die Karte bekam, die Sie uns schickten*. Es ist wahr, daß die Handschrift sehr an die Handschrift der Großfürstin Anastasia erinnert, als sie

* Ich hatte dem Ehepaare im Auftrage der Patientin eine Weihnachtskarte geschickt, auf der sie mit ihrem Namenszuge ‚Anastasia‘ unterzeichnet hatte.

etwa 13 oder 14 Jahre alt war. Es wäre nötig, zu wissen, ob die Kranke die Handschrift der Großfürstin auf einer Karte oder irgendwelchen Büchern gesehen hat. Man müßte sie dazu veranlassen, mehrere Zeilen zu schreiben . . . Seien Sie so gut, die einliegende Karte der Kranken zu geben.“

Am 13. Januar 1926:

„Wir werden alles tun, was wir können, um Ihnen in der Arbeit zu helfen, unserer Verantwortung bewußt und nach bestem Wissen und Gewissen. Wir haben zu sehr das Gefühl der großen Verantwortung, um anders zu handeln. Doch dafür müssen wir viel Zeit haben, und die Arbeit muß in der vollsten Ruhe vor sich gehen, ohne daß fremde Persönlichkeiten sich hineinmischen und der ganzen Angelegenheit den Charakter eines Abenteuers geben . . .“

Am 27. Januar schreibt Herr Gilliard noch wörtlich:

„Die letzten Mitteilungen, die die Kranke über das Regiment der Großfürstin Anastasia gibt, sind vollständig exakt . . .“

Dann auf einmal Schweigen. Nichts.

Erst viel, viel später erfuhr ich von einer Seite, die sehr wohlunterrichtet war, warum man die Korrespondenz sowohl von Lausanne wie von Kopenhagen aus aufgegeben hatte, warum man — glatt herausgesagt — die Kranke fallen gelassen und der Verzweiflung und Erbitterung preisgegeben hatte:

Im Oktober 1925 hatte man ihr beim Besuch der Großfürstin Olga und des Ehepaars Gilliard ein Bild des heiligen Nikolaus gezeigt, dessen Bild die Großfürstin immer getragen haben soll. Sie hatte nichts dazu gesagt und es ohne ein Wort zurückgegeben. Aus diesem Grunde habe man sich veranlaßt gesehen, nicht mehr zu glauben, daß sie die Großfürstin Anastasia sei!*

Das ist natürlich eine Ausrede, noch dazu eine schwache

* Das Bild ist am Kopfende des Krankenbettes auf der lange vor dem Besuche der Großfürstin entstandenen Photographie zu sehen.

Ausrede: Die Kranke hatte gerade dieses Bild des heiligen Nikolaus stets am Kopfende ihres Bettes hängen. Man konnte daher nicht erwarten, daß sie bei dem Betrachten des ihr so vertrauten Heiligenbildes etwas Besonderes äußern würde. Dazu kommt die Verslossenheit ihrer Natur, die Herbheit ihres Charakters, die sich am deutlichsten zeigt, wenn sie am bewegtesten ist.

VERLEUMDUNGEN UND UNTERSTELLUNGEN

Während der ganzen Zeit ihrer Krankheit und in ihren Fieberphantasien sprach die Kranke unaufhörlich darüber, wie schwer es ihr falle, noch den richtigen Glauben an Gott zu haben; wie sie, infolge all des Furchtbaren, das sie erlebt habe und erlebe, an Gott zu zweifeln anfangen. „Wenn ich nicht so voller Zweifel wäre und nicht mit Gott ewig hadern würde, könnte ich zum Abendmahl gehen. Doch da ich mit Gott nicht einig bin, kann ich es ja nicht.“

Trotzdem sie voller Zweifel zu sein schien, war es für sie von größter Wichtigkeit, daß ich ihr jeden Tag, nachdem ich sie zurechtgemacht hatte, ein Muttergottesbild unter den kranken Arm schob. Ich erinnere mich, daß ich einmal von ihr gescholten wurde, weil ich ihr das Heiligenbild verkehrt, mit dem Kopf nach unten, unter den Arm gelegt hatte. Voller Entrüstung wies sie mich zurecht: „Was tun Sie! Das ist doch Sünde!“ Das einzige Mal, daß sie ihren geliebten Kater schlug, war, als er mit dem Bilde des heiligen Nikolaus, das am Kopfende ihres Bettes hing, zu spielen wagte. Sie war in all diesen Dingen die Tochter ihrer Mutter, in der — besonders unter dem Einfluß Rasputins — Aberglauben und Bigotterie die Überhand gewonnen hatten. Der Einfluß Rasputinschen Geistes ist tausendfältig zu spüren.

Als es anfang, ihr besser zu gehen, wollte sie gleich in die Kirche, doch meinte Prof. Rudneff, daß ein solcher Gang für

sie noch zu anstrengend sei. Einen der ersten Ausgänge bestimmte sie dennoch zu einer Fahrt in die Kirche, und so brachte ich sie in Begleitung von Fräulein Sp. in einem Auto in die Nachodstraße, in die russische Kirche. Im Auto gab sie Frl. Sp. den Auftrag, sechs Kerzen zu kaufen, die sie entsprechend der Zahl ihrer Eltern und Geschwister vor das Bild des Erlösers stellen wollte.

Da sie noch zu schwach war, um in der Kirche zu stehen, ließ ich einen Stuhl bringen, auf den sie sich setzte. Herr Urwanzow* und Fräulein Sp. standen ganz in unserer Nähe, und wir sahen alle drei, daß sie sich mit der ihr eigenen Unbehilflichkeit, aber unbedingt wie eine Russin und nicht wie eine Katholikin bekreuzigte**. Als es mir schien, daß sie sehr blaß wurde, bekam ich Angst, sie würde von dem Weihrauch und der Aufregung ohnmächtig werden. Ich beugte mich über sie und fragte sie, ob sie nicht lieber weggehen wolle. Fräulein Sp. stand dabei und hat es gehört.

Ich erzähle diese Einzelheiten des Kirchenbesuches deswegen, weil russische Emigranten in Berlin und Paris das Gerücht lancierten, daß die Kranke sich gar nicht wie eine Russin bekreuzige, sondern wie eine Katholikin, und daß ich mich über sie gebeugt hätte, um sie an das richtige Bekreuzigen zu erinnern (!).

Aus Paris kam 1926 aus Kreisen der russischen Emigranten die Anfrage, ob es nicht erwünscht sei, daß der Zahnarzt, der früher die kaiserliche Familie behandelt hatte, nach Berlin käme, um die Zähne der Kranken zu untersuchen; auf diese Weise würde es bestimmt möglich sein, ihre Persönlichkeit festzustellen.

* Herr L. N. Urwanzow war im Winter erster Vorsitzender des Komitees, welches sich gebildet hatte, um die Persönlichkeit der Kranken zu erforschen.

** Die griechische Kirche schreibt vor, daß man sich von rechts nach links bekreuzigt, die römische dagegen von links nach rechts.

Dieses Anerbieten wurde aber vorerst abgewiesen, sowohl durch den dänischen Gesandten als auch durch die behandelnden Ärzte, und zwar mit der triftigen Begründung, daß durch die Röntgenaufnahme des Schädels starke Knochenverletzungen am Kiefer konstatiert worden seien.

Ich muß hier betonen, daß die Kranke mit keinem Wort gefragt worden ist, ob sie den Besuch des Zahnarztes wünsche. Sie wußte nichts von dem Pariser Angebot. Es ist lediglich ein Beschluß dieser Herren gewesen, und alle die durch einen Emigranten in die Zeitungen lancierten Nachrichten, die Kranke hätte sich geweigert, den Zahnarzt des Zaren zu empfangen, entbehren jeglicher Wahrheit. Die übrigen Gerüchte und Zeitungsnotizen haben ebensowenig der Wahrheit entsprochen wie in diesem Falle*.

Wie solche Gerüchte entstehen, dafür möchte ich hier ein Beispiel anführen.

Im Januar 1926 verschaffte sich eine russische Emigrantin in Berlin durch Vermittlung von Prof. Rudneff Zutritt zu der Kranken.

Die Kranke zeigte ihr ein Bild der Großfürstin Anastasia, deren letzte Aufnahme in Tobolsk, die Herr Gilliard ihr aus der Schweiz geschickt hatte. Auch ich sah mir das Bild an und sagte zu der Kranken: „Ihre Haare tragen sie aber noch wie früher.“ Darauf nahm sie ihren Handspiegel, um ihre Frisur mit der auf dem Bilde zu vergleichen, und lachte: „Wiekomisch, ich habe so vieles vergessen, aber wie ich mir die Haare früher gemacht habe, habe ich doch nicht vergessen, denn ich habe mein Haar hier in Berlin immer so getragen.“

* Als dem Zahnarzt später ein Gipsabguß der Zähne vorgelegt wurde, äußerte er nichts darüber, ob es die Zähne der Großfürstin seien oder nicht, meinte bloß, es sei doch nicht gut möglich, daß er die Zähne in solch einem Zustand gelassen habe . . . Warum ist der Zahnarzt aber auf die am Abguß zutage tretende angeborene Anomalie — das Fehlen der äußeren Schneidezähne — mit keinem Worte eingegangen? Vgl. Seite 164.

Nach einigen Monaten stand in einer Pariser Zeitung unter anderen falschen Berichten über die Kranke auch zu lesen, russische Emigranten hätten die Kranke beobachtet, wie sie heimlich ihr Haar machte, indem sie die Frisur mit dem Bilde der Großfürstin Anastasia verglich.

Dieses Beispiel spricht für sich selbst.

*

Ein russischer Emigrant, der frühere Staatsanwalt Sawitsch, wandte sich im Winter 1925/26 an Prof. Rudneff und bot ihm seine Dienste an, um die Angelegenheit der Kranken zu klären, da er als Jurist das Material gewiß besser ordnen könne als jeder andere. Er beteuerte Prof. Rudneff gegenüber, daß auch er von der Identität der Kranken mit der Großfürstin überzeugt sei und alles tun wolle, um ihr zu helfen.

Prof. Rudneff, der an die Aufrichtigkeit des Herrn Sawitsch glaubte, ersuchte mich daraufhin, Herrn Sawitsch zu empfangen und ihm das Material über die Kranke zu geben. Er versicherte mir, daß ich zu Herrn Sawitsch unbedingt Vertrauen haben könne.

Glücklicherweise gab ich Herrn Sawitsch nur einen Teil meiner Notizen, die er mir nach drei Tagen zurückzuerstatten versprach. Ich wurde aber sofort von verschiedenen Seiten vor Herrn Sawitsch gewarnt. Die Warner hatten recht, denn meine Notizen bekam ich nach den verabredeten drei Tagen nicht wieder, auch nicht, als ich zu wiederholten Malen zuverlässige Persönlichkeiten zu ihm schickte.

Erst nach fünf Wochen erhielt ich meine Aufzeichnungen zurück. In ihnen waren alle Stellen, die dafür zeugten, daß die Kranke niemand anderes als die Großfürstin Anastasia sei, angestrichen. Ein Gruppenbild mit der Großfürstin, das dem Manuskript beigelegt hatte, fehlte.

Sehr bald darauf zeigte Herr Sawitsch an, daß er einen öffentlichen Vortrag über ‚Die falsche Anastasia‘ halten wolle. Tatsächlich tat er dies auch, und zwar in Berlin und in Paris.

In seinen Vorträgen hat er ganz und gar erlogene Behauptungen vorgebracht. So sollte z. B. ‚Frau Tschaikowski‘ die Frau eines lettischen Verbrechers, eines Mitgliedes der Moskauer Tscheka, sein. Zum Schluß seiner Ausführungen strafte er sich allerdings Lügen, indem er ganz nebenbei bemerkte: „Allerdings erweist es sich, daß diese Version nicht stimmt, da ich eben aus Riga die Nachricht bekomme, daß Freunde dieses Verbrechers, denen das Bild der Frau Tschaikowski gezeigt worden ist, diese Dame nicht kannten.“

Trotzdem hat er es nicht für nötig befunden, die Richtigstellung seinem Vortragsbericht in der Presse hinzuzufügen, der sofort am nächsten Tage in den Berliner Zeitungen erschien. Das mir entwendete Bild zeigte er seinen Zuhörern und fügte hinzu, dieses Bild habe er von Frau von Rathlef bekommen.

Später haben mir verschiedene Personen, die diesen Vortrag angehört hatten, erklärt, sie hätten aus diesem Vortrag den Eindruck bekommen, daß Herr Sawitsch in ganz bewußt tendenziöser Absicht Angaben machte, die viel zu unwahrscheinlich klangen, als daß sie richtig sein konnten. Er erreichte damit bei vielen gerade das Gegenteil von dem, was er bezweckte. Zuhörer, die zu seinem Vortrag voller Zweifel an die Echtheit der Großfürstin gekommen waren, fühlten sich gerade durch die Deutlichkeit der Absicht, die aus dem Vortrage des Herrn Sawitsch sprach, zu der Annahme bestimmt, daß hinter der Angelegenheit viel mehr stecke, als Herr Sawitsch glauben machen wolle. Als Zweifler kamen sie in den Vortrag — und mit der Bereitwilligkeit, an die Identität der Großfürstin Anastasia zu glauben, verließen sie ihn.

*

Anschließend mögen Bruchstücke zweier Briefe folgen. Der erste ist vom russischen Schriftsteller L. N. Urwanzow

aus Prag vom 18. Juni 1926 an mich gerichtet. Darin heißt es in Übersetzung:

„. . . Auf Ihre Frage muß ich folgendes antworten:

1. Ich glaube bis heute fest und sicher, daß Frau Tschaikowski wirklich die Großfürstin Anastasia Nikolajewna ist.

2. Es ist auch nicht das geringste, was sie tut, das etwa dagegen sprechen könnte, daß sie es sei.

3. Ich bezeuge, daß Frau Tschaikowski ohne irgendwelche Beeinflussung oder jemandes Mahnungen sich in der Kirche bekreuzigt hat wie eine orthodoxe Russin.

4. Als ich mit ihr im Vestibül der Kirche stand und mich mit ihr unterhielt, beantwortete mir Frau Tschaikowski mehrere Sätze in dem reinsten und richtigsten Russisch.

5. Der von mir zum Mitarbeiter im Komitee eingeladene N. E. Markow II hat Frau Tschaikowski kein einziges Mal besucht, trotzdem das Komitee ihm das nahegelegt und Frau Tschaikowski eingewilligt hatte, ihn zu empfangen.

6. N. E. Markow ist aus dem Komitee aus persönlichen Gründen ausgetreten, weil er ängstlich war, weiter an dieser Arbeit teilzunehmen.

7. Auf den Kinderphotographien hatte die Großfürstin in die Stirne geschnittene Haare, aber jetzt frisiert sie sich so, daß alles Haar nach hinten gekämmt wird (wie in Sibirien) . . .

8. Frau Tschaikowski schenkte mir eine Photographie und wollte darauf ihren Namen schreiben. Da sie im Schreiben sehr unbehilflich ist und Angst hatte, einen Buchstaben auszulassen, nahm sie in meiner Gegenwart ein graues Stück Papier und schrieb, bevor sie die Photographie unterschrieb, mehrere Male ihren Namen auf das Papier; dann schrieb sie selbständig ohne jegliche Hilfe ihren Namen.

9. Ich sah und kann es bezeugen, daß Sie an ihrem Schicksal wie an dem eines Menschen teilnahmen und nicht wie an dem einer Großfürstin, daß Sie auf keinen Dank hoffen,

sondern nur ihren Namen feststellen möchten, um die Wahrheit zu ergründen.

10. Herrn Dr. Rudneff halte ich für einen sehr ernsten Menschen mit großem Verstand und warmem Herzen, der sich vor nichts fürchtet und alles tut, um die Wahrheit zu entschleiern. Er hat alles getan, um dieses zu erreichen, sowie um Frau Tschaikowski zu heilen.

Ich muß hinzufügen, daß mich diese Angelegenheit sehr beschäftigt und beunruhigt; es ist mir sehr schmerzlich, daß diese Angelegenheit gar nicht vorwärts geht . . .“

Das zweite Bruchstück ist dem Briefe einer russischen Emigrantin, Fräulein G. Sp. aus Berlin, vom 27. Juli 1926 an den Chef der früheren kaiserlichen Schutzwache, General A. Spiridowitsch in Paris, entnommen und lautet in Übersetzung:

„Sehr geehrter Herr! Auf Veranlassung des Prof. Sergej Michailowitsch Rudneff bitte ich Sie, den Mitteilungen des mit dem Coburger Hof (Großfürst Kyrill) in Verbindung stehenden Untersuchungsrichters K. A. Sawitsch* und noch größere Vorsicht dem Berichte des N. E. Markow entgegenzubringen.

N. E. Markow II war Mitglied des Komitees, das sich die Aufgabe gestellt hatte, die Persönlichkeit der A. N. Tschaikowski zu erforschen; er hatte die Möglichkeit, persönlich die Großfürstin Anastasia Nikolajewna kennenzulernen, da die Großfürstin sich bereit erklärt hatte, ihn zu empfangen; doch er hat sich geweigert, sie zu besuchen**. Ist das nicht sehr merkwürdig, wenn man seinen Vortrag in Betracht zieht, der völlig auf unkontrollierten Gerüchten und Legenden basiert, wie alle Sensationsnachrichten in den Zeitungen?

* Sawitsch, der bekanntlich in besonderen Beziehungen zum Großfürsten Kyrill stand, ist von der Bildfläche verschwunden und hat sich für Freund und Feind der russischen Emigration in einen sehr dunklen Schatten verwandelt. D. H.

** Herr Markow II, russischer Monarchist, hat geantwortet, er wolle nicht hingehen, um sich vor seiner Partei nicht zu kompromittieren!

Was die angeblichen persönlichen Beobachtungen des N. E. Markow betrifft, so entsprechen sie nicht der Wahrheit. Denn der Kirchenbesuch, von dem Markow erzählt, verlief ganz anders, was Leo Nikolajewitsch Urwanzow bezeugen kann, der die Möglichkeit hatte, viel deutlicher zu sehen und zu beobachten, was die Großfürstin tat, als N. E. Markow.

Markow stand halb im Hintergrunde — hinter ihr — und konnte gar nicht genau beobachten, wie sich die Großfürstin bekreuzigte.

Ich selbst bezeuge, daß ich in der Kirche (es war ungefähr der dritte Tag, nachdem die Großfürstin nach viermonatiger schwerer Krankheit zum ersten Male aufgestanden war) auf ihre Bitte hin sechs Kerzen vor das Heiligenbild des Erlösers vor den Altar stellte. Als ich vom Altar zurückkam, sah ich, daß die Großfürstin sich wie eine orthodoxe Russin bekreuzigte, so wie auch später bis zu dem Moment, als man sie an die frische Luft führen mußte, weil ihr schlecht geworden war; worauf man sie nach Hause brachte.

Ich muß noch hinzufügen, daß außer Markow und Urwanzow niemand von dem Kirchenbesuch wußte und ‚der peinliche Eindruck auf die Umgebung‘ durch die Kranke gar nicht hervorgebracht werden konnte, wie von Herrn Markow in seinem Vortrag erwähnt wird, da sie sich durch nichts von den übrigen Kirchenbesuchern unterschied.

N. E. Markow hatte aber schon vor dem Kirchenbesuch erzählt, ein gewisser Schwabe habe ihm mitgeteilt, die Großfürstin bekreuzige sich nicht auf russische, sondern auf katholische Art und habe einst aufseufzend gesagt: „Jesus Maria“.

Ich habe die Großfürstin sehr genau kennengelernt und kann bezeugen, daß sie von ihrem rechtgläubigen, orthodoxen Glauben nie auf eines Haares Breite abgewichen ist und diesen Glauben besser kennt als mancher andere.

Alle angeführten Tatsachen in dem Vortrag des Sawitsch über die päpstliche Kurie und von einer durch diese päpstliche

Kurie vorgeschobenen Persönlichkeit sind unwahr und entsprechen keineswegs der Wahrheit.

Die kleine Gruppe von Menschen, die ganz ohne egoistische Ziele in dieser Angelegenheit arbeiten und Material sammeln, um Klarheit über die Persönlichkeit der Frau A. N. Tschaikowski zu schaffen, wären sehr glücklich, in Ihnen einen ersten Mitarbeiter zu finden . . .“

*

Die Königsberger Allgemeine Zeitung veröffentlicht in Nr. 110 vom 7. März 1927 unter dem Titel: ‚Der Kampf um Anastasia‘ die nachstehende Gegenüberstellung:

„Wir haben bereits berichtet, daß im Auftrage des Darmstädter Hofes eine ‚Erklärung‘ durch die Blätter geht, sie sich gegen den Bericht der Frau von Rathlef wendet und die Behauptung aufstellt, die von ihr als Anastasia hingestellte Frau Tschaikowski sei keine der ‚angeblichen Töchter des Zaren‘. Wir können nur wiederholen, daß wir diesem ganzen Problem, auch dem gegenwärtig von uns zur Veröffentlichung gelangenden Bericht der Frau von Rathlef, völlig vorurteilsfrei gegenüberstehen; es ist uns daher Pflicht, auch das zur Kenntnis unserer Leser zu bringen, was zwar anonym, aber wie auch wir positiv wissen, im Auftrage des Darmstädter Hofes gegen diesen Bericht eben jetzt zur Veröffentlichung gelangt. Diese Darmstädter Darstellung lautet:

„Das Geheimnis der angeblichen Zarentochter, von dem in der Presse soviel die Rede gewesen ist, scheint sich allmählich insofern aufzuklären, als es nunmehr ganz einwandfrei feststeht, daß das ‚Fräulein Unbekannt‘, das am 22. Februar 1920 von der Berliner Polizei an der Bendlerbrücke aus dem Landwehrkanal aufgefischt wurde, keine der angeblichen Töchter des Zaren ist. Eine lange Kette von Untersuchungen und Gegenüberstellungen, eine genaue Prüfung aller Angaben und Aussagen der angeblichen Großfürstin Anastasia haben endlich zu diesem Ergebnis geführt. Das ermöglichte sich vor allem dadurch, daß bei den Verwandten der Zarenfamilie und den aus der Katastrophe von Jekaterinburg geretteten Angestellten des russischen Hofes ganz bestimmte Körpermerkmale bekannt waren, die sich bei ‚Fräulein Unbekannt‘ oder Frau Tschaikowski, wie sie sich selbst nennt, nicht nachweisen ließen. Ausschlaggebend wurden vor allem anthropometrische Messungen und Vergleichen der Ohren der Frau Tschaikowski und der Großfürstin Anastasia durch einen bekannten Schweizer Professor für

Kriminalwissenschaft, die grundlegende Unterschiede festlegten*. Auch ganz bestimmte Deformationen der Füße, deren man sich bei der Großfürstin Anastasia deutlich entsann, finden sich nicht bei ‚Fräulein Unbekannt‘ alias Frau Tschaikowski.

Überhaupt wurde festgestellt, daß die ‚schlagende Ähnlichkeit‘ der Frau Tschaikowski mit der Großfürstin Anastasia nur für fernerstehende Personen vorhanden ist. Von den nächsten Verwandten der Zarenfamilie, vom Erzieher Gilliard und dessen Gattin, der Hofdame Fräulein von Buxhoeveden, ward sie durchaus geleugnet. Umgekehrt vermochte auch Frau Tschaikowski die Verwandten und Bekannten der Großfürstin Anastasia bei Besuchen nicht zu erkennen.

Die Einwände, daß Kolbenschläge auf den Schädel und den Kiefer in Jekaterinburg wesentliche Veränderungen im Aussehen bewirkt hätten, erwiesen sich bei ärztlichen Untersuchungen als haltlos. Weder ein schwerer Kolbenschlag auf den Schädel noch** auf den fehlenden Zähnen stellte man fest, daß sie vom Zahnarzt der Irrenanstalt Dalldorf gezogen wurden. Schriftvergleichungen, die die Schriften der Frau Tschaikowski und der Großfürstin Anastasia zum Gegenstande hatten, führten gleichfalls zu dem Ergebnis, daß es sich um zwei verschiedene Persönlichkeiten in den Schreiberinnen handelt. Das allergrößte Rätsel aber ist die Tatsache, daß Frau Tschaikowski nur Deutsch spricht, Englisch aber und Russisch vergessen hat — während die Großfürstin Anastasia überhaupt nie Deutsch gesprochen hat, sondern nur Englisch und Russisch beherrschte. Es bleibt hiernach nur noch zu erklären, wie Frau Tschaikowski zu den mancherlei für den Fernerstehenden mit Recht erstaunlichen Angaben über Einzelheiten aus dem Leben am russischen Hofe und über das Ende der Zarenfamilie in Jekaterinburg gekommen ist. Auch hier haben die genauen Untersuchungen Licht gebracht. Es konnte festgestellt werden, daß Frau Tschaikowski nicht annähernd so geistig minderwertig und dauernd so leidend war, wie von ihren Anhängern behauptet wird, daß sie Kenntnis von Büchern und Zeitungsartikeln hatte, die die Zarenfamilie behandeln, und daß sie lange Zeit mit monarchistischen Emigranten in Berlin frei verkehrte. Diese haben im naiven Glauben, sie sei wirklich die Großfürstin, ihr mit Erzählungen, Bildergaben und Büchern die Lücken in ihrer Vorstellungswelt unbewußt ausgefüllt. Und so kommt es, daß sich ihre in der ersten Zeit vage und tastend vorgebrachten, oft durchaus falschen Angaben nach und nach immer sicherer und richtiger ausnehmen. Es ließ sich dieses nachweisen.

* vgl. hierzu S. 181. Gutachten von Prof. Bischoff.

** Im vorliegenden Zeitungsausschnitt ist hier eine Zeile ausgefallen, an deren Stelle die nächste zweimal gedruckt ist.

Will man kurz zusammenfassen, so kann man, was den Wert der Angaben der Frau Tschaikowski angeht, sagen, daß sie jetzt nur alles das weiß, was die zeitgenössische Literatur und die außenstehenden Russen vom Zarenhofe und von der Zarenfamilie wissen, daß sie aber über eigentliche Familienintimitäten, Kosenamen, letzte Erlebnisse, Familientradition und Familiendenkweise nichts weiß.

Sie kennt das Zimmer des Mordes in Jekaterinburg, weil es in allen Zeitungen veröffentlicht war, aber sie ist unfähig, das Schlafzimmer der Kaiserin und das der Großfürstin wiederzuerkennen! Wie sehr sie in ihren Aussagen unter dem Einfluß der Literatur und der Außenwelt steht, zeigt das groteske Beispiel, daß sie eines Tages behauptete, sie habe ihren Onkel Ernst, den Großherzog von Hessen, zuletzt während des Weltkrieges in Petersburg gesehen! Der Großherzog war bekanntlich im Kriege an der Westfront, und von einer russischen Reise ist in Deutschland nie die Rede gewesen, denn wie hätte sie wohl möglich sein sollen! Aber die Entente-Prese hatte einmal eine derartige Ente fliegen lassen, und diese ist unglücklicherweise in die Informationen der Frau Tschaikowski geraten. Das spricht Bände! Kein Wunder, daß sich die fürstliche Verwandtschaft in Deutschland und in Dänemark nach allen diesen bedenklichen ‚Wahrscheinlichkeiten‘ ernsthaft weigert, die ehrgeizigen Träume der Frau Tschaikowski zur Wirklichkeit werden zu lassen. Mit diesen Klarstellungen, die uns von bestunterrichteter Seite zugehen, ist wohl nicht endgültig festgestellt worden, wer Frau Tschaikowski nicht ist. Wer sie ist, welche geheimen Mächte sie treiben, was sie oder die Welt hinter ihr bezwecken, darüber kann man nur romanhaft fabulieren — vorläufig nicht mehr. Vielleicht aber teilt sich eines Tages der Vorhang, und wir hören dann aus dem seltsamen russischen Munde, der ‚zweifelloso ein affektiertes Süddeutsch anscheinend ursprünglich fränkisch, vielleicht alemannisch‘, wie ein bedeutender Psychiater, der sich mit der Sache befaßt hat, äußert, spricht Dinge, die, sagen wir — auch ohne zaristischen Glanz — interessant, wo nicht gar sensationell sind.“

Die Erwiderung der Frau Harriet von Rathlef-Keilmann auf diese Erklärung:

„Mit dem von Darmstadt aus versandten Artikel, dessen Argumente recht dürftig sind, wird man sich nur wenig zu beschäftigen brauchen.

Die Darmstädter Kreise, also die Kreise um den Großherzog Ernst Ludwig von Hessen, wollen ihre Behauptungen, daß Frau Anastasia Tschaikowski nicht die Großfürstin Anastasia von Rußland sei, durch folgende Beweisführung stützen:

1. durch die Ergebnisse angeblicher Messungen und neuentdeckte Verschiedenheiten der Körpermerkmale,
2. durch die Sprache,
3. durch den angeblich nicht erfolgten Besuch des hessischen Großherzogs in Zarskoje Selo,
4. durch allgemeine Verdächtigungen über bolschewistische oder sonstige Zusammenhänge.

Was den ersten Punkt anbelangt, so ist zunächst die Frage zu stellen, welche Untersuchungen und Gegenüberstellungen erfolgten, welche Messungen und welche Verschiedenheiten der Körpermerkmale festgestellt wurden. Der Großherzog von Hessen, den die Sache am meisten angeht, hat sich praktisch um die Angelegenheit überhaupt noch nicht bekümmert. Obwohl Anastasia Tschaikowski ihn dringend um seinen Besuch bat, hat er sich noch nicht einmal die Mühe genommen, die Anastasia selbst kennenzulernen, um urteilen zu können.

Angeblich sind Messungen durch einen Schweizer Professor vorgenommen worden. Warum nennt Darmstadt nicht den Namen jenes mysteriösen Professors? Warum sagt es nicht, wann und wo, und an welchen Objekten diese Messungen und Feststellungen vorgenommen worden sind? Allen Beteiligten ist von diesen Messungen, die doch eigentlich am Körper der Frau Tschaikowski hätten vorgenommen werden müssen, nichts bekannt. Und wenn solche Messungen an Frau Tschaikowski stattfanden, in welcher Form hat man dann die gewonnenen Maße mit den Maßen der einstigen Großfürstin Anastasia von Rußland verglichen? An Bildern? An Photographien? Wo es doch dabei auf die kleinsten Unterschiede und Merkmale ankommt.

Im übrigen aber: Warum rückt der Darmstädter Hof denn erst jetzt mit seinem Material heraus? Das Problem Anastasia beschäftigt doch auch Darmstadt schon seit Jahren! Warum hat man von diesen angeblichen Feststellungen in allen Unterhaltungen nie etwas verlauten lassen? Vor allem: Warum hat man diese Feststellungen wenigstens in der jetzigen Entgegnung nicht durch genaue Angaben belegt?

Ganz bestimmte Deformationen der Füße bei der richtigen Großfürstin Anastasia sollen sich bei der Frau Tschaikowski nicht befinden? Weiß man in Darmstadt denn nicht, daß die Deformation der Füße, die die Großfürstin Anastasia hatte, bei Frau Tschaikowski selbst von Frau Gilliard bestätigt worden sind? Und wie ist es mit diesem Körpermerkmal: die Großfürstin Anastasia von Rußland hat in ihrer Jugend einen Leberfleck auf der rechten Schulter, der, wie auch ein Offizier der Jacht „Standard“ bestätigte, später



Großfürstin Olga



Die Unbekannte nach Wolkows Besuch



Die Kranke in Lugano



Der Zar und Großfürstin Anastasia



Großfürstin Anastasia auf der „Standard“



Die Kranke in Oberstdorf



Phot. Gertrud Saupe
Die Unbekannte im Marienkrankenhaus



Die Zarentöchter Olga, Tatjana, Maria, Anastasia

weggebeizt worden ist. Frau Tschaikowski hat an der gleichen Stelle, an der rechten Schulter eine weiße Narbe, die deutlich auf den weggebeizten Leberfleck schließen läßt. Warum hat Darmstadt, da es doch nun einmal von den Körpermerkmalen spricht, auf diese Übereinstimmung nicht Bezug genommen? Oder hat das auch nichts zu besagen?

Ferner: Wie steht es mit der Narbe am linken Mittelfinger, die die Großfürstin nach Angaben zahlreicher Persönlichkeiten bei einer Parade durch Quetschung an einer zugeschlagenen Wagentür erhalten hat? Hat das auch nichts zu besagen?

Kolbenschläge auf den Schädel und den Kiefer werden in der Darmstädter Auslegung geleugnet; fehlende Zähne soll man in Dalldorf gezogen haben. Die vorliegenden ärztlichen Gutachten, die in meiner Veröffentlichung noch mitgeteilt werden, stellen ausdrücklich fest, daß die Verletzungen, Schlagwunden, nicht etwa Tuberkulosewunden gewesen sind. Da Darmstadt mein Manuskript jetzt noch in den Händen hat, dürften ihm doch eigentlich diese ärztlichen Gutachten bei genauerem Lesen bekannt geworden sein. Warum behauptet man trotz Kenntnis des Manuskriptes das Gegenteil? Und die Zähne? Sie sind in Dalldorf gezogen worden, weil sie locker waren. Im Röntgenbild der ärztlichen Aufnahme ist ja ausdrücklich festgestellt, daß die Knochen über den Zähnen verletzt waren. Warum redet man in Darmstadt daran vorbei?

Die ‚schlagende Ähnlichkeit‘ der Frau Tschaikowski mit der Großfürstin Anastasia soll nach Darmstadt nur für Fernerstehende vorhanden gewesen sein. Dafür bringt man als Gegenzeugen wieder diesen Herrn Gilliard, dessen Frau und die Hofdame von Buxhoeveden. Gilliards Rolle ist ja offenkundig; über ihn braucht man kaum noch zu reden. Fräulein von Buxhoevedens Rolle scheint nach manchem, was sich bisher ergeben hat, etwas unklar zu sein*. Gilliard ist bekanntlich erst später umgefallen. Fräulein von Buxhoeveden hat gemeint, sie solle Tatjana identifizieren, und die Großfürstin Olga hat die Familienähnlichkeit dadurch anerkannt, daß sie sagte, diese Frau Tschaikowski sähe aus ‚ganz wie Tatjana‘. Dabei war Tatjana viel größer, was eigentlich die Großfürstin gleich hätte merken müssen.

Schriftproben sollen negativ ausgefallen sein. Vielleicht fragt man von Darmstadt aus noch einmal bei Herrn Gilliard nach, was er in einem Briefe an mich über die Schrift der Frau Tschaikowski im Vergleich zu der der Großfürstin Anastasia geschrieben hat? Da schrieb nämlich Herr

* Man vergleiche etwa die Briefe der Zarin an die Hofdame Wyrubowa mit Hinweisen hierauf. Anm. d. H.

Gilliard an mich, er und seine Frau seien erstaunt über die Gleichheit der Schrift in einem Weihnachtsgruß, den Anastasia Tschaikowski an Herrn Gilliard geschickt hatte. Warum gehen die Darmstädter Auslassungen so ganz darüber hinweg?

Dann der Punkt ‚Sprache‘. Frau Tschaikowski soll angeblich nur Deutsch sprechen. Ja, der Darmstädter Brief will sogar festgestellt haben — was das Interessanteste ist —, daß sie süddeutschen Dialekt beherrsche, der ursprünglich fränkisch, vielleicht alemannisch sei. Wer Frau Tschaikowski jemals hat sprechen hören, muß sich über diese maßlos sonderbare Behauptung nur wundern. Vielleicht fragt man einmal im Sanatorium in Bayern nach, ob Frau Tschaikowski den süddeutschen Dialekt gesprochen habe. Man würde über diese Frage dort vermutlich lächeln. Oder weiß etwa Herr Gilliard, der mit Darmstadt in Verbindung steht, besser, was süddeutscher Dialekt ist?

Wer das Deutsch der Frau Tschaikowski je gehört, merkt im ersten Satz, daß es sehr schlecht ist. Man sieht auch sehr schnell, daß sie die deutsche Sprache auch in der Orthographie nicht beherrscht, sondern die größten Fehler bei den einfachsten deutschen Worten macht. Wer etwas von Sprachenkunde versteht — vielleicht gibt's dafür in Darmstadt auch Autoritäten —, merkt sofort den typisch russischen Akzent ihres Deutsch. Mit anderen Worten, sie beherrscht das Deutsche ebenso gut oder so schlecht, wie die anderen Sprachen, und dafür, daß sie das Englische völlig versteht, sind Zeugen vorhanden, die man in einem Prozeß um die Feststellung der Persönlichkeit der Anastasia nur aufmarschieren zu lassen braucht.

Bleibt das Hauptargument der Darmstädter: der Besuch des Großherzogs während der Kriege in Rußland! Dieser Besuch soll nicht erfolgt sein. Nun wird aber in der Darmstädter Erklärung gar nicht festgestellt, daß der Großherzog nicht in Petersburg gewesen ist.

Dazu ist zu bemerken: In meinem Manuskript steht von dem Besuch des Großherzogs in Rußland überhaupt nichts! Eine Äußerung der Frau Tschaikowski über einen Besuch des Großherzogs während des Krieges im Winter 1916/17 bei der russischen Zarenfamilie ist also aus anderer Quelle in Darmstadt bekannt geworden. Der Besuch sollte den Zweck verfolgt haben, den Zaren zum Separatfrieden zu veranlassen, eventuell der kaiserlichen Familie zur Flucht nach England zu raten, weil doch die russische Revolution offenbar vor der Tür stehe. Aus Darmstadt ließ man mich wissen, daß die ganze Angelegenheit einen furchtbar peinlichen Eindruck

mache. Aus Rücksicht auf die Peinlichkeit der Lage hatte ich von einer Veröffentlichung Abstand genommen.

Nun soll Frau Tschaikowski das Gerücht über diese Reise sogar aus der Entente-*Presse* kennen. Leider fehlt in der Darmstädter Erklärung die Angabe, welches Ententeblatt und zu welchem Zeitpunkt in der Entente-*Presse* das Gerücht verzeichnet gewesen ist. Wenn man schon einmal dementiert, sollte man mit genauen Unterlagen dienen.

Im übrigen aber: Wie hätte es wohl möglich sein können, daß der Großherzog inmitten des Krieges nach Rußland kommt? fragt man in Darmstadt. Es scheint mir diese Frage reichlich naïv zu sein. Mittel und Wege, über Schweden nach Rußland zu kommen, waren auch im Kriege vorhanden und noch dazu für einen Fürsten, der inkognito vielleicht mit bestimmtem Auftrage Verhandlungen anzuknüpfen suchte. Aber warum nimmt die Darmstädter Erklärung davon überhaupt Notiz? Zumal ich doch darüber geschwiegen habe?

Man sollte diese Dinge, selbst wenn hier Irrtümer und Verwechslungen bei Frau Tschaikowski vorliegen sollten — was bei einer geistig nicht Gesunden durchaus möglich ist — nicht so nervös, sondern mit mehr Sachlichkeit behandeln, und vor allem nicht verquicken mit so lächerlichen Unterstellungen über ‚ehrgeizige Pläne‘, im logischen Widerspruch dazu wiederum mit indirekten Behauptungen über bolschewistische Verbindungen oder dergleichen, die bei Frau Tschaikowski vorhanden wären.

Das ist doch alles Gerede und zeigt doch nur die schwache Grundlage der Darmstädter Erklärung. Hat man keine besseren Beweise?

Wäre es nicht viel richtiger, man faßte das Problem mit Hilfe der deutschen Gerichte an, indem man die Persönlichkeit der Anastasia feststellen läßt? Wer mit Frau Tschaikowski zusammengekommen ist — hat sie als eine aristokratisch empfindende, durchaus rechts eingestellte Persönlichkeit kennengelernt, die keinen anderen Wunsch hat, als in Ruhe, anerkannt von ihrer Familie, zu leben. Die ‚ehrgeizigen Pläne‘ und der ‚zaristische Glanz‘ werden nicht von der Frau Tschaikowski verfochten und gesucht, sondern von ganz anderen Kreisen, die man in Darmstadt auch kennen dürfte.“

ÜBER DIE PSYCHE DER KRANKEN

Mit steigender Gesundheit begann die Kranke für viele Dinge der Umwelt Interesse zu zeigen. Von Anfang an hatte ich den Eindruck, daß sie keinesfalls ein geistig minder-

wertiger, sondern ein durchaus intelligenter und lebendiger Mensch ist. Allerdings ist ihr Horizont ein enger, ihr Interessenkreis ein sehr beschränkter. Sie war eigentlich ihrer Entwicklung nach nicht eine Fünfundzwanzigjährige, sondern machte den Eindruck eines siebzehnjährigen jungen Mädchens. Da sie die acht Jahre, nach einer derartigen Katastrophe und solchen Erlebnissen, dauernd krank gewesen war und außer Hospital und Ärzten nichts erlebt hatte, war sie gewissermaßen im Zustande einer lebensfremden Kindlichkeit stehen geblieben, wie solche freilich nur auf der Höhe des Thrones mit seiner Exklusivität und seinem Abstand zur fließenden Wirklichkeit des zeitgenössischen Lebens denkbar ist.

Ihr Interesse und ihr inneres Leben konzentrierten sich immer wieder nur auf die Zeit ihrer Kindheit; bei jedem Gespräch und jedem Anlaß kam sie, wenn auch nur in einzelnen kleinen Bemerkungen, auf ihre Kindheit zurück.

Ihrem Charakter nach muß sie in früheren Zeiten, als sie noch gesund war, von sehr lebhafter und fröhlicher Natur gewesen sein. Trotz aller Schmerzen und Leiden kommt immer wieder ein gewisser Zug der Schalkhaftigkeit und Fröhlichkeit zum Vorschein. Sie liebt es sogar, ihre Umgebung zu necken. Ich erinnere mich einer Episode, die sehr charakteristisch für die Kranke ist:

Es war Ende Februar 1926, als sich bei ihr an einer neuen Stelle des Armes ein Eiterherd bildete. Prof. Rudneff war eben ins Zimmer gekommen und hatte ihr zu erklären versucht, daß es das richtigste wäre, diese Stelle aufzuschneiden. Sie war sehr verzweifelt und ängstlich und wischte sich die Tränen vom Gesicht. Inzwischen wollte der Professor seinen Kittel anziehen und konnte nicht gleich das Ärmelloch finden. Mehrere Male tastete er erfolglos herum. Das fand die Kranke so komisch, daß sie trotz der großen Schmerzen und der Angst vor dem Schneiden herzlich zu lachen anfang. Noch eine

andere Episode will ich erzählen, um zu zeigen, was für ein kindlich-fröhlicher Mensch sie eigentlich ist.

Als sie noch sehr krank war, saß ich immer am Fußende neben ihrem Bett und las abends die Zeitung. Da bemerkte ich einmal, wie sie mit dem Fuß, den sie unter der Bettdecke herausgesteckt hatte, mir die Zeitung ins Gesicht stieß und dabei vergnügt lachte.

Doch war sonst leider von Fröhlichkeit und Übermut nicht sehr viel zu verzeichnen, da sie ja meistens viel zu krank war. Sie war durch das maßlose Leid, das sie durchgemacht hat, in vieler Hinsicht vollständig verbittert und mißtraute allen, auch denjenigen, von denen sie nur Gutes und Freundliches empfing.

Zum Teil erklärt sich dies auch dadurch, daß sie an einem vollständigen Mangel an Menschenkenntnis leidet. Sie glaubt am ehesten an die Aufrichtigkeit solcher Menschen, die ihr dauernd schmeicheln und sich unterwürfig zeigen.

Lange Zeit ist sie auch den Ärzten gegenüber sehr mißtrauisch gewesen und hat immer versucht, Gesprächen auszuweichen, die auf ihre Persönlichkeit und ihre Erlebnisse hinielen. Nur mit der äußersten Vorsicht und mit wochenlanger, monatelanger Geduld gelang es Prof. Rudneff und Dr. Nobel, ihr Vertrauen zu gewinnen und sie von der Angst zu befreien, daß sie erkannt und ihre Existenz in der Welt bekannt werden könnte. So tief wurzelt in ihr die Angst!

Deshalb haben wir, als in der Presse die vielen Sensationsnachrichten über ihre Persönlichkeit auftauchten, es für richtig gehalten, ihr davon nie etwas zu sagen. Aber einmal benutzte eine geschwätzige Friseurin einen unbewachten Moment, um ihr zu erzählen, daß sie in der Zeitung etwas über sie gelesen habe.

Das Resultat war ein furchtbarer Tag! Die Kranke war aufgebracht gegen ihre ganze Umgebung, weil man so was hinter ihrem Rücken getan habe. Doch war die Umgebung

an diesen Sensationsberichten der Presse durchaus unschuldig. Um sie zu beruhigen, las ich einen Teil des Artikels aus der ‚Nachtausgabe‘ vor. In diesem Artikel lautete der letzte Satz etwa folgendermaßen: „Sie ist in allem, was sie tut, ganz Dame, ganz Fürstin.“

Dieses Lob fand sie so komisch, daß sie herzlich lachen mußte. Damit war die Gespanntheit der Situation gelöst.

Baron Osten-Sacken, der gerade an diesem Unglückstage die Kranke besuchte, fragte sie, ob sie nicht sehr froh sei, so schöne Dinge von sich in der Zeitung zu lesen.

Worauf sie ihm mit dem Charme, der ihr eigen ist, lächelnd erwiderte: „Lieber Baron, das dürfen Sie widerrufen, ich bin gar nicht immer so, wie ich sein sollte.“

Ein zweites Mal vernahm sie von Zeitungsartikeln, die sich mit ihr beschäftigten, durch die Masseuse G., eine sehr exaltierte Person, die sie öfter besuchte. In verschiedenen Blättern waren sensationelle Nachrichten verbreitet worden, man habe in Rumänien das Kind der Frau Tschaikowski bei Zigeunern gefunden. Von unbekanntem Menschen sei es dann wieder entführt worden.

Mit dieser Bombe platzte Frau G. in das Krankenzimmer und regte die Patientin schrecklich auf, so daß die Ärzte weitere Besuche der Masseuse G. verbieten mußten.

Ich wandte mich sofort durch Frl. Sp. an die Bukarester Polizeidirektion, die den Kommissar Strojjan in die Redaktion des Blattes sandte, das die erste Nachricht von der Auffindung und Entführung des Kindes gebracht hatte. Da stellte sich heraus, daß man auf dieser Redaktion absolut nichts über das Kind wußte, sondern sich, um eine hübsche Sensationsnachricht zu haben, die ganze Geschichte glatt aus den Fingern gesogen hatte.

Der rumänischen Polizei war ebenfalls gar nichts von dieser Entführung bekannt.

Die Folge davon war, daß die Kranke, trotzdem sie nie

etwas für ihr Kind übrig gehabt hatte, sich dennoch sehr aufregte und bis zum heutigen Tage glaubt, das Kind werde ihr vorenthalten, und wir, ihre Freunde, verheimlichten ihr die Wahrheit darüber.

Wie ich schon erwähnte, ist trotz ihrer stark ausgeprägten Intelligenz der Horizont ihrer Interessen recht eng umgrenzt. Doch bemerkenswert ist ihr Interesse für Politik. Als ich ihr Tolstois ‚Volkserzählungen‘ vorlas, meinte sie, sie möchte nichts von Tolstoi hören, sie könne ihn nicht leiden, denn er sei eine von den vielen Ursachen der russischen Revolution. Er habe durch seine Lehre die Bauern aufgewiegelt. Es ist charakteristisch, daß sie entsprechend der Einstellung des Hofes die literarische Bedeutung Tolstois völlig übersah.

Stracheys Werk ‚Queen Victoria‘ interessierte sie außerordentlich, und sie hörte mit gespanntester Aufmerksamkeit zu, wenn ich ihr daraus vorlas. Doch war sie mit der Tendenz des Buches absolut nicht einverstanden, warf sogar dem Verfasser vor, daß er als Engländer über seine Königin in so sarkastischem Tone geschrieben habe. Das hielt sie für unleidlich und empfand es als Beleidigung.

Beim Vorlesen aus Tageszeitungen zeigte sie immer Interesse für politische Nachrichten und konnte zuweilen sehr richtige und kluge Bemerkungen über die Vorkriegspolitik der europäischen Staaten machen.

Beim Handelsvertrag zwischen Deutschland und Rußland meinte sie: „Das ganze Unglück Europas ist dadurch entstanden, daß zwischen Deutschland und Rußland kein Bündnis geschlossen wurde.“

Über Bismarck war sie gut orientiert. Sie sprach von ihm mit großer Hochachtung.

Nachrichten aus Sowjetrußland regten sie sehr auf. Sie war felsenfest überzeugt, daß Deutschland für die Herrschaft des Bolschewismus in ihrem Vaterlande verantwortlich sei. „Sie haben uns ja die Bolschewikenführer ins Land geschickt und

haben uns dadurch zu verderben gesucht, was ihnen ja auch gelungen ist.“ Über die Zukunft Rußlands hat sie sich oft geäußert, und ich habe folgendes darüber notiert: „Rußlands Befreiung wird niemals durch die Emigranten geschaffen werden. Der russische Emigrant wird für die Zukunft Rußlands überhaupt keine Bedeutung haben, vielleicht mit einigen wenigen Ausnahmen. Nur an den Bauer glaube ich. Die Befreiung Rußlands wird nur durch den russischen Bauer kommen.“

Das meiste Interesse legte sie immer für Hofnachrichten an den Tag, über die sie tagelang sprechen konnte, ganz glücklich darüber, ein solches Unterhaltungsthema zu haben.

Auch muß ich bemerken, daß sie nicht die Art eines Stadtkindes hat. Das Leben des Zarenhauses spielte sich ja nach der intimen Seite, die die Großfürstin als Kind allein gekannt hat, ganz in der Weise des feudalen Großgrundbesitzes auf breitester Basis ab. Ganz im Gegenteil, in allem und jedem ist ihr anzumerken, daß sie mitten in der Natur aufgewachsen ist und das Großstadtleben nie gekannt hat. Sie fühlt sich zwischen den Häusern beengt und empfindet eine große Liebe zur Natur. Im Frühling war sie glücklich über jede Knospe und jedes frische Blättchen an den Bäumen und sehnte sich heraus aus der Stadt. Zuweilen fuhr ich mit ihr an den Wannensee und nach Potsdam hinaus. Auf solchen Ausflügen hatte sie Sinn und Auge für alles, was in der Natur vorging, für alles, was Zeichen des Frühlings an sich trug. Voller Freude machte sie mich auf derlei Dinge aufmerksam. Das größte Vergnügen hatte sie immer an Blumen, und auch in der Zeit, als sie schwerkrank war, äußerte sie immer den Wunsch, Blumen an ihrem Bett zu haben.

Ebenso liebt sie Tiere und Kinder. Ihre Katze verwöhnte sie so sehr, daß es zwischen uns oft zu ernstern Auseinandersetzungen darüber kam. Als ich einmal Herrn ‚Kiki‘, der auf den Tisch gesprungen war und sich über das für seine Herrin bestimmte Essen gemacht hatte, bestrafte, wurde sie so böse

auf mich, daß sie fünf Tage nicht mit mir sprach. Sie versteht es ausgezeichnet zu schmollen. Trotzig ist sie. In solchen Momenten schlechter Laune machte sie mir sogar Vorwürfe und behauptete, daß ich ihr nichts gönnte. Bei allem Liebreiz, der ihr eigen, ist es mitunter sehr schwer, mit ihr auszukommen, da sie reizbar und überempfindlich ist; tagelang schmolzt sie und spricht nichts. Zürnt, trotzt und kehrt mit erschreckendem Hochmut die soziale Überlegenheit hervor. Ist die schlechte Laune vorüber, wird sie wieder freundlich und versucht ihr Unrecht durch allerhand kleine Aufmerksamkeiten wieder gutzumachen. Doch nie würde sie sich so weit überwinden können, daß sie jemand direkt um Verzeihung bittet; dazu ist sie viel zu stolz. In diesem armen, gemarteten Geschöpf ist ein tief eingewurzelttes Bewußtsein ihrer Hoheit und Würde, das alles andere, nur nicht lächerlich ist. So sehr das auch für ihre Identität mit der Großfürstin zeugt — wie sehr erschwert es in Wirklichkeit die Arbeit für deren Anerkennung!

Trotz ihrer Empfindlichkeit, ihrem Mißtrauen und starkem Eigensinn ist sie ein Mensch von sehr großem Charme, dem man eigentlich nie lange zürnen kann und den alle, die ihn näher kennenlernen, lieben müssen.

SCHICKSALSWENDE

Im April 1926 reiste die Kranke mit mir nach Lugano, da die Ärzte eine Luftveränderung wünschten. Sie hofften, daß sie sich in einem wärmeren Klima körperlich erholen würde. Indessen stellte es sich heraus, daß die Eingeschlossenheit zwischen den Bergen von Lugano und die Berglandschaft an sich die Psyche der Kranken bedrückten und quälten. Nur die ersten Wochen unserer Anwesenheit in Lugano, solange der Reiz des Neuen bestand, fühlte sie sich wohl, war fröhlich und zufrieden. Doch bald traten so starke depressive Erscheinungen ein, daß ein weiterer Aufenthalt für die Kranke in Lugano meiner Ansicht nach nicht mehr gut war. Außerdem quälte sie das Bewußtsein, in der Nähe ihrer früheren Kinderfrau, der jetzigen Frau Gilliard in Lausanne, zu sein, die plötzlich aufgehört hatte, an die Kranke zu schreiben. Die Bitterkeit und Verzweiflung darüber, daß auch diese ihr früher so treu ergebene Person sie im Stich lasse, wirkte auf den ganzen Gemütszustand der Kranken ungünstig ein. Da sie sich das Verhalten weder ihrer Verwandten noch auch der Frau Gilliard erklären konnte, kam sie aus dem ihr innewohnenden — wohl aus Hilflosigkeit und Furcht geborenen Mißtrauen auf den Gedanken, in mir die Schuldige dafür zu finden, daß sich alle von ihr zurückziehen, und war davon nicht abzubringen. Meine Erklärungen und Bitten, mir doch zu glauben, daß ich alles getan habe und tun wolle, nutzten wenig. Sie wurde bitter und verschlossen gegen mich. So wandte ich mich an den dänischen Gesandten, Herrn Zahle, der damals noch der treue Beschützer der Kranken war, und erklärte ihm, daß es wohl das beste wäre, die Kranke in einem Sanatorium unterzubringen und der Obhut der Ärzte zu überlassen. Dieses geschah auch, und sie kam nun nach Oberstdorf in das Sana-

torium ‚Stillachhaus‘. Hier wirkten Höhensonne und gute Pflege so auf ihre Gesundheit ein, daß sich die offene Tuberkulosewunde bald schloß. Als es ihr besser ging, hatte sie hier den Besuch der Frau Tatjana Melnik, der Tochter des mit dem Zaren ermordeten Leibarztes Dr. Botkin. Dieser Besuch ist bemerkenswert.

Doch mag der Bericht eines Augenzeugen des ersten Zusammentreffens, eines Barons O. vorausgeschickt werden, den der Herausgeber nach dessen Erzählung wiedergibt.

Baron O. berichtet:

OBERSTDORF

„Am 25. August 1926 abends reiste ich nach München, um mich dort mit zwei Damen, Fräulein M. Debagori und Frau Tatjana Melnik, geborene Botkin, die aus Italien kamen, zu treffen und gemeinsam nach Oberstdorf weiterzureisen.

Fräulein M. Debagori begleitete Frau Melnik, die nach einer schweren Operation noch nicht völlig hergestellt war, nach Oberstdorf, um es dieser zu ermöglichen, persönliche Fühlung mit der Kranken zu nehmen. Als Tochter des langjährigen Leibarztes der kaiserlichen Familie, Doktor Eugen Botkin, der seinem Kaiser bis zum letzten Atemzug die Treue gehalten hat, verfügt Frau Melnik nicht nur über sehr reiches Material über das Leben der Zarenfamilie, sondern hat von jeher eine unbegrenzte Liebe zu ihrem Kaiserhause besessen. Als ganz junges Mädchen ist sie der Familie des Zaren mit ihrem Vater nach Tobolsk nachgereist. Ihr Bruder Gleb folgte nach. In Tobolsk sah sie die kaiserliche Familie immerfort, allein ohne vom Kommissar zu derselben zugelassen zu werden, sie lebte im Nebenflügel des Hauses, in dem die kaiserliche Familie untergebracht war, gemeinsam mit der Suite und hatte naturgemäß durch ihren Vater und die anderen Personen fortwährend Kontakt mit der kaiserlichen Familie. Nachher

ist Frau Melnik über Sibirien und den fernen Osten geflohen.

Frau Melnik, die mit ihrer Familie in Frankreich lebt, hatte nur wenig von der Angelegenheit der Kranken gehört und den widersprechenden Gerüchten nie ernstes Interesse entgegengebracht, bis sie kürzlich aus einwandfreier Quelle hörte, daß die Angelegenheit keineswegs so unbedeutend sei, wie sie von manchen hingestellt wird. Sie war sofort fest entschlossen, alles zu tun, was in ihren Kräften steht, um Klarheit zu schaffen.

Da Frau Melnik für unbedingt maßgebend gelten muß, war ihr Besuch bei der Kranken von besonderem Interesse. Die Reise von Frau Melnik war völlig geheim gehalten worden, auch in Oberstdorf wußte niemand, wer die Damen sind, damit auch nicht der leiseste Verdacht aufkommen konnte, die Kranke wüßte, wer sie zu besuchen beabsichtigte.

Freitag, den 27. nachmittags, kamen wir in Oberstdorf an. Der Kranken war gesagt worden, ich käme, sie besuchen. Sie war sehr unangenehm überrascht, als sie sah, daß noch zwei Damen mitgekommen waren. Ich sagte ihr, ich hätte zwei meiner Bekannten geraten, einige Zeit im ‚Stillachhaus‘ zu verbringen, da die jüngere erholungsbedürftig sei, sie möge sich doch der beiden Damen ein wenig annehmen. Ich fügte hinzu, daß ich ihr vorerst nicht sage, wer die Damen sind, da sie vielleicht auch selbst darauf kommen werde, doch habe ihre Familie der kaiserlichen Familie nahe gestanden: worauf die Kranke meinte, solcher hätte es viele gegeben. Wie stets, war die Kranke sehr unzufrieden damit, daß sie eine neue Bekanntschaft machen solle, sagte jedoch zu guter Letzt — sie werde tun, was sie könne, wolle aber erst morgen die Bekanntschaft machen.

Am nächsten Tage zum Mittagessen sagte mir die Kranke, sie bäte die Damen und mich zu sich auf den Balkon zum Tee. Beim Verlassen des Speisezimmers machte es sich ganz von selbst, daß die Damen bekannt wurden, und wir gingen alle vier ein wenig spazieren. Am Morgen hatte mir die Kranke

gesagt, sie hätte die ganze Nacht nicht geschlafen, ohne den Grund anzugeben, erst am Abend teilte sie mir mit, sie habe sich so gequält, um auf den Namen der jüngeren der beiden Damen zu kommen; sie erinnere sich ihrer zwar, könne jedoch den Namen nicht finden. Sie fragte mich dabei, ob nicht Herr S. D. Botkin (der Leiter der Emigrantenorganisation) die Dame geschickt habe. Als ich antwortete, daß die Damen in Frankreich und Herr von Botkin hier lebe, meinte sie, er sei doch in Paris gewesen. Ich sagte, sie hätten sich auch dort nicht gesehen. „Aber,“ sagte sie, „der Vater der jungen Frau war doch mit meinem Papa.“ Als ich das bejahte, sagte sie: „Sie haben mir doch gesagt, Sie werden mir den Namen sagen, wenn ich ihn errate; ich nenne doch nicht umsonst den Namen Botkin! Sie können mir jetzt wohl sagen, wer sie ist.“ Daraufhin sagte ich es ihr und meinte, die Tochter eines so treuen Mannes verdiene liebevoll behandelt zu werden. „Ja, solche gab es wenige,“ meinte die Kranke.

Dieses Gespräch fand am Abend statt, nachdem die Damen zum Tee bei der Kranken gewesen waren. Sie hatte starkes Kopfweh und kam zum Abendessen nicht heraus, so daß ich sie aufsuchte.

Ganz auffallend war die offen zur Schau getragene Freude der Kranken über die Bekanntschaft mit Frau Melnik. Sie strahlte auch in den weiteren Tagen immer, wenn sie sie auch nur von weitem sah, und wollte sich gar nicht von ihr trennen; sie war sogar zärtlich, was ich sonst nie gesehen hatte, und brachte es sogar über sich, mir zu sagen, sie sei so froh, daß ich ‚Tatjana‘ mitgebracht hätte.

Diese Beobachtung haben auch die Oberin, der Arzt und die Schwester gemacht, mit denen sich die Kranke gut steht.

Nach den ersten Gesprächen mit der Kranken über Jekaterinburg usw. sagte Frau Melnik, sie hege keine Zweifel, daß es die Großfürstin Anastasia Nikolajewna ist. Ich stellte Frau Melnik daraufhin die Frage, weshalb sie das behauptete,

ob das eine Schlußfolgerung aus bekanntem Material und Beobachtungen sei? Ich bat um eine ganz präzise Antwort. Frau Melnik sagte: „Es ist die Großfürstin Anastasia Nikolajewna, ich habe sie erkannt. Es ist derselbe Mensch, den ich gekannt habe, nur der untere Teil des Gesichts, der Mund, ist verändert, sonst nichts. Ich erkenne sie; es sind nicht Schlußfolgerungen, auf denen ich fuße.“ Ich: „Können Sie und sind Sie bereit, wenn nötig, den Eid darauf zu leisten, daß Sie in der kranken Frau Tschaikowski die Großfürstin Anastasia Nikolajewna erkannt haben?“ Frau Melnik: „Ja, ich bin bereit, es mit meinem Eid zu bekräftigen.“

An der Wahrheitsliebe und den uneigennütigen Absichten von Frau Melnik ist nicht zu zweifeln. Ihre Liebe zur kaiserlichen Familie, die Ehrfurcht, die sie für das Andenken der Toten hegt, und das Verantwortungsbewußtsein sind so unzweideutig, daß jede Garantie dafür geboten scheint, daß sie keinesfalls übereilt gehandelt hat.

Der Arzt, der die Kranke behandelt, die Oberin und die Schwester sind voll des Lobes über den Takt, die Rücksicht und Freundlichkeit der Kranken und sind vollkommen durchdrungen davon, daß die Kranke die Großfürstin ist. Ihre persönlichen Beobachtungen hatten ihnen die Gewißheit gegeben, sie wunderten sich nur, daß überhaupt noch irgend jemand daran zweifeln könne.

Der Wunsch der Kranken, daß die Damen mit ihr an einem Tische speisen, wunderte die Oberin sehr, da die Kranke sich bisher von jeglicher Bekanntschaft ferngehalten hat und im Laufe der ganzen zwei Monate im Sanatorium mit keinem Menschen bekannt geworden ist. Sie habe es immer verstanden, taktvoll und gewandt allem auszuweichen, was zu einer Bekanntschaft hätte führen können.“

Über ihre Eindrücke und Gespräche hat Frau Melnik dem Herzog von Leuchtenberg berichtet. Dieser, in dessen oberbayerischem Schloß Seeon Frau Melnik und die Kranke

auch später wieder zusammen waren, hat dem Herausgeber die nachstehenden Einzelheiten vermittelt.

FRAU T. MELNIK, GEB. BOTKIN

Frau Tatjana Melnik hat dem Herzog wie folgt berichtet:

„Wir trafen uns alle wieder im Speisesaal des Sanatoriums, saßen aber so weit weg von der Kranken, daß ich absolut nichts über die Ähnlichkeit sagen konnte, um so mehr, als die Kranke die ganze Zeit das Gesicht mit der Hand verdeckte. Desgleichen geschah im Salon, wohin wir uns nach dem Essen begaben, und wohin die Oberin und eine Schwester des Sanatoriums kamen, um die Kranke zum Schlafen abzuholen. Hier, als die Kranke aufstand und vom Baron O. Abschied nahm, war ich erstaunt, wie ihr Gang, ihre Kopfbewegungen und die Art des Handgebens an die älteren Prinzessinnen erinnert. Dennoch konnte ich mir am ersten Abend noch keine feste Meinung bilden.

Am nächsten Tage sagte mir Baron O., die Kranke ließe uns zum Nachmittagstee zu sich bitten. Dies versetzte mich nach ihrem gestrigen Betragen und ihrer Zurückhaltung, von der ich gehört hatte, in Erstaunen. Nach dem Lunch traf es sich, daß wir uns unvermutet im Vorzimmer fanden. Meine Tante ging zuerst auf die Kranke zu, um sie zu begrüßen. Als ich dann ihr Gesicht von nahem sah, namentlich ihre Augen, so blau und voller Licht, da erkannte ich sofort die Großfürstin Anastasia Nikolajewna. Und während wir dann nebeneinander einherschritten, auf diesem unserem ersten Spaziergang in Oberstdorf, der kaum 10 Minuten dauerte, bemerkte ich mehr und mehr die Ähnlichkeit mit jener, die sie vor allen Tragödien, vor allen Erlebnissen gewesen war.

Die Größe, die Gestalt, die Haarfarbe sind genau die ihren. Im Gesicht entdeckte ich Züge von früher; merklich verändert und vergrößert hat sich der Mund, und infolge

der Magerkeit des Gesichts erscheint die Nase größer als früher. Doch die Augen, Augenbrauen und die Ohren sind ihr völlig ähnlich. Ihr Blick aber und ihre unvergeßlichen Augen sind ganz dieselben geblieben wie in den Kindertagen.

Drei Stunden später kamen wir zum Tee in ihr Zimmer. Sie kam in großer Bewegung heraus, konnte kein Wort sprechen, forderte uns aber dennoch auf, uns zu setzen, und begann, den Tee einzuschenken, obwohl ihre Hände dabei stark zitterten. Das Gespräch kam auf irgendein Volksfest, und sie brachte einige Postkartenaufnahmen von der Umgebung. Da sagte ich: „Ich habe auch Photographien,“ und legte ihr ein großes graues Album in den Schoß, auf dessen Einband eine kleine Photographie des Lazarets der Großfürstinnen Maria und Anastasia abgebildet ist. Sie bemerkte diese Photographie sofort und öffnete den Deckel, als sie jedoch ihr Bild und jenes der Großfürstinnen erblickte, schlug sie das Album sofort wieder zu, indem sie sagte: „Das werde ich allein besehen.“ Sie ging damit in ihr Zimmer. Baron O. riet mir, ihr doch nachzugehen: Die Kranke saß auf der Chaiselongue; das Album lag vor ihr; sie betrachtete aufmerksam das Bild der Großfürstin Tatjana und erzählte undeutlich etwas über deren Gesicht. Man sah, daß sie außerordentlich erschüttert war; ihre Augen waren voller Tränen . . . In schlechtem Deutsch fragte sie, auf das Album deutend: „Sie haben sie früher gekannt?“ — „Ja,“ sagte ich. „Und mich auch.“ — „Ja.“ — „Wann haben Sie mich zum letztenmal gesehen?“ — „Im Jahre 1918.“ Sie schüttelte den Kopf, als ob sie sich nicht erinnern könne. „Sie erkennen mich nicht,“ fragte ich. — „Nein, nicht schlafen und nur denken . . . nicht schlafen und nur denken . . .“ Da begriff ich, daß sie sagen wolle, sie könnte vor lauter Denken nicht schlafen. Ich sagte ihr, ich hätte sie erkannt; ich sei gekommen, nicht um sie auszufragen, sondern bloß um bei ihr zu sein, und daß ich Photographien ihrer Familie hätte.“ — „Wo denn?“ — „Hier



Die Kranke in Seon



Großfürstin Anastasia



Prinzessin Anastasia

in meinem Zimmer.“ Sie bat, sich die Bilder ansehen zu dürfen. Wer sie über diese Photographien gebeugt gesehen hat, zitternd, mit der Klage: „Meine Mutter! Meine Mutter!“, der würde nicht mehr zweifeln . . . Ich schenkte ihr ein Bildchen des heiligen Serafim von Ssarow (das mir die Zarin geschenkt hat) und sie küßte es andachtsvoll und weinte. Dann gab ich ihr noch ein von der Zarin verfertigtes Buchzeichen. Sie nahm es sofort und fragte: „Hat dies meine Mutter selbst gemacht?“ und als ich ihr dies bejahte, küßte sie es innig. So saßen wir eine Zeitlang über diesen Gegenständen. — „Wo sind die Leichen?“ fragte sie mehrmals. — „Ist Ihnen nichts verblieben von dort?“ — „Nichts, außer Ihnen, meine Kleine“ (Russisch Malenjkaja). — „Malenjkaja,“ wiederholte sie. „So hat mich mein Vater genannt.“

Nach dem Diner ging ich zu ihr in ihr Zimmer hinauf. Sie lag auf dem unbeleuchteten Balkon; als ich aber kam, machte sie Licht und kam ins Zimmer. Durch Tränen hindurch schimmerten ihre Augen vor Freude, und, an mich herantretend, legte sie ihren Kopf zutraulich an meine Schulter und verweilte so lange Zeit. Dann setzte sie sich, schwieg aber immer noch und blickte irgendwohin in die Weite, als ob sie etwas außerhalb der Grenzen ihres Zimmers sähe. Ich dachte, sie würde imstande sein, die ganze Nacht hindurch so dazusitzen, und entschloß mich, sie ins Bett zu bringen. — „Ich werde Sie ausziehen, wie mein Vater Sie auszog während der Krankheit.“ — „Ja, Masern,“ antwortete sie, und ich verstand, daß es ihr völlig bewußt geworden ist, wer ich bin. Denn als die kaiserlichen Kinder die Masern hatten, und nur damals, ist es ein einziges Mal vorgekommen, daß mein Vater allein bei den Prinzessinnen gewacht und ihnen Schwestern-dienste geleistet hat. Diese Tatsache ist niemals veröffentlicht worden, und ich wußte allein etwas davon, außer meinem Vater.

Während der übrigen Tage meines Aufenthaltes in Oberstdorf, bezeugte mir Anastasia Nikolajewna eine stets wachsende Zärtlichkeit, Zutrauen und Liebe. Sie hielt mich immer in ihrem Zimmer zurück, bat, ihr die Bilder meiner Kinder zu zeigen, liebte, meinen Erzählungen zu lauschen, und lehnte ihren Kopf gerne an den meinen. Jeden Morgen reichte sie mir ihre Wange zum Kusse. Sie verfolgte aufmerksam meinen Gesichtsausdruck, ob ich mich nicht übermüde. Sie selbst ermüdete leicht, war öfter traurig, sprach davon, daß der Tod ihr eine Erlösung sein würde. Rußland und die Russen behauptete sie zu hassen; früher habe sie sogar die russische Sprache nicht hören können. Wenn man ihr aber eine lustige Geschichte erzählte, einen Witz machte, konnte sie mit noch feuchten Augen anfangen zu lachen.“

Frau Melnik hat noch folgende Beobachtungen angeführt, die auch andere von der Tatsache überzeugen könnten, daß es sich tatsächlich um die Persönlichkeit der Großfürstin handelt.

„Sie sprach über meinen ältesten Bruder, und ich sagte ihr, er sei im Kriege mit den Deutschen gefallen. „Ja,“ sagte sie, „ich weiß, mein Vater hat es uns erzählt.“ Mein Vater hatte uns davon berichtet, wie der Zar seinen Kindern vom Heldentod meines Bruders erzählt hatte.

Sie sagte, daß sie von ihren Schwestern Olga am meisten geliebt habe. Ich weiß, daß die älteren Schwestern von ihr sagten: „Olga und ihr Adjutant.“

Ich fragte sie, wie es ihr möglich sei, auf so hohen Absätzen zu gehn. Sie sagte, das sei ihr am bequemsten . . . „aber zu Hause erlaubte Mama uns nicht, auf so hohen Absätzen zu gehn.“ Davon hatte ich schon früher gehört.

Als ich mich zum Abend ankleidete, kam sie in mein Zimmer. Ich nahm meine Kette aus einem Tüchlein, in das ich sie eingeschlagen hatte. Dortselbst lag noch eine Gedächtnismedaille aus dem Kriegslazarett, die meinem Mann gehört,

mit den Buchstaben A. M. und N.* Sie erblickte sie sogleich und sagte: „Das erkenne ich, das haben meine Schwester und ich verteilt. Haben Sie auch die Medaille meiner älteren Schwestern?“

Die älteren Großfürstinnen hatten tatsächlich auch solche Medaillen, die auf fliederfarbener Emaille die Initialen der Kaiserin und der Großfürstinnen zeigten.“

Sehr bezeichnend sind auch noch einige andere Beobachtungen.

„Als ich ganz klein war,“ erzählte die Kranke, „reisten wir nach Frankreich, d. h. genau weiß ich es nicht, ob es Frankreich war. Ich mußte viel Milch trinken und es wurde mir eine Kuh geschenkt, die mir Milch gab. Später hatten wir diese Kuh zu Hause. Sie hat, glaube ich, noch während des Krieges gelebt. Wissen Sie vielleicht, wie sich die Sache verhielt?“ Von dieser Kuh wußte Frau Melnik nichts, doch ist diese Episode dem Herausgeber aus seiner Chefredakteurstätigkeit in Petersburg lebhaft in Erinnerung. Frau Melnik hat dem Herzog von Leuchtenberg ferner berichtet:

„Meine Tante, Baron O. und ich nahmen gerade den Tee, als sie eintrat und sich zu mir auf die Chaiselongue setzte. Plötzlich spannten sich ihre Züge, und sie zeigte in heftiger Erregung auf den Tisch. Dort stand eine Photographie, die nebeneinander die Köpfe meines Vaters und meiner beiden älteren Brüder zeigte. Schweigend reichte ich ihr das Bild, das sie gespannt und in sichtbarer Erregung betrachtete. Ich nannte ihr meinen Vater nicht, doch als wir später spazieren gingen, fragte sie mich: „Besitzen Sie nur dieses einzige

* Diese Buchstaben bedeuten Anastasia, Maria und den Vatersnamen beider Nikolajewna. Die Protektoren des Lazarets, in dem Herr Melnik gelegen hat, waren die beiden jüngeren Großfürstinnen. Beim Ausscheiden eines Patienten pflegten sie ihm eine Medaille mit ihren Initialen zum Andenken mitzugeben. Die Tatsache, daß die Kranke diese doch nur wenigen bekannte Medaille erkannt hat, erscheint überaus bemerkenswert. A. d. H.

Bild von Ihrem Vater?“ Ich versprach, ihr eine Aufnahme meines Vaters zuzuschicken.

Anastasia Nikolajewna machte einen Einkauf in der Apotheke. Die Zahlung betrug Mk. 1,50. Sie gab zwei Mark hin und ging fort, ohne den Restbetrag zu nehmen. Darauf aufmerksam gemacht, errötete sie tief. Später erzählte sie: „... als ich zum erstenmal einkaufen ging, wußte ich nicht, daß Geld gewechselt werden kann, und wollte auf keinen Fall das Kleingeld mitnehmen. Als mir erklärt worden war, daß sich das gehört, schämte ich mich, in das Geschäft zurückzugehen, in dem man mich für dumm halten mußte, weil ich so gewöhnliche Dinge nicht wußte.“

Sie erfuhr aus einem Briefe von O., daß Zahle eine Summe zur Verfügung stellt, die dazu ausreicht, ihren Unterhalt bis zum Ende des Jahres zu bestreiten. Sie ist verzweifelt darüber, daß dieses Geld nicht ihr persönlich gehört oder von ihrer Familie kommt. Sie will arbeiten und Geld verdienen.“

Zur Charakteristik der Kranken hat Frau Melnik auf Grund ihrer Beobachtungen gelegentlich dem Herzog von Leuchtenberg gegenüber die folgenden interessanten Bemerkungen gemacht, die der Herzog seinerseits bestätigt:

„Ihre Einstellung zum Leben ist kindlich und überhaupt kann mit ihr nicht wie mit einem erwachsenen verantwortlichen Menschen gerechnet werden, sondern sie muß geführt und geleitet werden, wie ein Kind.

Sie hat nicht nur einige Sprachen vergessen, sondern sie hat überhaupt die Fähigkeit verloren, folgerichtig zu erzählen (nicht jedoch zu denken). Sogar die einfachsten Geschichten über ihre Lieblingskatze erzählt sie unzusammenhängend und nicht folgerichtig. Eigentlich sind es nur nebeneinandergefügte Worte in einem unmöglichen ungrammatischen Deutsch.

Überhaupt ist die Unterhaltung mit ihr schwierig. Interesse hat sie lediglich für politische Fragen, für Erinnerungen

an die kaiserliche Familie und für das Leben an den jetzt noch bestehenden Höfen. Außerdem hört sie gern drollige Erzählungen an, die man mit möglichst viel Humor vortragen muß. Spricht man über ein ernsteres Thema, das nicht zu den drei oben erwähnten gehört, so hört sie nicht mehr zu und starrt gequält vor sich hin. Sie kann völlig vernünftig über politische oder Familienfragen diskutieren und gleichzeitig die liebenswürdige, aber wenig praktische Absicht äußern, mir zu Weihnachten, in einer Kiste vernagelt, einen Christbaum zu schicken.

Sie legt Patience aus, und obwohl sie erzählt, daß sie in der letzten Zeit in Sibirien viel Patienzen ausgelegt hätten, kann sie nicht damit zurechtkommen, die Achten und die Zehner voneinander zu unterscheiden.

Der Defekt liegt bei ihr offenbar in einem Gedächtniszentrum und in einer Störung in den Augen. Sie erzählt, daß sie es nach der Krankheit vergessen hätte, nach der Uhr zu sehen, so daß sie es mühsam wieder habe erlernen müssen und es eben noch täglich öfters übe. Sie gibt zu, daß sie ohne beständige Übung überhaupt alles vergißt. Jedesmal müßte sie sich dazu zwingen, sich anzukleiden, sich zu waschen, zu nähen, damit sie es nicht vergäße. In der letzten Zeit hat sie sich nicht im Schreiben geübt, daher kann sie es eben einfach nicht mehr. In Lugano aber hat sie zeitweilig geschrieben.

Ich versuchte es, nach ihren englischen Diktatheften aus Lugano ihre Handschrift zu studieren. Doch ist das sehr schwer, da eben noch ihre Handschrift die eines zehnjährigen Kindes ist. Nur der Buchstabe A gleicht sehr ihrer früheren Handschrift, und zwar der Kinderhandschrift der Großfürstin. Wie in der Kindheit schreibt sie A, nicht A wie später.

Sie liebt es, unterhalten zu werden. Sie ist außerordentlich bescheiden, fordert oder bittet nichts, und ihre Wünsche müssen stets erraten werden. Mit ihren Sachen geht sie sehr sorgsam um, ist überhaupt äußerst ordentlich.

Wenn sie wohl ist, sind ihre Bewegungen lebhaft, wie ehemals in ihren Kindertagen; aus ihren Augen leuchtet oft Fröhlichkeit und Schelmerei. Ihr Wesen ist voll unbewußter Würde, dabei von unwiderstehlicher Anmut.“

OBERSTDORFER EINDRÜCKE

Baronesse N. v. H.-H. hat dem Herausgeber über ihren Aufenthalt im Sanatorium ‚Stillachhaus‘ in Oberstdorf, April-Mai 1927, wie folgt berichtet:

Mein lieber Herr von Kügelgen!

Im schönen Oberstdorf glücklich angelangt, erfahre ich — und bin ganz erfüllt von dieser Nachricht —, daß unsere unglückliche Kranke im vergangenen Monat das Sanatorium nach vielmonatiger Anwesenheit verlassen hat und nun beim Herzog von Leuchtenberg in Schloß Seeon am Chiemsee gut aufgehoben ist.

Wie leid es mir tut, die Kranke nicht mehr angetroffen zu haben, werden Sie sich denken können. Wie gerne hätte ich sie selbst gesehen! Sie wissen ja, daß ich zur Zahl der an ihre Identität Glaubenden gehöre, und tiefstes Mitleid mein Herz erfüllt, wenn ich an dieses grausige Schicksal denke. Es kann wohl kaum einem andern auch nur annähernd zur Seite gestellt werden.

Als Schwester Else im Sanatorium erfuhr, daß meine Nichte D. und ich aus St. Petersburg sind, erzählte sie uns — da sie Interesse bei uns voraussetzen konnte —, daß Frau Tschai-kowski hier monatelang gewohnt, und sie sie täglich von morgens früh bis abends spät gepflegt habe!

Sie können sich das Kreuzfeuer von Fragen unsererseits vorstellen!

Auch Dr. E., der Assistent des leitenden Arztes, schien sich an unserem warmen Interesse zu freuen, da auch er von der Identität der Kranken mit der Großfürstin Anastasia restlos

überzeugt ist. Mir sagte er, er müßte den Glauben an sich selbst verlieren, wenn Frau Tschaikowski nicht die Kaiser-tochter wäre! Denken Sie doch — ein unseren Dingen so fernstehender Mensch! — Bei jeder Gelegenheit ließen wir uns vom Ehepaar E. (Schwester Else hatte unlängst Dr. E. geheiratet) über die Kranke erzählen und mußten immer wieder ausrufen: „Wie ist das charakteristisch!“ Ich bin durch alles, was ich im Sanatorium gehört habe, in meinem Glauben an die Großfürstin Anastasia Nikolajewna noch um vieles bestärkt worden. Einstweilen will ich Ihnen wenigstens das Bemerkenswerteste aus meinen Notizen mitteilen. Mündlich nächstens mehr!

Wie charakteristisch für einen ganz vornehm und fein empfindenden Menschen ist es z. B., daß die Kranke nicht bei jeder Gelegenheit nach der Bedienung zu klingeln pflegte! — Warum? Weil sie keine eigenen Mittel hatte, entsprechende Trinkgelder zu geben.

Laut Schilderung des Dienstmädchens Anna, einer schon älteren sehr sympathischen Bayerin, die in unserem Stock bedient und auch die Kranke bedient hatte —, ist Frau Tschaikowski eine sehr vornehme Dame! Sie sei sehr freundlich, aber sehr zurückhaltend.

Dr. E. erzählte mir, dieselbe Anna habe gemeint, als die Schanzkowsky-Sage bekannt wurde: „Man hätte sich was Klügeres ausdenken können — das sehe man sofort, daß die Kranke keine polnische Landarbeiterin sei!“ Das ist das Urteil einer Frau vom Lande, einer Frau, die die Kranke durch Monate bedient hat. Dienstmädchen beobachten scharf!

Die alte prächtige Badefrau Babette erzählte uns, daß sie einmal der Kranken ein Edelweiß mitgebracht habe. Frau Tschaikowski habe sich sehr gefreut und in der frohen Erregung geäußert: „Das schicke ich meiner Großmama nach Kopenhagen!“

Wenn Dr. E. oder seine Frau die Kranke besuchten, haben sie sie oft in Verzweiflung und in Tränen angetroffen.

Anfangs war sie sehr zurückhaltend und gar nicht mitteilbar; allmählich kam sie mehr und mehr aus sich heraus. Ihr Deutsch ist ein gebrochenes. So meinte sie, als Dr. E. sich mit der Schwester verlobt hatte: „Das paßt gut zusammen!“

Das Essen soll ihr gar nicht geschmeckt haben; sie habe häufig Sehnsucht nach heimatlichen Speisen geäußert. Sie aß sehr wenig, bis Schwester E. sie einmal fragte, was sie sich denn wünsche? Sie nannte darauf typisch russische Speisen, wie etwa in saurer Sahne geschmorte Steinpilze mit Kartoffeln ‚Piroschki‘ (Fleischkuchen), dicke Gemüsesuppen usw. Man versuchte dann, diese Speisen für die Kranke zuzubereiten.

Die Berge mochte sie gar nicht und war am glücklichsten, wenn dichter Nebel sie verhüllte, so daß man die Berglandschaft nicht sah!

Sie soll übrigens, wie alle bestätigen, einen gescheiterten Eindruck machen; sie hat Humor und einen scharfen Blick fürs Komische.

Ich möchte Ihnen noch etwas erzählen, was mir doch sehr interessant scheint: Gleichzeitig mit der Kranken war auch ein höherer Beamter des neuen Rußland zur Kur im Sanatorium ‚Stillachhaus‘. Als Frau Melnik, geb. Botkin, und ihre Tante gekommen waren, um sich die Kranke anzusehen, saßen die beiden Damen auf dem zu ihrem Zimmer gehörigen Balkon und unterhielten sich russisch über diese ganze Angelegenheit, ohne zu ahnen, daß der Russisch sprechende Herr unmittelbar über ihnen wohnt. Dieser nun schellte und ließ den Damen sagen, er höre jedes Wort, das sie in seiner Heimatsprache sprächen. Das ist doch unbedingt sehr anerkennenswert! Daraufhin fragte Dr. E. den Russen, was er von der angeblichen Rettung der Zarentochter halte, worauf dieser erwiderte: er schließe die Möglichkeit ihrer Rettung nicht aus! Wenn es bewiesen werde, daß sie es sei, brauche Räterußland sie politisch nicht zu fürchten, vielleicht werde es sie sogar entschädigen! . . .

Im Sanatorium wurde mir gesagt, hinter der Kranken stehe niemand, sie sei ganz auf sich selbst angewiesen und sehr einsam. Sie soll oft den Wunsch geäußert haben, man möge sie ganz in Frieden lassen; am liebsten wolle sie sterben! Schwester E. gegenüber äußerte sie: „Nicht noch einmal erschossen werden, auch nicht sich das Leben nehmen! Nein — an einem Morgen nicht mehr aufwachen.“

Während unseres Aufenthalts im ‚Stillachhaus‘ traf übrigens ein Brief aus Seeon von Fräulein Wasserschleben* ein, in dem sie dem Ehepaar Dr. E. mitteilte, die Kranke lebe sich allmählich ein; sie habe an den russischen Gottesdiensten zu Ostern teilgenommen und sei tief ergriffen gewesen.

Dann, mein lieber Herr von Kugelgen, möchte ich doch noch etwas erzählen, was mir wesentlich erscheint: Dr. E. hatte die Aufgabe, Frau Tschaikowski auf die Übersiedelung nach Seeon vorzubereiten. Er stellte ihr die Frage, ob sie sich wohl einer Familie Leuchtenberg erinnere (ohne den Herzogstitel zu nennen)? Sie dachte nach und meinte: „Ja, da war ein Herzog von Leuchtenberg. Der war zuerst mit der späteren Frau des Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch verheiratet — und dann noch, glaube ich — ein Neffe von diesem, aber ich habe sie kaum gesehen und gekannt.“

Endlich füge ich noch hinzu, was der Leiter der Anstalt, Dr. Saathoff, meiner Nichte gegenüber geäußert hat: die Kranke sei jedenfalls keine Betrügerin, auch nicht hypnotisiert — wer sie sei, wisse er nicht, jedenfalls aber eine Dame aus vornehmen Kreisen.

Ich möchte diesen Brief mit einer Frage schließen, die sich jedem nachdenkenden Menschen gerade im Hinblick auf diese letzte Feststellung des Dr. S. aufdrängen muß: Wenn sie nicht die Kaiserstochter ist (an das Schanzkowsky-Märchen kann doch niemand ernstlich glauben!), wie ist es dann mög-

* Fr. W., früher Oberschwester im ‚Stillachhaus‘, hatte die Pflege der Kranken auf Schloß Seeon übernommen.

lich, daß im Laufe all der Jahre nie eine Stimme in der Emigration laut geworden ist, die nach einer ‚Vermißten‘ aus den St. Petersburger Hofkreisen gesucht hätte?

Ich hoffe, daß sich das Schicksal der unglücklichen Großfürstin Anastasia Nikolajewna bald klärt, und sie ein Zuhause in friedlicher und liebevoller Umgebung findet, sich auch zum Seelenfrieden durchringt! Ich grüße Sie, mein lieber Herr von Kügelgen, herzlichst und mit vielen guten Wünschen.

N. v. H.-H.

SEEON

Bis zum März 1927 weilte die Kranke im Sanatorium ‚Stil-lachhaus‘ des Dr. Saathof. Die ganze Zeit hatte der dänische Gesandte Zahle für die Kranke gesorgt und ihr die erforderlichen Mittel auf Grund von Eingängen aus Dänemark und aus anderen, auch persönlichen Quellen zu Verfügung gestellt. Anderthalb Jahre war sie von dem Gesandten Zahle und seiner Gattin wie ein eigenes Kind versorgt und mit allem, was zu ihrem Wohlbefinden nötig war, umgeben worden. Als sich der Aufenthalt der Kranken in einem öffentlichen Sanatorium infolge des unterdessen begonnenen Abdruckes des im zweiten Teile dieses Buches befindlichen Materials als unerwünscht erwies, weil die Kranke der allgemeinen Aufmerksamkeit allzusehr ausgesetzt gewesen wäre, wandte sich der dänische Gesandte an den Herzog von Leuchtenberg, der sein Haus schon früher dem Großfürsten Andreas gegenüber gegebenenfalls zu diesem Behufe angeboten hatte. Die Notwendigkeit schien jetzt vorzuliegen, und die Kranke, die in Begleitung von Frau Zahle und Frau Melnik in München eingetroffen war, wurde vom Herzog abgeholt und nach Schloß Seeon gebracht. Sie hatte das Sanatorium in Oberstdorf schweren Herzens verlassen. Dieses unglückliche, durch Jahre hin und her gehetzte Wesen hatte selbstverständlich vor jeder

Ortsänderung eine scheue Angst, wußte sie doch nicht, was sie wieder erwarte, und die Angst vor fremden, neuen Gesichtern quälte sie. Sie fand jedoch in Seeon die denkbar gastlichste und verständnisvollste Aufnahme und das herzoglich Leuchtenbergische Paar ließ es an Pflege und Fürsorge nicht fehlen.

Über die Ankunft und die erste Zeit in Seeon hat Frau T. Melnik in Seeon das folgende für den Herzog von L. aufgezeichnet:

Sie schreibt:

Schloß Seeon, 14. März 1927.

„Nun sind schon zwei Wochen vergangen, seit wir mit Anastasia Nikolajewna hergekommen sind. Die Flucht vor der Öffentlichkeit, die neue Umgebung, hauptsächlich aber die Tatsache, daß ihre Angelegenheit nun der Öffentlichkeit preisgegeben sei, wirkten sehr bedrückend auf ihren Gemütszustand*. Sie lehnte es infolgedessen ab, am gemeinsamen Leben in Seeon teilzunehmen, und ganze Tage verbrachten wir zu zweit.

Zunächst war sie allem gleichgültig gegenüber, und nur die Veröffentlichungen riefen in ihr Ausbrüche des Zornes und der Verzweiflung hervor. Jetzt ist sie frischer und die Anfälle von Verzweiflung treten seltener in Erscheinung. Im allgemeinen aber besteht sie darauf, in ein unentgeltliches Sanatorium zu gehen, falls bis Ostern keine Nachricht eintrifft, die Licht in ihr Schicksal bringt, sie wolle nicht weiter auf fremde Kosten leben. Dem Herzog G. von Leuchtenberg gegenüber bezeugt sie großes Vertrauen, obwohl sie anfangs durch die Frage gängstigt war: „Weshalb hat er mich ge-

* Sie wußte nicht, wieviel und wie falsch in der Presse bereits über sie berichtet worden war, und hatte eine tiefwurzelnde Scheu vor der Publizität, was bemerkenswert ist. Ihr Zorn auf die durchaus in ihrem Interesse erfolgten Veröffentlichungen von Frau H. v. R.-K. war gewiß nicht angebracht. Anm. d. Herausg.

nommen?“ Scheinbar aber haben sie die Erklärungen des Herzogs jetzt beruhigt. Im allgemeinen spricht sie jetzt viel freier und erinnert sich an manches, was sie vorher vergessen hatte. Z. B. kann sie jetzt bis 25 zählen, sie kennt die Spielkarten voneinander. In der ersten Fastenwoche vor Ostern weigerte sie sich, nicht nur Butter zu nehmen, sondern auch Milch in den Tee zu geben. Sie erzählt viel über ihr Leben in Berlin und mit Frau von Rathlef-Keilmann. Als sie bei Baron v. K. wohnte, hätten Gäste in ihrer Anwesenheit bei Tische gesagt, Rußland sei von einem hysterischen Weibe regiert worden. „Was blieb mir anders zu tun übrig? Ich tat, als hörte und sähe ich nichts.“ Man habe auch schmutzige Geschichten über die Großfürsten erzählt, bis sie schließlich gedroht habe, sie werde, wenn so etwas sich wiederholen sollte, bei Tische einen Skandal machen. Daraufhin hätten solche Gespräche aufgehört.“

Frau Melnik war etwa am 25. März gezwungen, Seon zu verlassen, um ihre erkrankten Kinder in Frankreich zu pflegen.

AUS DEN AUFZEICHNUNGEN DES HERZOGS

Herzog Georg von Leuchtenberg hat aus seinen Tagebuchblättern die folgenden Beobachtungen zur Verfügung gestellt:

„Am 24. März zeigte meine Tochter Natalie Baronin von Meller-Zakomelski der Kranken zur Unterhaltung die ‚Russischen Porträts‘ des Großfürsten Nikolai Michailowitsch, ein bekanntes Prachtwerk. Auf einem der Blätter sind drei Porträts wiedergegeben, darunter eines auf einer Miniature, das die Pfalzgräfin Alexandra Pawlowna, die Tochter des Zaren Paul I., darstellt. Frau Tschaikowski schenkte diesem Bilde ganz besondere Aufmerksamkeit und sagte: „Aber das kenne ich doch so gut, so gut!“ Die beiden anderen Bilder ließ sie unbeachtet.

Abends erzählte mir meine Tochter dieses und fragte mich,

ob ich nicht wüßte, wo sich das Original befinde. Ich ließ sie im Register nachsehen, von dem sie bis dahin nichts wußte, und es stellte sich heraus, daß das Original als ‚Eigentum der Zarin Alexandra Fedorowna‘ bezeichnet ist.

Zwei Tage später fragte ich die Kranke, ob sie sich nicht entsinnen könne, wo sie das Bild gesehen habe. Sie sann nach und sagte schließlich: „Ich weiß nicht genau, aber ich glaube in Petersburg.“ Oberst Mordwinoff, den ich zu Rate zog, teilte mir bald darauf mit, es sei am wahrscheinlichsten, daß sie im Winterpalais in Petersburg gegangen habe und nicht in einem der anderen von der Zarenfamilie bewohnten Palais.“

*

„Am 7. April war die Kranke lange über die Schanzkowski-Affäre befragt worden. Das hatte sie so angegriffen, daß man ihr, damit sie schlafen könne, eine Spritze Pantapon verabreichen mußte; sie konnte aber nicht gleich einschlafen. Nach einiger Zeit hörte Fräulein Wasserschleben, ihre Pflegerin, sie im Halbschlaf von einer Photographie einer Frau ‚Brassow‘ murmeln. Sie wußte natürlich nichts von der morganatischen Gattin des Großfürsten Michail Alexandrowitsch, des Bruders des Zaren. Rief mich ganz ratlos hinzu. Sie lag im Halbschlaf, bereits unter der Wirkung des Narkotikums mit halb geschlossenen Augen. Ich fragte sie, was für eine Photographie sie denn wolle. Sie sagte ‚von Brassow‘. „Von der Gräfin Brassow?“ fragte ich erstaunt. „Nun ja, von der Frau meines Onkels Mischa . . . Lebt sie noch?“ „Ja,“ sagte ich. „Wo denn?“ „In England, und sie hat einen Sohn.“ Daraufhin schloß die Kranke die Augen mit hinaufgedrehten Augäpfeln. Nach einer Weile öffnete sie die Augen wieder und sagte ganz deutlich und ruhig, aber wie im Schlaf, und man merkte die Wirkung der Einspritzung jetzt deutlich: „Bitte, ich möchte eine Photographie von ihr haben.“ Ich war überrascht, sagte aber: „Ich werde den Adjutanten des Onkels Mischa, den

Fürsten Wiasemski bitten, mir eine Photographie der Gräfin Brassow zu schicken.“ „Und sie soll einen Brief von Onkel Mischa an mich mitschicken.“ „Was für einen Brief?“ „Nun, einen Brief von ihm.“ Daraufhin schienen ihr die Sinne zu vergehen. Das Pantapon hatte seine Wirkung getan.

Ich schrieb sofort an Wiasemski, und zwei Tage später fragte ich die Kranke scherzend nach der Brassow. Sie war sehr erstaunt, als ich ihr sagte, sie habe eine Photographie von ihr verlangt, und sagte: „Das ist immer so. In der Narkose sage ich immer Dummheiten. Wozu brauche ich die Brassow? Ich kenne sie ja gar nicht.“ Doch stellte sich hierbei heraus, daß sie sich einen Brief des Onkels ‚Mischa‘ wünscht, um seine Schrift mit der eines Zettels vergleichen zu können, der einem Heiligenbilde beigelegt war, das sie aus dem Kloster Athos erhalten zu haben meint. Er trug die russische Inschrift: ‚Wenn du diese Handschrift siehst, wirst du wissen, wer dir schreibt.‘ Das Heiligenbild hat sie noch, den Zettel aber haben ihr die Emigranten in Berlin abgenommen. Sie bildet sich nun ein, der Zettel stamme von der Hand ihres Onkels Mischa. (Solche Bilder mit Zetteln haben verschiedene Mitglieder der zarischen Familie erhalten. Offenbar ein Bluff.)

Etwa 14 Tage später erhielt ich vom Fürsten Wiasemski folgende Photographien: die des Großfürsten Michaïl im Jagdanzug, die der Gräfin Brassow allein auf einer Terrasse und drittens eine von ihr neben dem Großfürsten Dimitri Pawlowitsch in englischer Uniform, vor einem Auto stehend. Mir fiel diese gemeinsame Photographie gerade dieser beiden Personen als merkwürdig auf.

Ich reichte der Kranken das Bild der Gräfin und sagte: „Das wird Sie wohl wenig interessieren.“ Sie besah das Bild kurz, legte es lächelnd beiseite und machte eine ablehnende Bemerkung. Den ‚Onkel Mischa‘ erkannte sie sofort und sah das Bild wehmütig an. Seine Ehe hat ja seinerzeit am Zarenhofe viel böses Blut gemacht.

Darauf reichte ich ihr wortlos die dritte Photographie. Sie besah sich das Bild schweigend, sehr genau, sogar mit der Lupe, da ihre Augen ja versagen, und sagte: „Aber das kenne ich doch.“ Ich schwieg. „Aber warum die beiden zusammen?“ „Ja, das habe ich mich auch gefragt,“ sagte ich. Nach einer Weile bemerkte sie über Dimitri Pawlowitsch mit einem schelmischen Blick: „Das ist er doch, den meine Schwester Olga heiraten wollte*.“ Ich mußte zustimmend nicken. Nachher sprachen wir noch über den Großfürsten Dimitri, und sie gab mir von ihm eine außerordentlich zutreffende Charakterschilderung.“

*

„Als eines Tages mein Bruder Nikolaus ins Zimmer trat, in dem wir uns beide befanden, regte sie sein Erscheinen sehr auf. Doch unterhielt sie sich mit ihm, kurz und konventionell. Wenn sie ihm aber im Schloß begegnete, regte es sie immer wieder auf. Von Frau T. Melnik befragt, woher das komme, sagte sie, es gäbe ihr immer einen ‚Stich ins Herz‘, denn „das muß ich früher zu Hause gesehen haben“. (Mein Bruder war Flügeladjutant des Zaren.) Und als Frau Melnik sie fragte, sie habe ihn wohl in Mohilew, dem kaiserlichen Hauptquartier gesehen, sagte sie: „Mohilew? . . . Nein, aber zu Hause.“ Ich fragte meinen Bruder, ob er bei seinem Dienst als Flügeladjutant in Mohilew jemals die kaiserlichen Prinzessinnen gesehen habe. Er antwortete, daß deren Anwesenheit niemals mit seinem Dienst in Mohilew zusammengetroffen habe, doch habe er sie wohl in Zarskoje Selo gesehen . . .“

„Die frühere Oberin des Sanatoriums ‚Stillachhaus‘, Fräul.

* Eine zarte Liebesaffäre, die eigentlich die beiden ältesten Prinzessinnen betraf, und von der in der zarischen Familie seinerzeit viel gesprochen wurde, von der aber die breite Öffentlichkeit kaum viel erfahren haben kann. Herzog von L. betonte dem Herausgeber gegenüber das Charakteristische der Kenntnis dieser Tatsache, woraus der Herzog ersah, daß sie den Großfürsten Dmitri Pawlowitsch trotz der englischen Uniform auf der kleinen Liebhaberphotographie tatsächlich erkannt hatte. Anm. d. H.

Wasserschleben, die hier zum Besuche der Kranken eingetroffen ist, erzählte mir am 8. 3., sie habe einmal, als diese noch in Oberstdorf war, einen Aschenbecher auf den Tisch vor die Kranke gestellt, den sie seinerzeit vom Großherzog von Hessen geschenkt bekommen habe. Er sei mit dem Wappen des Großherzogs geschmückt. Die Kranke habe den Aschenbecher erregt betrachtet und sich offenbar bemüht, eine Erinnerung einzufangen: „Was ist das? Das kenne ich doch!“ Dann auf einmal erleichtert: „Jetzt weiß ich! Es ist das Wappen meines Onkels in Hessen . . .“

„Am 14. 3. teilte ich der Kranken mit, ich hätte einen Brief mit guten Nachrichten für sie vom Großfürsten Andreas erhalten, worauf sie überrascht mit Ärger, ja mit Schärfe bemerkte: „Ach, er — warum er?!“ (Bekanntlich klappte zwischen der Zarin und der Großfürstin Wladimir, Maria Pawlowna, der Mutter des Großfürsten Andreas, ein gewisses Mißverhältnis.) Als ich sie zu beruhigen suchte, indem ich ihr sagte, nicht der Großfürst Andreas allein, auch andere Mitglieder des Zarenhauses nähmen Anteil an ihrem Schicksal, sagte sie mit schmerzlicher Entrüstung: „Ach, überhaupt diese Familie — die ganze!“ und begann fast zu weinen . . .“

„Generalin Hesse, die Witwe des früheren Palast-Kommandanten des Zaren, war wiederholt bei uns zu Besuch. Eines schönen Tages suchte sie die Kranke, die von der Generalin im allgemeinen abgelehnt wurde, allein auf und legte ihr eine Reihe von Fragen vor, die sie nicht beantworten konnte. Schließlich stellte sie ihr die Frage: „Wer ist Conrad?“ (bzw. Konrad), worauf die Kranke, statt zu antworten, lächelnd das Gleiten der Hände über die Klaviatur nachahmte.

Die Generalin machte aus ihrer Verblüffung hierüber dem Herzog und seiner Familie gegenüber kein Hehl. Sie sagte: „Nun, heute hat mich Ihre Kranke wirklich in Erstaunen versetzt! Denn den Klavierspieler Conrad haben selbst bei Hofe nur die allerwenigsten gekannt, sein Name

ist kaum genannt worden. Er hat seinerzeit den Prinzessinnen Klavierstunden gegeben. Auch ich hätte kaum etwas von dieser unscheinbaren Persönlichkeit erfahren, wenn nicht die Zarin angeordnet hätte, daß er auch meiner Tochter Stunden zu geben habe.“

*

„Am 17. 4. habe ich dem Großfürsten Andreas folgendes berichtet: . . . Gestern hat unsere Kranke den (orthodoxen) Gottesdienst in unserer Hauskirche besuchen wollen, sie ist bis zum Ende der Vesper stehengeblieben, obwohl wir ihr mehrmals vorschlugen, sich zu setzen, obwohl das bei uns Orthodoxen im Gegensatz zu den Katholiken nicht üblich ist. Später sagte sie mir, es sei ihr schwer, dem Gottesdienst zu folgen, da sie im Laufe dieser Jahre nur ein einziges Mal in der (orthodoxen) Kirche gewesen sei, und zwar für eine halbe Stunde, als ihr Arm bereits erkrankt war. Sie habe sich den Kirchengang ganz abgewöhnt. Als ich ihr in der Kirche gesagt hatte, sie solle sich nicht anstrengen und sich lieber nieder setzen, antwortete sie fest: „Nein, ich will nicht! Zu Hause war es auch so . . .“ Ich sagte, helfend: „So streng?“ — „Ja, ja“, sagte sie, „gerade.“ — „Nun,“ sagte ich, „das weiß ich, aber trotzdem müssen Sie sich nicht ermüden . . .“ Dann sagte sie nach einer Weile: „Ja, mir ist das wirklich schwer, aber gerade deswegen will ich mich nicht setzen; es gehört sich so . . .“ Augenscheinlich ist es eine Art Buße, die sie sich auferlegt hat. In der ersten Zeit war sie ja ,im Konflikt mit dem lieben Gott‘, jetzt scheint sich ihr Herz zu erweichen, und die Augen leuchten dabei von innerem Licht. Ich bilde mir das keineswegs ein; es ist dem ganzen Hause aufgefallen.

„Die Kranke hat dann später zum Osterfeste gebeichtet und das heilige Abendmahl genommen, und unser hochgebildeter und kritischer Geistlicher sagte mir nach der Beichte, sie sei zweifellos orthodoxer Religion. Er hatte einige kleine Züge im Verhalten der Kranken beobachtet, die den Stempel der

im Hause des Zaren üblichen schlichten, sagen wir bäuerischen Handhabung des Ritus trugen. Die Osterfeier selbst machte sie, wie erlöst, in durchaus heiterer Stimmung mit. Sie blieb während des ganzen langen Nachtgottesdienstes in der Kirche, und ließ sich sogar überreden, das übliche Souper nach dem Gottesdienst mit meiner Familie einzunehmen — trotz der Anwesenheit einer Anzahl ihr fremder Personen, was sie sonst stets peinlich vermeidet.“

PROF. DR. OSTY

„Am 28. Juni ist Professor Osty aus Paris eingetroffen, den mir der Großfürst als einen Mann von großem wissenschaftlichem Ruf auf dem hochinteressanten Gebiete der Metaphysik empfiehlt. Er soll auf den ausdrücklichen Wunsch des Großfürsten hin die Kranke in Behandlung nehmen, deren Ergebnis die Wiederherstellung ihres erkrankten Gedächtnisvermögens sein soll. Sein heutiger Versuch, sie zu hypnotisieren, schlug fehl, was doch erstaunlich ist. Dr. Osty ist als Hypnotiseur sehr berühmt. Wir werden die Ergebnisse protokollarisch niederlegen*.

Dr. Osty erzählte mir von medialen Versuchen, die er mit Gegenständen aus dem Besitze des Großfürsten einerseits und aus dem der Frau Tschaikowski andererseits unternommen habe. Das Ergebnis sei unabweislich gewesen, daß die beiden ein und dieselbe Person sein müßten.

Dr. Osty hatte sich in Paris für unterwegs als Reiselektüre die neueste Nummer der ‚Illustration‘ gekauft und mitgebracht, die einen Artikel des Herrn Gilliard enthielt. Zur Illustration dieses Artikels hatte Herr Gilliard Aufnahmen der Zarentöchter veröffentlicht, auf denen sie alle geschorene Köpfe hatten (die Zarenkinder wurden während der Masernerkrankung geschoren). Eines dieser Bilder stellte die Prin-

* Vgl. den Bericht Seite 254.

zessinnen stehend in ganzer Gestalt dar. Als nun das Gespräch, das Prof. Osty mit Frau Tschaikowski führte, auf die Aufnahmen kam, auf denen die Prinzessinnen alle glatt geschoren sind, schickte Dr. Osty seinen Begleiter aus dem Zimmer, um die Nummer zu holen. Inzwischen fragte er Frau Tschaikowski, wo diese Aufnahmen denn gemacht worden seien. Er war fest davon überzeugt, als Antwort zu hören: In Zarskoje Selo oder in Peterhof. Er war aber sehr erstaunt, als sie ganz spontan folgende Antwort gab: „Im Garten.“ Als dann die Nummer hereingebracht wurde, sahen die Anwesenden, daß jene der Aufnahmen, wo die Kinder in voller Figur zu sehen sind, tatsächlich im Garten aufgenommen worden ist, worauf aber bis zu dieser Bemerkung der Kranken niemand geachtet hatte. (Daß eine Gartenaufnahme mit geschorenen Köpfen gemacht worden sein könne, war doch überhaupt kaum vorauszusetzen!)“

Der Herzog von Leuchtenberg hat, wie er dem Herausgeber hierzu berichtet, durch den Großfürsten Andreas Herrn Gilliard fragen lassen, ob er, als er in Berlin war, der Kranken dieses Bild schon gezeigt habe. Herr Gilliard schwieg auf eine zweimalige Anfrage. Erst im März 1928, als der Herzog von Leuchtenberg in der Schweiz war, stellte er persönlich Herrn Gilliard die Frage. Herr Gilliard verneinte es, er habe das Bild der Kranken nicht gezeigt, weil der Gesandte Zahle das nicht gewünscht habe.

Das Protokoll über dieses Erlebnis ist von Dr. E. Osty, Comte E. Toytot, M. de Baumgarten und Herzog G. von Leuchtenberg unterzeichnet. Dieser meinte hierzu :

„Woher konnte Frau Tschaikowski vom Garten überhaupt was wissen, und daß eine Aufnahme im Garten gemacht worden ist, es sei denn, daß sie selbst bei der Aufnahme zugegen gewesen ist? Selbst die Möglichkeit einer Suggestion ist schon deshalb ausgeschlossen, weil Graf Toytot abwesend war, Osty an Zarskoje Selo dachte und Fr. Baumgarten sowie der Herzog

sich der Tatsache einer Gartenaufnahme gar nicht bewußt waren und an die im Zimmer aufgenommenen Brustbilder mit geschorenen Köpfen dachten, die ihnen bekannt waren.“

KOSTRITZKI

Der Zahnarzt der kaiserlichen Familie, wie der Herzog dem Herausgeber erzählt hat, Kostritzki, der jetzt in Paris lebt, ist wiederholt ersucht worden, nach Schloß Seeon zu kommen und persönlich die Kranke zu untersuchen. Da Herr Kostritzki sich aber nicht bereit erklärte, nach Seeon zu fahren, hat der Herzog von Leuchtenberg genaue Gipsabdrücke des Ober- und Unterkiefers seines Schützlings nach Paris mitgenommen und Kostritzki gebeten, diese zu besichtigen und zu diesem Zweck zu ihm zu kommen. Obwohl Herr Kostritzki dies versprach — kam er nicht. Hierauf ging die Gräfin Mussin-Puschkin zu Herrn Kostritzki. Herr Kostritzki hatte ja immer behauptet, besondere Merkmale am Gebiß der Großfürstin zu kennen. Inzwischen hatte Hofzahnarzt L. in München (der dort die Kranke zahnärztlich behandelt hatte), den Herzog von Leuchtenberg auf ein sehr wichtiges degeneratives Merkmal am Unterkiefer aufmerksam gemacht, das wohl keinem Zahnarzt entgehen kann. Bei der Vorlegung dieses Abdruckes hat nun der Zahnarzt Kostritzki mit keinem einzigen Worte dieses Merkmal an dem Abguß hervorgehoben, wohl aber im allgemeinen geäußert, das Gebiß zeige degenerative Merkmale. Falls dieses Merkmal gegen die Identität der Frau T. mit Großfürstin Anastasia zu verwenden gewesen wäre, so hätte Herr Kostritzki dies doch wohl unbedingt getan. Denn wenn an einem Kiefer ein Zahn zuviel oder zuwenig auf angeborener Basis vorhanden ist, so muß das für jeden Zahnarzt von großer Bedeutung sein. Im übrigen äußerte Kostritzki bloß: „Wie sollte ich wohl die Zähne in

einem solchen Zustande gelassen haben.“ So berichtete die Gräfin dem Herzog. Nun — der Zustand der Zähne mag sich in den zehn Jahren mit ihren Erlebnissen wohl verändert haben.

MISS LAVINGTONS BERICHT

Miß F. Lavington, Erzieherin der Enkelkinder des Herzogs von Leuchtenberg berichtet über das folgende Erlebnis:

„Am 5. November 1927 erhielt ich auf Schloß Seon einen Brief meiner Schwester Ruth, mit zwei großen illustrierten Zeitungsblättern aus der ‚New York Tribune‘ vom 23. Oktober in Tiefdruck. Sie enthielten treffliche Wiedergaben von Photographien der Privatzimmer des verstorbenen Zaren in Zarskoje Selo, Peterhof und Livadia. Die Sowjetregierung überwacht diese Paläste, und diese Photographien sollen unter sehr schwierigen Umständen von einem gewissen H. Neumann aufgenommen worden sein. Auf dem ersten Blatte steht: ‚Die ersten unzensurierten Bilder aus Sowjetrußland‘. Meine Schwester bat mich, diese Photos der Frau Tschaikowski zu übergeben. In der Absicht, die Kranke zu schonen, die so leicht in große Erregung gerät, und zugleich, um sie zu prüfen, nahmen wir die Photographien aus Livadia, das als Sowjet-Sanatorium eingerichtet ist, und schnitten sorgfältig alles weg, was Text war und irgendwie hätte helfen können, die Bilder zu erkennen. Ich nahm sechs von den besten, die nummeriert waren, um später keinen Irrtum aufkommen zu lassen, und bat die Kranke, sich diese Bilder anzusehen.

Ich stellte eins davon, eine ziemlich unklare Aufnahme von des Zaren Badezimmer und Schwimmbassin, vor sie hin und fragte, was es vorstelle. Sie nahm das Bild, vorerst ganz gleichgültig; aber nach wenigen Augenblicken rief sie in größter Überraschung: „Das ist meines Vaters Badezimmer!“ Als sie dann die anderen Bilder sah, vom kaiserlichen Arbeitszimmer,

den Schlafzimmern, dem Boudoir, dem Musikzimmer und dem Spielzimmer der Kinder, wurde sie sehr aufgeregt und rief mit verzweifelter Stimme: „Aber das sind doch unsere Zimmer!“ Sie entfernte sich rasch in ihr Zimmer, mit gesenktem Kopfe, augenscheinlich in großer Erregung. Nach einigen Minuten klopfte ich an ihre Türe und erhielt die Erlaubnis einzutreten. Die Kranke stand sehr rot und erregt mitten in ihrem Zimmer, und ehe ich eine Frage stellen konnte, fragte sie mich im Tone größter Mißbilligung: „Wie können diese Bilder in diese Zeitung gekommen sein?“ Sie wiederholte diese Worte mehrere Male, woraus ich entnahm, daß sie verzweifelt darüber war, daß die Privatzimmer in einer Zeitung veröffentlicht worden seien. Auf meine Antwort, daß um Geld leider alles zu kaufen sei, gab sie dies traurig zu.

Nach einer kurzen Betrachtung erzählte sie mir dann mit großer Sicherheit, wo und was diese Zimmer seien. Ein Zimmer bezeichnete sie z. B. als in Zarskoje Selo befindlich, während die Zeitschrift es als im Winterpalais befindlich angab. Wir haben später erfahren, daß sich dieses Zimmer tatsächlich in Zarskoje Selo befindet und daß die Zeitschrift sich geirrt hat. Bei der Betrachtung eines anderen Schlafzimmers sagte sie sehr rasch: „Dies war meines Bruders Zimmer,“ und als ich ihr zeigte, daß auf diesem Bilde zwei Betten zu sehen seien, wurde sie ganz unglücklich und sagte: „Aber es ist doch meines Bruders Zimmer, und auch die Zimmertapete ist dieselbe.“ Einstweilen gibt es wohl kaum eine Möglichkeit, diese Bemerkung zu kontrollieren, aber es ist immerhin denkbar, daß die Sowjetregierung dieses Zimmer anders eingerichtet hat.

Als sie eine Photographie des Arbeitstisches des Zaren betrachtete, erkannte sie den Tisch sofort und sagte, indem sie auf die eingerahmte Photographie einer nicht festzustellenden Dame zeigte: „Das ist meines Vaters Mutter.“ Auf einer

anderen Abbildung zeigte sie auf ein Bild an der Wand und sagte: „Das ist mein Bruder,“ und es erwies sich bei näherer Betrachtung tatsächlich als das Bild eines kleinen Knaben in Matrosentracht. Die Photographie ist aber so undeutlich und dunkel, daß nur gute Kenntnis dieser Zimmer eine derartige Feststellung ermöglichen konnte.

Erstaunlich war ihre Bemerkung über einen gewissen großen Saal, wahrscheinlich in Livadia, in der Krim, denn sie betrachtete das Bild und sagte: „Oh, dies ist zu groß; die Zimmer in Livadia waren nicht so groß. Es gab da auch ein kleines Zimmer, das sich dahinein öffnete“. Dann sagte sie nach eingehender Besichtigung: „Es ist doch zu groß, wir hatten dort keine so großen Zimmer.“ Sie sagte dieses ganz ruhig, als ob sie eine ihr sehr genau bekannte Szenerie wiedererlebe, genau so bekannt wie ihre jetzige Umgebung. Beim Anblicke eines großen, prunkvollen Saales suchte sie vergeblich, sich des Namens dieses Zimmers zu erinnern, indem sie die Hände an die Stirn preßte. Sie war ganz unglücklich wegen der Rutschbahn des Zarewitsch, fand den Namen aber nicht. Dieses Zimmer muß augenscheinlich einen besonderen Namen gehabt haben.

Auf einer anderen Photographie von der Rutschbahn des Zarewitsch, sieht man anscheinend einen großen Spiegel, der in die Wand eingelassen ist und eine Zimmerflucht sehen läßt. Frau Tschaikowski korrigierte mich aber, es sei eine Tür, die sich auf eine lange Flucht von Kinderzimmern öffne; und tatsächlich mußte ich zugeben, daß sie recht hatte, trotz ihrer schlechten Augen.

Sie saß anfangs vor diesen Photographien in großer Bewegung, in der sie ihren schmerzlich erregten Gefühlen Ausdruck zu geben versuchte. Dann nahm sie einen um den anderen Zeitungsausschnitt mit großer Sorgfalt auf und vertiefte sich in ihn in einem Zustande wortloser Zerstretheit, als erlebe sie traumhaft eine schöne Vergangenheit wieder.“

AUS DEM TAGEBUCH
DES FRÄULEIN VERA VON KLEMENZ

Fräulein Vera von Klemenz war im Sommer 1927 Gast im Herzoglich Leuchtenbergschen Hause und hatte Gelegenheit, die Kranke zu beobachten und kennenzulernen. Es folgen hier einige Aufzeichnungen, die Fräulein von Klemenz, in Gemeinschaft mit Fräulein von Baumgarten, festgehalten hat:

14. Juni 1927. Am 8. Juni kam ich zum erstenmal mit der Kranken zusammen, und da ich gehört hatte, daß sie Musik sehr liebe, fragte ich sie, ob ich ihr etwas vorspielen dürfe. Freudig willigte sie ein, und von diesem Tage an mußte ich ihr jeden Tag vorspielen. In dieser Zeit schloß sie sich sichtbar an mich und unterhielt sich offen und freundlich mit mir. Heute stand sie am Fenster und blickte lange auf den See hinaus. Dann sagte sie: „Ich liebe das Wasser so sehr, weil das erinnert an Finnland.“ Ich habe den Eindruck, daß sie sich sehr schwer konzentrieren kann, denn sie machte folgende Bemerkung: „Ich liebe Musik so sehr, aber meine Gedanken stören mich und dann höre ich nichts.“ Sie liebt die Oper „Eugen Onegin“* sehr. Sie bemerkte, daß sie zu Hause viel Tschaikowski gespielt hätten. Auch liebt sie, wenn man ihr Walzer vorspielt, und sagt dann immer: „Ich habe so sehr gerne getanzt.“

15. Juni. Heute spielte ich ihr einen Marsch vor. Als ich ihn beendet hatte, sagte sie: „Die russischen Märsche sind schöner. Ich möchte sie wiederhören. Ist hier nicht Husarenmarsch?“ Ich fand eine Sammlung der Märsche aller russischen Garderegimenter. Bevor ich ihr noch sagen konnte, was das für ein Buch sei, rief sie freudig: „Das kenne ich. Das war zu Hause.“ Ich sagte, ich hoffte in diesem Buch einen Husarenmarsch zu finden, doch antwortete sie mir voller Bestimmtheit: „In diesem Heft sind Märsche von unseren allen Regi-

* Das war die Lieblingsoper des Zaren (aus dem Tagebuch des Zaren).

mentern.“ Während ich ihr vorspielte, wiederholte sie immer wieder: „Es ist so schön, aber macht mich so traurig,“ worauf ich meinte, daß es wohl besser wäre, wenn ich aufhörte. Doch das wollte sie wieder nicht und sagte: „Aber ich liebe es doch.“

17. Juni. Heute sagte sie zu mir, daß sie so große Lust habe, wieder Klavier zu spielen, doch habe sie alle Noten vergessen. Ich bot ihr an, mit ihr zu üben, worauf sie erfreut zusagte.

23. Juni. Wir fingen an, Musik zu treiben, doch da sie die Noten alle vergessen hatte, spielte ich ihr das Kinderliedchen vom ‚Tschishik‘ vor und schlug ihr vor, es zu wiederholen. Sie lachte fröhlich und sagte: „Das kenne ich sehr gut.“ Im ersten Moment machte es ihr Schwierigkeit. Ich hatte den Eindruck, daß sie schlecht sieht und die einzelnen Tasten gar nicht unterscheiden kann. Doch plötzlich wiederholte sie das Liedchen frei nach ihrem Gehör. Sie ist sehr traurig, so vieles vergessen zu haben, und sagte: „Ich habe das immer gern gehabt. Ich habe zu Hause Musik studiert und Noten geschrieben.“

24. Juni. Allmählich spielt sie immer besser, und dabei habe ich bemerkt, daß, wenn sie sich Mühe gibt, sie überhaupt nicht imstande ist, die Finger richtig auf die Tasten zu setzen, doch wenn sie ganz automatisch, ohne viel nachzudenken, spielt, geht es sehr gut, und es ist ganz klar zu sehen, daß sie früher Klavier gespielt hat.

19. Juni. Ich fragte sie heute, ob sie früher auch gesungen habe, doch meinte sie, daß sie es nie richtig verstanden habe. Am besten habe ihre Schwester Tatjana gesungen, die die schönste Stimme von ihnen gehabt habe. Dann versank sie in Gedanken, und es war zu sehen, daß sie in ihren Erinnerungen suchte. Dann sagte sie: „Ich habe so geliebt meine Schwester Olga, so sehr geliebt, fast mehr als meine Mutter.“ Als ich mich heute von ihr verabschiedete, verabschiedete sie sich von mir in russischer Sprache: „Do Swidanja!“

20. Juni. Sie sah meinen Heiland am Kreuze und sagte, sie habe ein ähnliches Kreuz aus dem Kreml gehabt.

21. Juni. Heute sprach sie viel darüber, wie sehr sie Uniformen liebe; es mache sie traurig, daß sie niemals mehr Uniformen, sondern nur Zivil zu sehen bekomme.

25. Juni. Sie sagt, ihre Mutter habe ungern Fleisch gegessen, eigentlich fast nie.

26. Juni. In der Ferne wurde heute geschossen. Sie sagte ganz erschreckt: „Ich kann kein Schießen mehr hören, ich denke, man kommt mich töten . . .“

27. Juni. Heute zeigte ich ihr die Photographie des Großen Palais in Peterhof. Sie sagte: „Wir haben nicht in diesem gewohnt, wenn wir dort waren. Wir wohnten im Kleinen, und in diesem wohnten die Menschen, die uns besuchten. (Der Herzog meinte, es stimme: Das ‚Kleine‘, Alexandria, sei viel zu klein gewesen, um Gäste zu beherbergen.)

28. Juni. Heute sprach sie von Finnland und erzählte von den Picknicks, die sie dort gemacht haben, und daß sie dann Kartoffeln im Walde buken.

29. Juni. Sie erkannte das Notenheft, das ich zum Üben mitbrachte: „Das ist Schule! Ich bin wie Kind geworden.“

4. Juli. Als wir eine Autofahrt machten und durch Wiesen und Wälder fuhren, zeigte sie auf die Landschaft und sagte: „Ich liebe das, weil das ist ganz russisch.“

5. Juli. Heute erzählte sie wieder viel aus ihrer Kindheit, erzählte, daß sie mit ihrer Schwester Olga oft vierhändig gespielt und daß sie viel englische Bücher gelesen habe; doch französische Romane zu lesen, war ihnen verboten.

6. Juli. Heute sprach sie von der Zeit ihrer Gefangenschaft in Sibirien. Sie sagte: „Wir wußten, daß Offiziere sind gekommen nach Sibirien für uns (um uns zu retten). Aber jemand hat eine ‚schlechte Sache‘ gemacht und alles verdorben.“

7. Juli. „Als wir in Tobolsk waren, haben wir alle kleine Geschenke gemacht für Weihnachten, auch Mama.“

8. Juli. „Ich möchte wohnen ganz nahe an der russischen Grenze, um näher an Rußland sein. Ich liebe nicht Berge,

weil ich kann dann nicht weit sehn. Ich muß weit sehn, denn ich denke dann — dort ist Rußland.“

11. Juli. Heute erzählte sie von der Yacht ‚Standard‘: „Ich habe auf dem Schiff gelernt zu tanzen.“ Auch von der Großmutter sprach sie heute und erzählte, daß sie mit ihr immer englisch gesprochen habe.

14. Juli. Heute beklagte sie sich bei mir über ihren Personalausweis, den die Berliner Polizei ihr ausgestellt hat: „Es ist komisch, auf meinem Paß ist geschrieben, daß ich geboren bin in Zarskoje Selo und ich bin doch in Peterhof geboren.“

16. Juli. „Zu Hause haben wir alle unseren kleinen Garten gehabt, und wenn gefangen waren, haben wir dort was zu essen gehabt.“

17. Juli. „Das schönste ist, im Schlitten fahren, das haben wir alle so geliebt und viel gemacht: In kleinem Schlitten vom Berg und oft in Schnee gefallen; und mein Vater auch. Mein Vater liebte, mit Schnee zu tun. Ich möchte nicht in Frankreich und Italien leben: es ist noch weiter von Rußland! Ich möchte sterben. Ist zu schwer. Oder wieder Kind sein und das feste Glauben haben, das ich hatte. Ich habe so fest geglaubt, wie unsere ganze Familie — jetzt kann ich nicht mehr so fest glauben.“

18. Juli. „Ich möchte nur einmal noch alles sehen, unsere Zimmer und alles, und dann sterben; das ist so schrecklich, daß ich die Photographien von unseren Zimmern nicht habe, alles weg.“

Während dieser Zeit (vom 23. Juni bis zum 17. Juli) hat sie sich wieder der Noten erinnert, sieht sie gut und dechiffriert sie sehr leicht: Sie ist sehr musikalisch und verfügt über einen guten Rhythmus. Mir ist vollkommen klar, daß sie hat spielen können. Leider kann sie nur mit der rechten Hand spielen, da die Finger der linken Hand nicht funktionieren, und der Arm sich im Ellenbogen nicht biegt.

19. Juli. „Unsere Krim ist so wunderschön, viel schöner als Lugano. — Olga war lustig nur wenn sie Kind war, später hat sie selten gelacht.“

20. Juli. Sie sprach davon, was sie ärgern könne: „Ich glaube, ich bekomme Charakter von meiner Großmutter. Sie konnte sich sehr ärgern, besonders wenn sie jung war.“

23. Juli. „Wir machten viele dumme Sachen und Tante Olga machte immer diese dummen Sachen alle mit uns . . .“

„Wenn ich Fieber habe, ist mein Kopf besser und meine Gedanken klarer. Wenn ich operiert wurde unter Narkose, war ich zu Hause; dann habe ich eine lange weiße Straße gesehen und auf dieser Straße saßen alle. Meine Mutter, Vater und Schwestern, alle in Weiß; und auch Großmutter war da, aber in Schwarz. Und ich war so glücklich . . . Und dann wurden sie immer weiter und weiter, und wann ich aufwachte, war alles weg, und ich habe geweint und meine Mutter gerufen . . .“

Sie zeigte mir die Photographien des Zaren und der Zarin mit den Kindern: „Das ist mein Leben, wenn ich schwere Stunden habe, nehme ich das und sehe an . . .“

24. Juli. Sie kennt das Spiel ‚Kreuzlein und Nullen‘; „wir haben gespielt nicht auf Papier, weil man muß abwischen, aber auf eine schwarze Sache“ — sie wies auf das in der Zimmerecke stehende Schulbrett — offensichtlich meinte sie eine Schiefertafel.

25. Juli. Sie erzählte, man habe sich zu Hause viel mit Spiritismus beschäftigt. Ein Mann, ein Mönch, habe alles Schreckliche vorausgesagt, was sich später ereignet habe.

26. Juli. Sie freut sich, wenn sie schwarze Johannisbeeren sieht: „Ich liebe nicht nur essen das, ich liebe riechen, weil das erinnert nach Hause, ist wie zu Hause. Ich liebe jetzt viele Sachen, nur weil sie russisch sind, wie zu Hause war.“

27. Juli. Sie erzählte, sie hätten alle photographische Apparate besessen, als sie Kinder waren. Als sie noch klein war,

habe sie einen besonderen kleinen Apparat gehabt, womit man leicht habe Aufnahmen machen können.

28. Juli. „Zum Geburtstag hatten wir immer einen schönen Geburtstagstisch mit Blumen und Geschenken. Das war immer zum ersten Frühstück, und ich war immer sehr neugierig, das zu sehen. Ich liebe sehr, ein Geburtstagstisch machen.“

30. Juli. „Mama war sehr pünktlich; bei ihr war alles nach der Uhr, und wir machten auch alles nach der Uhr.“

Spricht sie von der Vergangenheit oder von ihrer Kindheit, so sagt sie stets ‚wir‘, sonst aber sagt sie ‚ich‘.

1. August. Heute brachte ich ihr Reizker (Pilze) und fragte sie, ob sie diesen Pilz kenne? Lange blickte sie sie an, wobei sie ihr Gedächtnis sichtlich anstrengte: „Legt man das nicht in Salz? — Ich glaube, wir haben das gegessen, wenn man kein Fleisch ißt, vor Ostern; ich habe dieses Essen sehr geliebt.“ (Gemeint sind die gesalzenen Pilze, die die Russen während der Fasten zu essen pflegten.)

2. August. „Ich bin so glücklich, wenn ich Blumen in meinem Zimmer habe. Wir haben zu Hause immer soviel Blumen gehabt; ich bin gewöhnt, sie zu haben, und wenn ich keine habe, ist das für mich richtig schwer. Meine Mutter liebte besonders Frühlingsblumen, und ich liebe sie auch mehr als alle anderen Blumen. Ich liebe Frühling.“

2. August. Heute spielte ich mit ihr russische Lieder; sie war sehr erfreut, als sie die Volkslieder ‚Po Ulize mostowoj‘ und ‚Ach wy Sseni moi Sseni‘ hörte. „Ich konnte alle diese Lieder, ich liebe sie.“ Als ich das ‚Wolga‘-Lied anstimmte, fing sie an zu weinen. Ich wollte mit dem Spiel aufhören, sie aber sagte: „Bitte, bitte, noch einmal: ich bin zu Hause, wenn ich diese Lieder höre.“

4. August. Als ich heute russische Lieder vorspielte und die Vermutung aussprach, sie habe sie wohl schon von Russen in Berlin gehört, sagte sie: „Nein, nein, in Berlin nicht! Ich habe diese Lieder zu Hause gehört, deshalb liebe ich sie

zu hören: wir haben sie gesungen, meine Schwestern und ich! Wir haben viel gemacht — gesungen, gespielt und auch getanzt, auch russische Tanz getanzt. Ich liebte so sehr tanzen. Wissen Sie, daß meine Großmutter hat auch sehr geliebt zu tanzen?“

5. August. Als ich ihr heute Veilchen brachte aus dem Walde, sagte sie, ihre Mutter habe sie sehr gerne gehabt.

6. August. Sie hat tatsächlich vergessen, in welchem Monate und an welchem Datum Weihnachten und Neujahr sind. Sie quälte sich ehrlich ab, ohne die Daten zu finden.

7. August. Sie erzählt, sie habe, als sie aus dem Irrenhaus herauskam, keinen Geruchssinn und keinen Geschmack mehr gehabt. Auch den Sinn vieler Worte habe sie vergessen gehabt: sie konnte wohl ein Wort wiederholen, wußte aber nicht, was es bedeute.

8. August. „Ich habe immer Parfüms furchtbar geliebt, auch als ich Kind war. Meine Schwestern liebten auch Parfüms, aber nicht so wie ich; bei mir es ist wie eine Krankheit, und ich liebe sie auch jetzt. Ich liebte immer, meine Parfüms geben den Menschen, die ich liebte, meinen Freunden. Meine Mutter liebte auch Parfüms. Ich habe vergessen Namen von meinen Parfüm, aber ich erinnere mich, wie der Flakon war.“

Am meisten liebt sie Schnee. Wenn sie im Gespräch das Wort ‚Schnee‘ hört, da wechselt ihr Gesichtsausdruck, und sie spricht sofort davon, wie sehr sie ihn liebe.

10. August. „Sie wissen nicht, wie glücklich ich bin, wenn ich Photographien von meinem Vater, von Mutter oder Schwestern und Bruder sehe! Ich lebe nur, wenn ich diese Photographien sehe; deshalb möchte ich soviel wie möglich von ihnen haben.“

12. August. „Wenn Tante Olga bei uns war, und wenn es dunkel war — mein Bruder und ich, wir legten uns vor der Tür vor unserem Zimmer, wenn wir wußten, daß sie zu uns

kommt, damit sie fällt, wenn sie herein kommt. Das liebten wir sehr.“

Während wir sprachen, fing ich leise an, die Zarenhymne zu spielen. — Sie faßte mich bei der Hand und sagte: „Das sollen Sie nie spielen!“ Die übrigen Lieder aber bittet sie stets zu spielen.

13. August. „Möchte sosehr eine ganz kleine Wohnung haben, wo ich bei mir werde. Es ist so schrecklich, kein Platz auf der Erde zu haben, immer nur bei fremden Menschen sein! Wenn ich nicht im Krankenhause bin, dann bin ich auf der Straße; habe kein Platz, kein Zuhause mehr.“

14. August. „Tante Olga wußte, daß wir hinter der Tür liegen, aber sie machte, als ob sie nicht weiß, damit wir unsere Freude haben.“ (Vgl. 12. Aug.)

15. August. „Pilze suchen war immer meine Krankheit, ich liebte es sosehr.“

16. August. „Bei uns zu Hause war so schön im Park; es war wie ein Wald. Wenn es regnet und schlecht Wetter ist, liebte ich Kamin haben, Samowar auf dem Tisch und Tee trinken mit guten Sachen.“

18. August. Ich sagte ihr heute, ich hätte einen Brief von einer Dame erhalten, welche Fr. Tjutschewa gut kennt. (Fr. Tjutschewa war seinerzeit Erzieherin bei den kaiserlichen Prinzessinnen gewesen.) Dieser Name war bisher noch nie gefallen. Sie sprang auf mit den Worten: „Lebt es noch?“ und daraufhin sagte sie: „Sie war doch bei uns für uns, für Kinder; aber sie mußte fortgehen, hat nicht gut gemacht; ich war damals noch klein*.“

21. August. Als wir heute einen Walzer spielten, meinte sie: „Ich habe so geliebt tanzen; habe keinen großen Ball gemacht, jetzt ist alles weg.“

* Die Tjutschewa hat ihren Posten seinerzeit verloren, weil sie sich in Gegensatz zu Rasputin gesetzt hatte, berichtet Herr Gilliard in seinem Buche über „Nikolai II.“

Ich las ihr englisch aus einem bekannten Buche vor, wo der Name ‚Alice‘ oft vorkommt. Plötzlich hielt sie mich auf: „Alice, wen nannte man so? Ich kann mich nicht erinnern. . . . Ach ja, meine Großmutter.“ — „Welche Großmutter?“ fragte ich. — „Die Mutter meiner Mutter. Sie ist längst gestorben, noch vor der Hochzeit meiner Mutter, und war eine Tochter der Königin Viktoria.“

Die Kranke äußerte ihr Erstaunen darüber, daß es hier im Schlosse keine Schaukel gebe. Sie erinnerte sich, daß bei ihnen eine ganz sichere Schaukel gewesen sei. Sie suchte dann die Rutschbahn zu beschreiben, die bei ihnen im Kinderzimmer gestanden hat. Ich sagte ihr, ich hätte diese Rutschbahn gesehen, wenn ich zur Klavierbegleitung der Kaiserin ins Palais kam. Sie war sehr erstaunt: „Wie konnten Sie das sehen? Es war das doch bei uns oben!“ Als ich sagte, ich hätte dies Zimmer gesehen, wenn ich in das Zimmer der Prinzessin Orbeljani ging, die in derselben Etage wohnte, da mußte sie zugeben, daß ich tatsächlich die Rutschbahn gesehen haben könne.

*

Die charakteristische, den Stempel unmittelbarer Übersetzung aus einem Denken in englischer oder russischer Sprache tragende Sprechweise ist in diesem Tagebuch — im Gegensatz zu den weit umfassenderen Aufzeichnungen der Frau Harriet von Rathlef-Keilmann, die sonst ganz unlesbar geworden wären — von den beiden Damen nach Möglichkeit wiedergegeben und vom Herausgeber beibehalten worden. Herzog Georg von Leuchtenberg bestätigte diesem die Genauigkeit der Wiedergabe und ihren Charakter. So habe sie einmal von einem der Enkelkinder des Herzogs gesagt: „Dieses süße kleine Sache,“ die wörtliche Übersetzung des englischen „this sweet little thing.“ Auf die Frage des Herzogs, in welcher Sprache die Kranke denn zu denken pflege, habe sie nach kurzem Überlegen gesagt: „Ich glaube — englisch.“ — Die



Die Zarenkinder nach der Masernerkrankung
Olga, Anastasia, der Zarewitsch, Maria, Tatjana (Gegenstück zur ‚Gartenaufnahme‘)



Die Unbekannte (Frau Tschaikowski)



Darstellung der „Nachtausgabe“ der mit der Unbekannten angeblich identischen Landarbeiterin Schenk-Lowatsky

Erinnerungen seien übrigens bei der Kranken nie mit dem Charakter des Gewollten oder Gespielten zutage gekommen, sondern hätten sich immer zwanglos aus den Umständen, Beschäftigungen und Erlebnissen ergeben, wenngleich die Kranke am allgemeinen Leben des Schlosses wenig teilgenommen habe. Sie habe zumeist allein in ihrem Zimmer gegessen, und es sei bezeichnend, daß sie nie Wißbegier für Unterhaltungen anderer zeige, nie frage, außer ihr fehle ein Begriff für eine auf-tauchende Erinnerung, die sie zu haschen sucht. Ihre Nerven seien zwar im ländlichen Frieden von Secon allmählich besser geworden, doch hätten die Hausgenossen es nicht leicht mit ihr gehabt. Für die Launen und den Eigensinn, denen sie gelegentlich mit überraschender Hartnäckigkeit und einem mit ihrer hilflosen Lage scharf kontrastierenden Hochmut die Zügel schießen lasse, sei wohl eher als die Gesundheit — ihr Charakter verantwortlich zu machen. Jedenfalls habe dieser Fürsorge und Pflege erschwert, während ihre Lage doch ohnehin, dank ihrer elenden Gesundheit, ihrem Gemütszustand und ihrer Mittellosigkeit, gefährdet genug gewesen sei. Dazu seien dann die Machenschaften stiller Gegner gekommen, die gerade während ihres Aufenthalts auf Schloß Secon mit der Schanzkowsky-Erfindung hervorgetreten seien und Schritte unternommen hätten, sie nach Berlin und in ihre Hände zu bekommen. Die Einladung nach Amerika zu ihrer Kusine sei gerade ihrer Sicherheit wegen sehr willkommen gewesen. —

DIE SCHANZKOWSKY-SAGE

Im April 1927, knappe 1½ Wochen nach dem Abdruck meiner Aufzeichnungen in der Nachtausgabe, veröffentlichte diese plötzlich eine sensationelle ‚Entlarvung‘, in der sie behauptete, daß die Kranke auf Schloß Secon eine Betrügerin und in Wirklichkeit die bei der Polizei als vermißt registrierte

polnische Landarbeiterin Franziska Schanzkowsky sei. Diese Tatsache baute sie auf auf der Aussage einer gewissen Wingender, deren Mutter in Berlin N einen Messerschleifkeller besitzt und die behauptete, in den Bildern der Kranken die Polin Schanzkowsky erkannt zu haben, die noch im Jahre 1920 bei ihnen als Untermieterin gelebt habe. Diese Wingender behauptete auch, daß die als vermißt registrierte Schanzkowsky im Jahre 1922 im August bei ihnen wieder erschienen und drei Tage bei ihnen verblieben sei, wobei diese drei Tage sich mit den drei Tagen decken sollten, an denen die Kranke die Familie des Barons v. K. verlassen hatte. Es wurde also behauptet, daß in diesen drei Tagen die Kranke bei den Wingenders gewesen sein soll.

Mit der Zeugin Wingender schloß die ‚Nachtausgabe‘ folgenden, hier in Faksimile abgedruckten Vertrag ab, wonach die Zeugin für ihre Bemühungen M. 1500.— (!) bekommen sollte. Die Konfrontation auf Schloß Seeon fand auf Kosten der Zeitung statt, und der Herzog von Leuchtenberg, der Zeuge dieser Konfrontierung war, teilte mir mit, daß sie vollständig negativ verlaufen sei. Die Zeugin Wingender hat die Kranke, die zu Bett lag, wort- und fassungslos angestarrt, wie man nur einen fremden Menschen, den man zum erstenmal sieht, ansehen kann. Sie hat sie ganz augenscheinlich weder erkannt noch auch mit dem Vornamen Franziska angeredet.

*

Über die Konfrontation hat der Herzog von Leuchtenberg dem Herausgeber das folgende berichtet:

„Ich hatte nach Paris reisen müssen; doch wirkten die vorwärtsschreitenden Schanzkowsky-Enthüllungen gerade zu Anfang so verblüffend, daß ich mich für verpflichtet hielt, zwei Tage nach meiner Ankunft in Paris wieder heimzukehren, zumal Herr Zahle mir mitgeteilt hatte, daß eine

in der ‚Nachtausgabe‘ angestrebte Konfrontation der Kranken unerläßlich sei. Statt des nun ursprünglich angekündigten Chefredakteurs Schwarzer, den ich gern empfangen hätte, erschienen in Wirklichkeit als der Vertreter der Zeitung ein Dr. Lucke und mit ihm ein Privatdetektiv Knopf. In ihrer Begleitung befand sich ein Frl. Wingender, für die es bezeichnend war, daß sie sich der Ortspolizei gegenüber nicht einmal auszuweisen vermochte. Trotzdem fand am 5. April die Konfrontation mit ihr in Schloß Secon mit meiner Genehmigung und in meiner Gegenwart als einzigem Zeugen statt. Im Hinblick auf den überaus elenden Nerven- und Gesundheitszustand meines Schützlings hatte ich vorerst die Anwesenheit weiterer Zeugen abgelehnt, da doch in jenem Moment — so oder so — ein schwerer Schock für die Kranke befürchtet werden mußte. Die Konfrontation hat überhaupt nur wenige Minuten gedauert, da sich von vornherein auch nicht der leiseste Hinweis auf frühere Beziehungen zwischen der Wingender und der Kranken aus deren beider Verhalten ergab, was ich als einziger Zeuge der beiden Frauen bezeuge. Die Kranke, die sich an diesem Tage vollends nicht wohl fühlte und das Bett hüten mußte, wußte nichts mit dem fremden Besuch anzufangen und hatte für deren ihr unverständliches Erscheinen in ihrem Zimmer nichts als — unverfälschtes und sehr verständliches Erstaunen. Da ihr die fremde Person unheimlich, auch unsympathisch war, sagte sie: „Bitte, das soll hinausgehen!“ Und wiederholte diese Worte, als es nicht gleich geschah, worauf die Wingender bezeichnenderweise denn auch anstandslos das Zimmer verließ. Nicht viel anders ging es bei dem Besuche Knopfs her, dessen ihr offenbar ganz unverständliche Mitteilungen über Grüße der Familie Schanzkowsky die Kranke mit schweigender Verwunderung beantwortete. Zu guter Letzt sind die Besucher noch einmal, ohne mich als Zeugen, im Zimmer der Kranken gewesen, wozu diese sich auf meine Bitten bereit-

erklärt hatte — elend wie sie war. Selbst Knopf bezeichnete sie nachher uns gegenüber treffend als ein ‚Häuflein Elend‘. Auch diese Konfrontation brachte kein anderes Ergebnis. Sie hat auch kaum länger als zwei Minuten gedauert. Die Kranke war durch das Auftreten der fremden, ihr offenbar unheimlichen Menschen zwar erregt, wie stets bei fremdem Besuch, hatte aber nichts begriffen. Ich hatte Mühe, ihr die Angelegenheit mit einem Schein von Wahrscheinlichkeit plausibel zu machen. Im wesentlichen war sie enttäuscht, denn ich hatte die Herrschaften als Bekannte angekündigt, auf die sie sich mit Bereitwilligkeit eingerichtet hatte. Ich muß gestehen, daß gerade diese Konfrontation, die den ausschlaggebenden Schlußeffekt in der scheinbar so massiven Beweisführung der ‚Nachtausgabe‘ bilden sollte, in mir das unabweisliche Gefühl weckte, daß hier etwas von Grund aus nicht stimmen müsse.“

*

Was die drei Tage anbelangt, die die Kranke außerhalb der Familie des Barons v. K. verbracht hat, ist nun folgendes festzustellen:

Die Kranke war tatsächlich von der Familie K. wegelaufen, und zwar aus Gründen, die mir und dem Herzog von Leuchtenberg bekannt sind und auf die ich hier öffentlich nicht eingehen möchte. Im ganzen ist sie viermal von der Familie K. weggelaufen und immer wieder zurückgeholt worden. Nun steht aber fest, daß Baronin v. K. eigenhändig an die Polizei in Berlin ein Schreiben gerichtet hat, welches sich in den Polizeiakten befindet, in dem sie der Polizei mitteilt, daß das ihr durch das Polizeiamt Reinickendorf am 22. Mai aus der Irrenanstalt übergebene ‚Fräulein Unbekannt‘ am 12. August 1922 die Wohnung verlassen habe und sich bei Fräulein Peuthert, Schumannstr. 1, aufhalte . . . Die Baronin K. bittet die Polizei in dem Brief, die Dame zu zwingen, von der

Peuthert wegzugehen und zurückzukehren, da nur sie das Recht habe, die Kranke zu beherbergen.

Über diesen Brief ist in der ‚Nachtausgabe‘ kein Wort gesprochen worden, und somit werden die Aussagen der Wingerder vollständig wertlos. Erstaunlicherweise hat sich die ‚Nachtausgabe‘ nie die Mühe genommen, die Frau Peuthert zu befragen, statt dessen aber angegeben, diese sei seit Anfang 1926 verschollen. In Wahrheit ist sie zwar umgezogen, hat aber Berlin nie verlassen und konnte ohne weiteres durch das Wohnungsamt ermittelt werden. Sie bezeugte, daß die Kranke in den fraglichen drei Tagen bei ihr gewohnt hat.

*

Zweitens berief sich die ‚Nachtausgabe‘ bei ihrer Enthüllung auf das Gutachten eines Prof. Bischoff* in der Schweiz. Dieses Gutachten erfolgte im Auftrage des Großherzogs von Hessen und stützte sich auf ein Bildermaterial, das Herr Gilliard aus seinem Besitz zu dem Zweck eingereicht hatte. Das Gutachten fiel negativ aus. Das angebliche Bild der Großfürstin Anastasia, das zum Vergleich neben Bildern der Kranken abgebildet worden war, und auf Grund dessen die Messungen negativ verlaufen waren, stellte einen glattgeschorenen Mädchen-

* Bischoffs Messungen betreffend stellt Großfürst Andreas in einem Schreiben an den Herzog von L. zur Erwägung, daß der Vergleich zwischen der 16jährigen Großfürstin und der 25jährigen Frau Tschaikowski an sich hinfällig sei: Die Messungen hätten nur Wert gehabt, wenn sie an gleichaltrigen Personen vorgenommen worden wären. Auch gibt eigentlich nur der Fingerabdruck zuverlässige Erkennungsmöglichkeit. Schon die Schädelvermessungen am lebendigen Menschen geben fragliche Resultate, weil diese sich bei der kleinsten Neigung der Instrumente erheblich ändern. Infolgedessen gelten Schädelmessungen nur als ergänzendes Kriterium. Solche Messungen an Photographien vornehmen zu wollen, ist ein Absurdum, vollends, wenn die Authentizität der Photographien so zweifelhaft ist wie in diesem Falle, wo selbst Gegner der Kranken, wie Fürst Felix Jussupoff, den Bischoff von Herrn Gilliard vorgelegten kahlen Kopf — ohne zu zaudern — für den der Großfürstin Olga erklären. (Anm. d. Herausg.)

kopfdar. Der Herzog von Leuchtenberg, dem dieses Bild auf-
fiel, schrieb mir, daß es keinesfalls das Bild der Großfürstin
Anastasia sei, sondern seiner Meinung nach die Großfürstin
Olga, die älteste Schwester, darstelle. Dasselbe behauptete am
25. Mai der Fürst Felix Jussupoff, dem ich persönlich dieses
Bild vorlegte. Er bestritt es aufs allerentschiedenste, daß das
glattgeschorene Mädchen die Großfürstin Anastasia sei, und
behauptete, es sei niemand anders als die Großfürstin Olga.
Diese Erklärung gab Fürst Jussupoff auch dem dänischen Ge-
sandten, Exzellenz Zahle. Der Herzog von Leuchtenberg
schrieb mir außerdem, daß die Witwe des ehemaligen Palast-
kommandanten des Zaren, Generaladjutanten von Hesse,
außerdem Frau Barbara Kotschubey, denen er das Bild ge-
zeigt habe, erklärt hätten, es sei die Großfürstin Olga. Das-
selbe sagte Herr Gleb Botkin mit aller Bestimmtheit aus.
Ich schickte dieses Bild an einen Herrn in Estland mit der
Bitte, dieses dem Kammerdiener der Zarin, Herrn Wolkow,
vorzulegen und bekam die Antwort: er sei der Ansicht, daß
es jedenfalls nur Olga oder Maria sein könnten, die ein run-
des Gesicht hatten, in keinem Falle aber Tatjana oder Anasta-
sia, die beide ein längliches Gesicht und andere Züge gehabt
hätten. Er meinte, man solle doch lieber — Herrn Gilliard
fragen, der müsse es besser wissen als er, Wolkow . . .

Herr Wolkow hat recht! Herr Gilliard muß das aller-
dings wissen! Desto ungeheurerlicher ist diese Tatsache: Um
die Unähnlichkeit der Kranken mit der wirklichen
Großfürstin Anastasia zu beweisen, wird zu Ver-
gleichszwecken von Herrn Gilliard nicht das Bild
der Großfürstin Anastasia genommen, sondern das
der Großfürstin Olga!

*

Um diese Schanzkowsky-Sage nun ganz aus der Welt
zu schaffen, beschloß ich mit Einwilligung des Herzogs von
Leuchtenberg, den Bruder der verschollenen Schanzkowsky

nach Schloß Seeon kommen zu lassen, um die Kranke mit ihm zu konfrontieren. Auf dem Münchener Bahnhof, wo ich den Grubenarbeiter Felix Schanzkowsky abholte, sagte dieser mir, er würde nichts anderes aussagen, als was seine Mutter ihm geschrieben habe. Aus seinem ganzen Verhalten war klar zu sehen, daß er nicht unbeeinflußt war. Die Konfrontierung hat etwa eine halbe Stunde gedauert. Es ergab sich hierbei, daß der Felix Schanzkowsky, der die Kranke plattdeutsch anredete, überhaupt von ihr nicht verstanden wurde. Auffallend war es auch, daß er die Dame, von der er doch glauben konnte, daß es seine Schwester sei, kein einziges Mal mit Vornamen und mit der Anrede ‚Du‘ angeredet hat. Als ihm der Vorschlag gemacht wurde, eine eidesstattliche Versicherung zu unterschreiben, daß die Kranke seine Schwester sei, mit dem Vorbehalt, daß er nicht zu fürchten brauche, daß er und seine Familie für sie zu sorgen haben würden, da sie weiter auf Schloß Seeon bleiben dürfe, weigerte er sich, diese eidesstattliche Versicherung zu unterschreiben, und meinte, er könne doch nicht etwas Falsches unterschreiben, um dann ins Gefängnis zu kommen. Er erklärte, daß lediglich eine Ähnlichkeit vorhanden sei, jedoch sei vieles anders und die Ähnlichkeit bestände nur von vorne, nicht im Profil. Seine Schwester hätte nicht verbildete Füße gehabt, sondern ganz normale, während die Dame, die ihm vorgeführt worden sei, verbildete Füße habe. Seine Schwester habe nie durchstochene Ohren gehabt und nie Ohringe getragen. Er sagt wörtlich in dem Protokoll: „Es besteht gar kein Zweifel, daß die Dame nicht wußte, wer ich war. Aus ihrem Gesichtsausdruck war klar zu sehen, daß sie mich nicht kannte.“ Weiter sagte er, er hielte es für ausgeschlossen, daß, nachdem seine Schwester im Jahre 1920 als vermißt erklärt worden war, sie im Jahre 1922 wieder bei Wingenders gewesen sein könne, ohne ihm, dem Bruder, Nachricht zu geben, da sie sehr aneinander hingen.

*

So verlief auch diese Konfrontierung resultatlos. Doch hielt ich es für meine Pflicht, auch in Hinterpommern, wo die Mutter der verschollenen Schanzkowsky lebt, durch einen Privatdetektiv Nachforschungen machen zu lassen und da erfuhr ich folgendes: Die Tochter Franziska galt bei der Familie seit dem Jahre 1920 nicht nur als vermißt, sondern als eines von den Opfern des Massenmörders Großmann*. Die Familie Schanzkowsky bestritt irgendwelche auffallenden körperlichen Merkmale, wie z. B. Verwundungen oder verstümmelte Füße. Sie bestritt, daß die Franziska jemals Schädelbrüche gehabt habe und auch keinerlei Verletzungen erhalten habe, als sie als Arbeiterin bei der AEG eine Explosion mit erlebte (1916). Damals bekam sie nur einen heftigen Nervenschock, der zur Folge hatte, daß sie ins Irrenhaus kam und als unheilbar irrsinnig, aber ungefährlich, später der Obhut der Mutter wieder übergeben wurde. Die Franziska Schanzkowsky soll nach Aussage der Familie Schuhnummer 39 getragen haben, während die Kranke auf Secon Nr. 36 trägt.

*

Wie ist nun das Entstehen oder der Ursprung der Schanzkowsky-Sage zu erklären?

Wie schon an anderer Stelle gesagt wurde, ist die Kranke immer, wenn sie von der Familie Baron v. K. weglief, zu einer gewissen Peuthert in der Schumannstr. 1 gegangen, die sie im Jahre 1922 in Dalldorf kennengelernt hatte. Die Wingender hat aber zugegeben, daß sie und ihre Mutter eine gemeinsame Freundin mit der Peuthert gehabt hätten, die auch in der Schumannstr. 1 wohnte. Daß eine gewisse Ähnlichkeit zwischen der Kranken und der verschollenen Schanzkowsky bestanden haben muß, ist sehr wahrscheinlich. Über diese Ähnlichkeit wurde jedenfalls in der Schumannstr. Nr. 1 im Kreise

* Auf der Liste der Opfer des Massenmörders Großmann ist faktisch der Name einer ‚Sasnovsky‘, die er am 13. August 1921 ermordet hat.

der Peuthert, der gemeinsamen Bekannten der Wingender und der Wingender selbst gesprochen.

Im September 1925 spukte schon die Version, daß die Kranke eine polnische Landarbeiterin sei. Um die Zeit war gerade die Großfürstin Olga in Berlin, und man hatte eine russische Emigrantin, eine Frau Sch., in die Gesandtschaft gebeten, um von ihr Näheres über den Aufenthalt der Kranken bei der Familie Baron v. K. zu erfahren. Diese Frau Sch. und ihr Mann waren begeisterte Anhänger der Kranken, erzählten überall, daß sie die Großfürstin Anastasia sei. Ja, nicht nur das, sie baten die Kranke, die Patenschaft bei ihrer kleinen Tochter anzunehmen, und nannten dieses Kind ihr zu Ehren Anastasia. Doch plötzlich standen sie als krasse Gegner der Kranken da und unterstützten späterhin auch die Schanzkowsky-Sage. An dem Tage also, als Frau Sch. in der dänischen Gesandtschaft war, sagte sie zu der Großfürstin Olga und Ihrer Exz. Frau Zahle, sie glaube nicht mehr, daß es die Großfürstin Anastasia sei, sondern sei jetzt überzeugt, daß es eine polnische Landarbeiterin sei. Weitere Erklärungen aber gab sie vorläufig noch nicht ab. Nun ist aber noch zu bemerken, daß die Peuthert stetiger Gast im Hause der Frau Sch. ist; demnach stammt diese Behauptung nur aus dem Resultat dieser Weibergespräche in der Schumannstr. 1 über die Ähnlichkeit der Kranken mit der Schanzkowsky. Später setzte sich auch Herr Gilliard mit der Familie Sch. in Verbindung, und im Februar 1927 kam Herr Gilliard zusammen mit dem Adjutanten des Großherzogs von Hessen in die Redaktion der ‚Nachtausgabe‘, wo er sich als Vertreter des Großherzogs von Hessen vorstellte, und Material für die Entlarvungsangelegenheit anbot.

So wurde also offenbar die Schanzkowsky-Sage geboren.

Herzog von Leuchtenberg, der die Kranke solange beherbergt und unter dessen Augen sich die Konfrontation abgespielt hat, hat zu der Schanzkowsky-Sage am 18. Fe-

bruar 1928 in der ‚Illustration‘ etwa folgendermaßen Stellung genommen: Man hat auf die Frage ‚Wer ist Frau Tschaikowski?‘ eine Antwort geben wollen, indem man sie zu einer polnischen Arbeiterin, der Franziska Schanzkowsky — richtig ausgedrückt — gemacht hat. Ich habe im Interesse der Wahrheit eine Konfrontation ermöglicht. Frau Tschaikowski weilte damals unter meinem Dach. Diese Konfrontation, die sie als Betrügerin entlarven sollte, erbrachte jedoch keine Beweise gegen die Kranke, im Gegenteil, sie brachte mich zu der Überzeugung, daß sie keinesfalls die verschollene Schanzkowsky ist.

Wenn sie aber nicht die Arbeiterin Schanzkowsky ist, wer ist sie dann? Dieses ist die verwirrende und tragische Frage, die nun gestellt werden muß . . . Es erscheint einfach unmöglich, daß alles das, was sie über Rußland und das Hofleben weiß, ihr von einer dritten Seite eingelernt und eingesugert sein kann.

Die Tatsachen, die die Kranke erzählt, und die notiert worden sind, haben das Resultat der exakten Kenntnis des Hoflebens und des Lebens der Zarenfamilie in der Verbannung in Tobolsk ergeben. Sogar die Denkungsart und der Gesichtspunkt der Beurteilung der Dinge und Menschen, die der Zarenfamilie eigen waren, sind noch heute dieselben, die auch die Kranke charakterisieren. Und so stehen wir vor der zwingenden Annahme, daß die Kranke Augenzeuge alles dessen gewesen ist, wovon sie erzählt. Und damit ist die Wahrscheinlichkeit für die Tatsache gegeben, daß sie die Großfürstin sein muß . . .

Herr Gilliard behauptet übrigens, daß die Kranke weder das Russische noch das Englische verstehe, und nur Deutsch spreche.

In den elf Monaten ihres Aufenthaltes bei uns haben ich und alle meine Hausgenossen folgendes konstatiert:

1. Daß die deutsche Sprache, die sie spricht, so mangelhaft

ist, daß es allen klar sein muß, daß das Deutsche nicht ihre Muttersprache sein kann.

2. Daß sie die russische Sprache ausgezeichnet versteht, und auch Russisch sprechen könnte, wenn sie nicht gehemmt wäre.

3. Daß sie nicht nur das Englische versteht, sondern auch Englisch liest, schreibt und Englisch spricht.

4. Daß sie kein Wort Polnisch weder spricht noch versteht.

Diese vier festgestellten Punkte müßten genügen, die Behauptungen, die Kranke sei mit einer polnischen Landarbeiterin identisch, ein für allemal als erledigt zu betrachten.

Die Kranke ist also nicht die Schanzkowsky. Andererseits spricht alles dafür, daß sie die Großfürstin Anastasia ist. Jedenfalls aber ist die Persönlichkeit der Kranken für den Psychologen identisch mit der Großfürstin. Die Kranke empfindet sich selbst zweifellos als die Großfürstin Anastasia. Sollte sie physisch die Schanzkowsky oder sonst jemand sein, dann bliebe freilich keine andere Schlußfolgerung, als an Seelenwanderung oder Reinkarnation zu glauben, wie das übrigens der Großfürst Alexander Michailowitsch, ein Onkel der Großfürstin und bekannter Spiritualist, kürzlich in einem Interview als seine Anschauung von dieser Angelegenheit bekanntgegeben hat. (!)

*

Fritz Spengruber
Rechtsanwalt
pp.

München, den 4. Oktober 1927
Neuhauserstr. 33 II
Eingang Herzog-Wilhelm-Straße

An die

Schriftleitung „Die Tägliche Rundschau“

Berlin
Bülówstr. 66

Die Herzogin Olga von Leuchtenberg und der Herzog Georg von Leuchtenberg haben mich als ihren Rechts-

beistand beauftragt, Ihnen in der Angelegenheit ‚Anastasia‘ zur Aufklärung folgendes mitzuteilen:

Herr Dr. Fritz Lucke hat bei seinem Aufenthalt in Schloß Seeon, anfangs April 1927, Ihrer Durchlaucht der Frau Herzogin von Leuchtenberg im Gespräche davon Erwähnung getan, daß der Scherl-Verlag vom Großherzog von Hessen für Nachforschungen in der Sache (‚Anastasia‘) 20000.— M. (eventuell 25000.— M., welche der beiden Zahlen gefallen ist, weiß die Herzogin nicht mehr genau; jedoch ist eine der beiden Zahlen genannt worden) bekommen hat.

Noch am selben Tage teilte die Herzogin von Leuchtenberg ihrem Manne dieses mit, worauf der Herzog von Leuchtenberg Herrn Dr. Lucke im Gespräch fragte: „Also der Großherzog hat dem Scherl-Verlag 20000.— M. (25000.— M.) gegeben,“ was Herr Dr. Fritz Lucke bejahte*.

Eventuell weiter notwendige Anfragen bitte ich an mich zu richten.

Hochachtungsvoll
Spengruber
Rechtsanwalt

*

Berlin-Schöneberg,
Gothaer Str. 7, bei Schmager

Den 27. 9. 27

Herrn Redakteur Kurt Pastenaci

Berlin SW 48
Friedrichstr. 218 II

Sehr geehrter Herr Pastenaci!

In Erwidrerung Ihres Schreibens vom 26. Sept. des Jahres darf ich mitteilen, daß ich die Stellung als Schwester in der

* Wie Herzog von Leuchtenberg dem Herausgeber in Ergänzung hierzu erzählt, schloß sich eine längere Unterhaltung über diesen Gegenstand an an der auch Fräulein Agnes Wasserschleben, die derzeitige Pflegerin der Kranken, teilhatte. Diese hat sich schriftlich bereit erklärt, die oben erwähnte Tatsache auf ihren Eid zu nehmen.

Irrenanstalt Dalldorf am 21. Juli 1921 antrat und schon am ersten Tage meines Dienstes mit Frau Tschaikowski bekannt wurde. Der Zeitpunkt meines Dienstantritts ist aus meinem Zeugnis ersichtlich. Das Dienstbuch von Haus 4 der Irrenanstalt Dalldorf muß unter selbstverständlicher Voraussetzung der ordnungsmäßigen Führung seitens der Oberschwester die Angabe enthalten, daß ich vom 21. Juli 1921 auf ‚B oben‘, der Station für ruhig Kranke, Dienst hatte. Aus den über Frau Tschaikowski geführten Akten muß außerdem zu ersehen sein, daß sie im Sommer 1921 auf ‚B oben‘ lag.

Ich bin jederzeit bereit, vor Gericht unter meinem Eid auszusagen, daß Frau Tschaikowski mir nach einigen Monaten meines Dienstantritts schon im Jahre 1921 während einer Nachtwache mitteilte, daß sie die Großfürstin Anastasia sei.

Diese Mitteilung war um so überraschender für mich, weil ein ganzer Stab von Kriminalkommissaren sich seit 1920 vergeblich bemüht hatte, sie zu identifizieren. Sie war photographiert, gefilmt worden, man hatte sie in allen Sprachen angeredet, Messungen am Kopf, Gesichtsschädel, Händen und Füßen vorgenommen, ohne daß der polizeiliche Erkennungsdienst zu irgendeinem Erfolg gelangt wäre. Während ihres Dalldorfer Aufenthaltes benahm sich Frau Tschaikowski nicht wie eine Arbeiterin, sondern wie eine Dame der höchsten Gesellschaftskreise.

Da ich das der ‚Nachtausgabe‘ übersandte Manuskript nicht zurückerhalten habe, kann ich nur zugunsten der ‚Nachtausgabe‘ vermuten, daß ich aus Versehen statt 1921 das Datum 1922 geschrieben oder seitens der ‚Nachtausgabe‘ ein Druckfehler vorliegt.

Da aber aus den Anstaltsakten festzustellen ist, daß Frä. Peuthert erst 1922 in der Anstalt aufgenommen wurde, ist mir unerfindlich, wie die ‚Nachtausgabe‘ dazu kommt, mich trotz meines Zeugnisses totzuschweigen und Frä. Peuthert*

* Fräulein Peuthert hielt die Kranke für die Großfürstin Tatjana.

als diejenige Frau hinzustellen, die dem Fr. Unbekannt suggeriert habe, daß sie die Großfürstin Anastasia sei. Selbst der ehemalige Hauslehrer Herr Gilliard stellt die einstige Patientin der Anstalt Dalldorf, Fr. Peuthert, als die Urheberin der Anastasia-Legende hin und spricht von einer ungeheuren Gefahr, die er glücklich mit seiner angeblichen Entlarvung beschworen zu haben glaubt.

Schließlich wird doch die ‚Nachtausgabe‘ niemand glauben machen wollen, daß die von ihr veröffentlichten Bilder der Arbeiterin Franziska Schanzkowsky Frau Tschaikowski in irgendeiner Phase ihres Lebens darstellen. Oder sollte die ‚Nachtausgabe‘ mehr verstehen als die Herren vom Erkennungsdienst des Berliner Polizei-Präsidiums?

Selbstverständlich ermächtige ich Sie, meine Antwort zu veröffentlichen.

In vorzüglicher Hochachtung
gez. Frau Dr. Chemnitz, geb. Malinowsky

GLEB BOTKIN

Als die Zarenfamilie in Tobolsk interniert war, hatten sich die Kinder des Leibarztes Botkin, Tatjana und Gleb Botkin, im Nebenhaus eingemietet, um in der Nähe ihres Vaters zu sein. Herr Gleb Botkin lebt jetzt schon seit Jahren in Amerika. Ihn beunruhigten die Gerüchte über die Wahrscheinlichkeit, daß die Großfürstin Anastasia gerettet sei. Und als nun die Schanzkowsky-Sage durch eine kurze Notiz in Amerika bekannt wurde, hatte Herr Botkin den Eindruck, daß die Plumpheit dieser Erfindung dafür spreche, daß die junge Frau wahrscheinlich doch die Großfürstin Anastasia sei. Herr Botkin entschloß sich, von Amerika nach Europa zu fahren, um die Kranke auf Schloß Seeon zu sehen, wo er etwa eine Woche verweilte. Von da aus kam Herr Botkin zu mir und teilte mir folgendes mit:

Er sei in Zarskoje Selo aufgewachsen und ein Jahr älter als die Großfürstin Anastasia. Er habe die kaiserlichen Kinder täglich gesehen. Auch näher getreten sei er ihnen auf der Yacht „Standard“, wo er seinen Vater, den Leibarzt des Zaren, öfter besucht habe. Später in Tobolsk habe er die kaiserlichen Kinder täglich vom Fenster aus gesehen, und sie hätten sich öfter durch Zeichen verständigt. Erst als die kaiserliche Familie weiter nach Jekaterinburg verschickt wurde, trennten sich seine Wege von den ihren. Dies war einige Monate vor der Ermordung der kaiserlichen Familie.

Herr Gleb Botkin erklärte mir ganz kategorisch: Nachdem er eine Woche lang auf Schloß Seeon gewesen sei, bestehe für ihn überhaupt kein Zweifel, daß die Unbekannte die Großfürstin Anastasia sei. Sie sei natürlich älter geworden, sehe krank aus, und man merke ihr sofort an, daß sie namenlos Schweres durchgemacht habe. Das sind die einzigen Veränderungen, die er hat konstatieren können. Er hat nicht nur festgestellt, daß sie genau so aussieht wie früher, sondern auch, daß ihre Bewegungen, ihre Stimme und ihre ganze Art dieselben geblieben sind. Nur sei sie früher ein glückliches verwöhntes Mädchen gewesen und heute sei sie zerquält, unglücklich und heimatlos.

Den schlagendsten Beweis, daß die Unbekannte die Großfürstin Anastasia ist, hat Herr Gleb Botkin erlebt, und ich gebe nun seine Erzählung von diesem Erlebnis wieder.

Herr Botkin ist Karikaturenzeichner und hat auch in Tobolsk viel gezeichnet. Es gelang ihm öfter, durch seinen Vater in aller Heimlichkeit den Großfürstinnen seine Zeichnungen zuzuschicken, um sie zu zerstreuen. Diese Blätter sandten sie ihm dann durch Dr. Botkin wieder zurück. Herr Gleb Botkin hat in all diesen Jahren viel gezeichnet und hatte nach Seeon einen ganzen Stoß von Zeichnungen mitgenommen. Unter diesen zum Teil in Japan und Amerika entstandenen Zeichnungen, die hauptsächlich Tierkarikaturen darstellen, be-

fanden sich auch einige wenige Blätter, die er damals in Tobolsk in aller Heimlichkeit den Großfürstinnen hinübergeschickt hatte. Sie waren in ihrer Art kaum von den andern unterschieden, weil Herr Botkin die Spezialität hat, Tiere in den allermöglichsten komischen Situationen als Menschen darzustellen. Als er nun an einem Nachmittag in dem Zimmer der Unbekannten saß, schlug er ihr vor, seine Zeichnungen anzusehen, und brachte ihr einen ganzen Stoß davon. Sie besah sie sehr aufmerksam, doch wenn sie beim Umblättern die Zeichnungen, die er damals in Tobolsk gemacht hatte, in die Hand bekam, legte sie sie stillschweigend zur Seite, nachdem sie sie lange betrachtet hatte. Dann sagte sie zu ihm: „Diese kenne ich, die haben Sie doch damals gemacht — in Sibirien.“

Herr Botkin sagte mir, jeder Streit erübrige sich, die Tatsache allein, daß sie aus dem ganzen Packen von Zeichnungen die verstreut eingefügten Blätter aus der Tobolsker Zeit herausgefunden habe, genüge, um zu beweisen, daß es die Großfürstin Anastasia sei.

Außerdem erzählte mir Herr Botkin noch folgende Episode:

Er und Anastasia Nikolajewna saßen im Park, ein Eichhörnchen hüpfte von Baum zu Baum. Herr Botkin wollte sie auf das Eichhörnchen aufmerksam machen, und da er sich mit ihr, wie sie es wünschte, in deutscher Sprache zu unterhalten pflegte, dachte er einen Moment nach und suchte nach den Worten, um von diesem Eichhörnchen zu sprechen, worauf sie ihn unterbrach und in reinstem Russisch das sagte, was er ihr deutsch sagen wollte. Er hatte den Eindruck, daß sie es nicht bemerkt hatte, daß sie Russisch spreche. Doch als eine Dame, die neben ihnen stand, sie lachend darauf aufmerksam machte und sagte, sie habe doch eben Russisch gesprochen, zuckte die Kranke erschreckt zusammen, veränderte ihr Gesicht und sagte ganz gereizt: „Ich verbitte mir solche Behauptungen,



Olga an Stelle von
Anastasia



Großfürstin Olga

ich spreche kein Russisch, habe auch eben kein Russisch gesprochen.“

Herr Botkin sagte mir, daß trotz der Tatsache, daß es sich hier unbedingt um eine traurige krankhafte Erscheinung handele, und irgendeine unbewußte Angst davor, daß man ihr beweisen könne, daß sie Russisch spreche, hätte er doch ein Lächeln unterdrücken müssen über die Tatsache, daß überall davon gesprochen wird, sie könne kein Russisch, und er gleich in den ersten Tagen seiner Anwesenheit es erleben mußte, daß sie Russisch mit der Aussprache einer geborenen Russin spricht.

Herr Gleb Botkin sagte mir, daß er vor Gericht jederzeit einen Eid ablegen könne, daß die Kranke die Großfürstin Anastasia sei.

NEUE HEIMAT?

Für die an der Abwehr der Schanzkowsky-Unterstellung Beteiligten ist das Märchen längst abgetan. Ich habe eine Erwiderung gegen die Veröffentlichung der ‚Nachtausgabe‘ im September 1927 in der ‚Täglichen Rundschau‘ erscheinen lassen. Da aber viele, die die sogenannte Entlarvung kennen, die ‚Tägliche Rundschau‘ nicht gelesen haben mögen, spukt noch in ihren Köpfen das Schanzkowsky-Gespenst.

Doch ist seit der Anerkennung durch den Großfürsten Andreas im Februar 1928 das Schicksal der unglücklichen Frau vielleicht ein anderes geworden. Sie lebt seit vielen Monaten als Gast bei der Prinzessin Xenia Georgijewna (Mrs. Leeds), ihrer Kusine, in New York. Am 27. Mai 1928 hat diese im ‚World‘ mitteilen lassen, daß auch sie nach dreimonatiger Beobachtung zu dem festen Glauben und dem unumstößlichen Resultat gekommen sei, daß die Kranke niemand anders sein könne, als die Tochter des ermordeten Zaren Nikolaus II.

Am 8. Februar 1928 brachte die ‚Tägliche Rundschau‘ folgende Nachricht:

„Wie wir von bestunterrichteter Seite erfahren, ist Frau Tschaikowski (Großfürstin Anastasia Nikolajewna) über Paris und Cherbourg nach New York gefahren, wo sie am 7. 2. mit dem Dampfer ‚Berengaria‘ eingetroffen ist. Sie wird in Amerika bleiben, und zwar als Gast von Mrs. Leeds, geborenen Prinzessin Xenia Georgijewna.

Vor ihrer Abreise hat am 20. Jan. 1928 in Paris in Gegenwart des Herzogs von Leuchtenberg ein Zusammentreffen des Großfürsten Andreas mit ihr stattgefunden.

Großfürst Andreas war eigens nach Paris gekommen, sie zu sehen, und hegt nun, seitdem er sie gesehen und gesprochen hat, keine Zweifel mehr an ihrer Identität mit der Großfürstin Anastasia.“

*

Wie der Herzog, der seinen Pflegling bis auf das Schiff geleitet hat, das sie in ihre neue Heimat tragen sollte, dem Herausgeber erzählt hat, waren die zwei Tage in Paris sowohl für den Onkel als auch für die von ihm wieder- und anerkannte Nichte ein herzbewegendes Lebensereignis. Der Großfürst versicherte nach dem Zusammentreffen, das sich ohne Zeugen abgespielt hat, er nehme es auf Ehre und Gewissen, daß Frau A. N. Tschaikowski niemand anders sei als seine Nichte, die Tochter des Zaren Nikolaus, Anastasia Nikolajewna. Er habe sie von vornherein erkannt, erzählte er dem Herzog; und wenn er sie auch im Verlaufe der zwei Tage gewissenhaft und aufmerksam studiert habe, so habe die weitere Beobachtung doch nur den ersten Eindruck bestätigt. Er sagte, daß es für ihn keinen Zweifel geben könne, daß die Kranke die Großfürstin sei. Es sei zu bedauern, daß nicht auch andere Angehörige der kaiserlichen Familie, denen die Gelegenheit dazu doch geboten gewesen sei, davon Gebrauch

gemacht und sie aufgesucht hätten. Die Kranke habe sich auf Schloß Seeon doch offenbar trotz der Schanzkowsky-Affäre bedeutend erholt, und die Angehörigen hätten sie unter diesen Umständen sicher genau so wiedererkannt wie er selbst. Nun sei ein Wiedersehen mit den europäischen Verwandten sicher weit hinausgeschoben.

Die Kranke habe, so erzählte der Großfürst nachher, immer noch ihr altes liebes und kindliches Lächeln gehabt; doch seien die Augen voll Qual und Leiden gewesen. Ihm sei das Herz fast zersprungen, als er in der kranken und zerquälten jungen Frau vor sich seine liebe Nichte wiedererkannt habe . . .

*

Der ‚Daily Mirror‘ berichtet am 28. Februar 1928 nach dem Eintreffen der Kranken in New York am 7. Februar bei ihrer Kusine, der Prinzessin Xenia (Mrs. Leeds) auf Grund eines Interviews mit deren Gemahl, Mr. Leeds: „Es wird wohl ewig unbewiesen bleiben, ob die junge Frau, die z. Z. bei Mrs. Leeds lebt, die Großfürstin ist oder nicht. Jedenfalls wird sie selbst keinerlei Anstrengungen machen, ihrer Identität jenen den Romanows nahestehenden russischen Kreisen zu beweisen, die an ihrer Echtheit zweifeln. An ihre Identität glaubt ihre gegenwärtige Beschützerin, die frühere Prinzessin Xenia von Rußland, und das ist genug.“ Sie sei nicht einsam im Hause von Mrs. Agathe Richard, wie behauptet worden sei, sondern sie sei auf einem Gute in Mittel-Westamerika untergebracht, wo sie ihrer Gesundheit lebe, die infolge ihrer Erlebnisse schwer geschädigt sei. Sie werde sich nicht auf die Herausforderung des verrückten russischen Mönchs Iliodor (des alten Gegners von Rasputin) einlassen, der jahrelang ihr Lehrer gewesen sei* und sie nun aufgefordert habe, hervorzutreten und sich ihm zu stellen. „Anastasia Nikolajewna,“

* Das ist nie der Fall gewesen! Der Mönch brüstet sich fälschlicherweise damit.

so sage Mrs. Leeds, „wünscht ihre Identität gar nicht zu beweisen,“ und sie werde auch keinen Finger dafür rühren. Das interessiere sie einfach gar nicht. Sie wolle nur, daß man es ihr ermögliche, ein normales Leben zu leben. Die Leute sollten sich doch ihrem Wunsche fügen und sie in Frieden lassen, meinte Mr. Leeds.

Wo sie sich jetzt befinde, werde er niemandem mitteilen und man könne versichert sein, daß die amerikanische Presse ihren Aufenthalt nicht erfahren werde . . . Mrs. Leeds sei durch die in Europa veröffentlichte Geschichte Anastasias erschüttert gewesen und habe die gänzlich Mittellose eingeladen, ihr Gast zu sein. Er und seine Frau würden für sie sorgen, solange das notwendig sei. An ihre Erzählung könne man glauben oder nicht. Um ihre Identität werde sich auch Mrs. Leeds jedenfalls nicht kümmern, wie sie sich auch jetzt nicht darum kümmere. Mrs. Leeds gebe sich damit zufrieden, wie es eben sei. Weder erwarte noch verlange sie von ihrem Gast Beweise für die Berechtigung etwaiger Ansprüche. Anastasia sei krank, und die größte Sorge für das Ehepaar Leeds sei ihr Gesundheitszustand. Es hoffe, daß Ruhe und Pflege diese wiederherstellen werden.

*

In einem Brief vom 27. März 1928 schreibt Gleb Botkin mir aus New York unter anderem „. . . Was Anastasia Nikolajewna betrifft, kann ich Ihnen nur die besten Nachrichten geben. Sie lebt in den idealsten Verhältnissen, alle haben sie von früher her erkannt und sind rührend in ihrer Aufmerksamkeit und Liebe zu ihr. In der ersten Zeit war sie sehr nervös, konnte sich schwer von der Reise erholen und weigerte sich aufs entschiedenste, das Haus zu verlassen. Doch jetzt hat sie diese Scheu überwunden und fährt jeden Tag im Auto spazieren. Mehrere Male ist sie schon zu Besuch gewesen. Man hat ihr zwei kleine Papageien geschenkt, mit denen sie sich viel beschäftigt, außerdem häkelt sie sehr eifrig an einer Decke,

und wir geben uns alle die erdenklichste Mühe, sie nach Möglichkeit zu zerstreuen. Im allgemeinen sieht sie jetzt viel besser aus als im vorigen Jahr und ist sogar manchmal sehr fröhlich . . . Auf jeden Fall befindet sie sich jetzt in der Umgebung und in den Verhältnissen, an welche sie von Kind auf gewöhnt ist; für sie wird alles getan, was nur möglich ist. Sie selbst scheint auch ganz zufrieden zu sein mit der augenblicklichen Situation und hat mir ein paarmal gesagt, daß sie, seitdem sie das Elternhaus verlassen hat, nicht so gelebt habe wie jetzt . . . „Gebe Gott, daß Sie bald alle Schwierigkeiten überwinden, doch wegen Anastasia Nikolajewna beunruhigen Sie sich nicht. Sie lebt hier wie in Abrahams Schoß, nicht nur mit allem Komfort, sondern im größten Reichtum . . .“

Was die Prinzessin Xenia Georgijewna anbelangt, so ist sie der entzückendste Mensch, den ich je gesehen habe und ist Anastasia Nikolajewna mit Leib und Seele ergeben . . .“

*

Auch die Kusine der Kranken, die Prinzessin Xenia Georgijewna selbst, hat brieflich keinen Zweifel an der Feststellung gelassen, daß sie in der Person ihres Gastes die Großfürstin Anastasia bei sich aufgenommen habe. Schon nach zwei Monaten sorgsamer Prüfung schreibt sie im April in einem verwandtschaftlichen Briefe nach Europa, wie Herzog von Leuchtenberg dem Herausgeber mitgeteilt hat, es gebe einfach keinen anderen Bescheid für sie als den: es ist Anastasia! Sie plauderten miteinander ohne Aufhören in englischer Sprache und viel Interessantes käme zutage, wenn die Kusinen sich auch seit ihrem 10. Jahre nicht wiedergesehen hätten.

Einen Monat später, Ende Mai, bestätigt die Prinzessin ihre Stellungnahme, indem sie mitteilt, die Kranke habe sie von vornherein dadurch verblüfft, daß sie ihr, ihrer einstigen Spielgefährtin im zarischen Hause, erzählt habe, wo und

was sie miteinander gespielt hätten, und sie auch an manches kleine Erlebnis erinnert habe:

„Ich habe oft mit Anastasia, die meine Altersgenossin war, gemeinsam gespielt. Frau Tschaikowski hat mich völlig verblüfft, indem sie mir in Erinnerung gerufen hat, wo und was wir gespielt haben, sowie andere Erlebnisse. Ich zweifle ganz und gar nicht an ihrer Identität und bin bereit, all mein Geld dafür hinzuopfern, um sie zu beweisen.“*

So berichtet ‚The World‘, New York, vom 27. 5. 1928 aus einem Briefe der Prinzessin Xenia Georgijewna, der ihr zugänglich gemacht worden sei.

*

Kurz ehe die Kranke Europa verließ, um ein neues Leben in einem ihr fremden Lande als mittelloser Gast einer Kusine, die sie vor 16 Jahren zuletzt gesehen hatte und von deren wirklicher Einstellung sie nichts wußte, zu beginnen und vielleicht endlich wieder ein Zuhause zu gewinnen, hatte sich der Prinz Gabriel Konstantinowitsch, ein Sohn des Großfürsten Konstantin und der kürzlich verstorbenen Großfürstin Elisabeth Mawrikijewna, geb. Prinzessin von Sachsen-Altenburg, brieflich an die Kranke gewandt. Er hatte sie mit ‚Du‘ an-

* In Berlin bei Abschluß der Drucklegung dieses Buches am 3. September 1928 eintreffende Nachrichten aus zuverlässiger Quelle in New York lassen erkennen, daß die Kranke sich außerordentlich erholt und gekräftigt hat. Sie habe daraufhin schon vor Wochen beschlossen, ihr Geschick, besonders auch die juristische Wiederherstellung ihrer Persönlichkeit nun mit Hilfe ihrer Kusine selbst in die Hand zu nehmen. Diese Hilfe werde ihr aber von Mrs. Leeds gerade verweigert, da diese ihrerseits über das Geschick der von ihr zwar restlos anerkannten, aber kranken Kusine entscheiden wolle. Dieser Gegensatz habe sogar zu einem Zerwürfnis der Kusinen geführt... Ist es denkbar, daß die europäischen dynastischen ‚Familienrücksichten‘ selbst das unabhängige Amerika beeinflussen und die von der Kranken angestrebte endliche juristische Anerkennung durch Verhinderung der erforderlichen Schritte unmöglich machen?

geredet und ihr geschrieben, wie man einer lieben Verwandten nach langer Trennung schreibt. Das war noch vor dem entscheidenden Wiedersehen mit dem Großfürsten Andreas.

Als die Kranke in Seeon gefragt wurde, ob sie sich denn auch über den Brief und die herzliche Stellungnahme des Veters und alten Spielgefährten freue, sagte sie bitter: „Ich habe keine Kraft mehr, dankbar zu sein.“

BESTÄTIGUNGEN UND GUTACHTEN

Ein ganzes Jahr habe ich die Kranke Tag und Nacht gepflegt. Während dieser Zeit habe ich sämtliche Aussprüche der Kranken notiert* in der Hoffnung, daß dieses Material, das ich auf diese Art zusammengebracht habe, die Nächstinteressierten dazu bewegen werde, sich mit dem Schicksal der Unbekannten zu befassen und sich ihrer anzunehmen.

Im Herbst 1926 übersandte ich mein ganzes Material durch die Vermittlung der dänischen Gesandtschaft nach Kopenhagen in Begleitung eines Briefes, den ich an die Großfürstin Olga adressiert hatte, mit der Bitte, doch mein Manuskript durchzulesen und alles daranzusetzen, daß auch die Zarinmutter Maria Feodorowna es lese. Nach kurzer Zeit bekam ich mein Manuskript zurück und mir wurde durch Vermittlung des dänischen Gesandten, Herrn Zahle, mitgeteilt, die Großfürstin Olga habe nur das eine Kapitel über ihren Besuch bei der Kranken gelesen, das sie in der Darstellung richtig finde; da sie aber das Deutsche nicht sehr gut beherrsche, habe sie das übrige nicht gelesen. Ob die Zarinmutter das Manuskript gelesen habe, wurde nicht erwähnt, und ich erfuhr erst später, daß man es ihr überhaupt gar nicht vorgelegt hat.

BESTÄTIGUNGEN

Dieses war mein letzter Versuch, die nächsten Verwandten der Großfürstin Anastasia für meine Arbeit zu interessieren und sie zu bewegen, sich der unglücklichen Kranken anzunehmen. Es blieb mir nur eines übrig, meine Aufzeichnungen der Öffentlichkeit zu übergeben, in der berechtigten Annahme, daß mir vielleicht von unbekannter Seite Hilfe ge-

* vgl. Teil II: Lebt Anastasia?

boten werden würde, indem sich Zeugen melden. Das sollte mir die Möglichkeit geben, mein Material beweiskräftig auszubauen.

Meine Annahme ist richtig gewesen: Unter den unzähligen Zuschriften, die ich bekam, meldeten sich einige Zeugen, die sich zum Teil während der Ermordung der Zarenfamilie in Jekaterinburg befunden haben. Sie bestätigten mir die Tatsache, daß eine von den Töchtern des Zaren gerettet worden sei, und daß überall in der Stadt Anschläge zu sehen gewesen seien, in denen für die Auffindung der flüchtigen Großfürstin und der Deserteure, die ihr zur Flucht verholfen, Belohnungen ausgesetzt waren. Ich lasse diese Zeugen weiterhin selbst sprechen*.

SOKOLOWS UNTERSUCHUNG

Es wäre begreiflich, wenn man die Frage stellte: Wie ist es möglich, daß die Tatsache der Errettung der einen Zarentochter nicht in dem amtlichen Bericht des Untersuchungsrichters Sokolow erwähnt wird? Dazu muß ich folgendes bemerken: Die Arbeit, die Herr Sokolow durchzuführen hatte, war von folgenden Umständen begleitet. Die Zeugen, die er verhört hat, haben sicher alle unter dem Druck der Möglichkeit gestanden, daß sie sich der Todesgefahr aussetzen, wenn sie dem Untersuchungsrichter der weißen Kolttschakregierung zuviel aussagen, da sich die Weiße Armee nach einigen Tagen vielleicht schon zurückziehen mußte, und die Rote Armee dann die Stadt wieder besetzte. Wenn ich die Zeugenaussagen, die in dem Sokolowschen Buch festgelegt sind, aufmerksam lese, fällt es sehr auf, daß sie immer nur in knappster Form

* Sokolow gibt auf Seite 252 seiner juristischen Feststellungen über den Zarenmord an, am 21. Juli hätten an den Ecken der Häuser von Jekaterinburg Aufrufe an die Bevölkerung über den Zarenmord geklebt. Eine Inhaltsangabe wird nicht gegeben, da Sokolow diese vermutlich nicht kannte.

darüber aussagen, worüber sie befragt werden; und niemand hat nach der Großfürstin Anastasia gefragt*. Ein Umstand fällt einem hierbei besonders auf: zwei Zeugen sagen übereinstimmend aus, daß das einzige von den Zarenkindern, das ihnen bei der Ermordung zu schaffen gemacht habe, die Großfürstin Anastasia gewesen sei.

Einer dieser Zeugen heißt Jakimow. Das Protokoll steht im Sokolowschen Buch auf Seite 227. Jakimow sagt: als man die Leichen wegräumte, habe die Großfürstin Anastasia ‚wie wild geschrien‘, worauf man sie mit Kolbenschlägen niedergemacht habe.

Vor der Veröffentlichung des Sokolowschen Buches erschien eine Ausgabe über die Voruntersuchung des Zarenmordes, und in diesem Bändchen sind auch einige Zeugenaussagen abgedruckt. Unterschrieben hat diese Zeugenaussagen Minister der Justiz Starinkewitsch und der Direktor des II. Departements N. Nikiforow, die im Auftrage der Koltshakschen Armee gearbeitet hatten. In dieser Veröffentlichung sagt außer Jakimow noch ein Zeuge Gorschkow dasselbe aus.

Auf Grund des Materials, das mir vorliegt, und der Berichte von Zeugen, die während des Mordes in Jekaterinburg waren und die Tatsache der Errettung einer Großfürstin bestätigten, muß diese als möglich bezeichnet werden. Man darf nicht vergessen, daß die Wegschaffung der Leichen in der größten Eile vor sich gegangen ist, daß Jurowski, der Anführer der Mörder, die Leichen noch vor Sonnenaufgang im Walde verbergen wollte. Dazu kommt noch der Umstand, daß sehr viele Personen, beinahe die ganze Wachtmannschaft, die im

* Auch darf nicht übersehen werden, daß die Rettung als Tatsache bei ihrer naturgemäß außerordentlichen Heimlichkeit kaum jemandem der am Morde Beteiligten bewußt worden sein mag. Auch hatten ja gerade die Beteiligten als Bolschewiken die Stadt fluchtartig verlassen.
Ann. d. H.

Hause und um das Haus postiert war, gleich nach der Ermordung in das Mordzimmer befohlen wurde (Sokolow), wovon eine Anzahl in das obere Stockwerk geschickt wurde, um Bettücher und zwei Rollen Soldatentuch zu holen. Die Leichen wurden eingehüllt und das Lastautomobil mit dem Soldatentuch ausgelegt, damit keine Blutspuren auf der Landstraße blieben. Eine Anzahl von etwa 10 Rotgardisten, anscheinend aus der Zahl jener, die im Hause postiert gewesen waren, wurde dazu befohlen, das in Blut schwimmende Zimmer zu reinigen und die Wände mit nassen Lappen abzuwischen. Aus dem Buche des Untersuchungsrichters Sokolow ergibt sich, daß mindestens 30 Personen, noch während die Leichen im Zimmer waren, herunterbefohlen worden sind. Die Möglichkeit liegt vor, daß die von mir als die sog. Tschaikowskis vorausgesetzten Brüder Stanislaw und Nikolai Mischkewitsch, die Sokolow nennt, zu den Rotgardisten gehört haben, die für die Bergung der Leichen und das Aufwaschen der Fußböden zu sorgen hatten. Ich lasse die Berichte von Augenzeugen folgen, die bestätigen, daß eine Zarentochter, und zwar ausdrücklich die jüngste, die Großfürstin Anastasia, in dem allgemeinen Tumult gerettet worden sein kann*.

Wie ungenau übrigens die Angaben der Zeugen dem Untersuchungsrichter Sokolow gegenüber waren und wie wenig die Zahl der Ermordeten genau festzustellen ist, beweist die Aussage des Rotgardisten Lewatnich, der behauptet, daß es 13 Leichen gewesen seien, während es doch feststeht, daß die Opfer, die in das Mordzimmer gebracht worden waren, nur 11 waren: das Zarenpaar, fünf Kinder, der Leibarzt Botkin, die Kammerfrau Demidowa, ein Kammerdiener und der

* Ein Massenmord muß zudem, vollends wenn er an der kaiserlichen Familie begangen wird, als eine Angelegenheit angesprochen werden, die auch die Mörder und ihre Helfer dazu bringen kann, ‚den Kopf zu verlieren‘. Die Helfer waren damals, wie feststeht, auch des Mordens durchaus nicht gewohnte Fabrikarbeiter. Anm. d. H.

Koch. Ein anderer Zeuge behauptet in seiner Aussage, die zweitjüngste Zarentochter sei nicht dabei gewesen, und führt statt dessen die Namen der Großfürstin Xenia, der Schwester des Zaren, und dazu den der Hofdame Wyrubowa an, die er unter den Toten gesehen zu haben vermeint. Beide sind aber niemals in Jekaterinburg gewesen. Die Hofdame Wyrubowa war damals gerade aus der Peter-Pauls-Festung entlassen worden und wohl schon unterwegs nach Finnland. Die widersprechenden Zeugenaussagen beweisen nur, daß es niemals protokollarisch festgestellt worden ist, wie viele Leichen sich damals wirklich im Mordzimmer befunden haben.

Den Einwand, den ich so oft zu hören bekomme, es sei doch ganz unwahrscheinlich, daß irgendeine Person aus dem Ipatjewschen Hause gerettet worden sein könne, da zu viele Mörder sich im Zimmer befunden hätten und zu viele Schüsse abgegeben worden seien, als daß eines der Opfer der tödlichen Verwundung hätte entgehen können, muß ich ein Beispiel entgegenstellen, ein Beispiel unter vielen: Der Kammerdiener der Zarin, Wolkow, den ich persönlich in Berlin gesprochen habe, war offiziell zum Tode verurteilt und mit anderen Opfern in den Wald geführt worden; man hatte den tödlichen Schuß auf ihn abgegeben und war, da er hinfiel, der Meinung, er sei tot. Man braucht nur hinzuhören, was russische und baltische Emigranten von den Erlebnissen mit den Bolschewiken erzählen. Wie oft ist es geschehen, daß sich bei Massenermordungen Menschen, schwer oder leichter verwundet, von der Richtstätte haben wegschleppen können. Es ist verständlich, wenn man in unserem Zeitalter des Skeptizismus und der großen Ungläubigkeit nicht leicht an wunderbare Errettungen glauben will. Doch wer durch das Martyrium einer politisch so schweren Zeit gegangen ist, wie es die Revolution in Rußland war, der weiß, daß gerade in dieser schwersten Zeit die größten Wunder geschehen sind.

SIBIRISCHE ZEUGEN

Oberlangenbielau i. Schl., den 6. März 1927

I. H. Frau Harriet von Rathlef-Keilmann

Berlin W

Betrifft: Zarentochter Anastasia.

Sehr geehrte gnädige Frau!

Aufmerksam gemacht durch Ihre interessanten Veröffentlichungen, Mitteilungen und Notizen über die angebliche Zarentochter Anastasia, gestatte ich mir, Ihnen einige Mitteilungen zu machen, welche vielleicht für Ihre weitere Aufklärungsarbeit belangvoll sind und in mancher Richtung als Weiser dienen können.

Ich kam im Juli 1916 in russische Kriegsgefangenschaft, war zuerst in Kiew im Spital, von dort kam ich als Austausch-Mediziner ins Sanitätslager nach Kaschira, wo ich bis Januar 1918 verblieb. Nach der zweiten Revolution versuchte ich, mit acht Kameraden nach der Heimat zu kommen. Wir fuhren im Jahre 1918 per Bahn über Brjansk bis Nowosybkow, in der Absicht, von hier zu Fuß über Gomel zu den deutschen oder österreichischen Truppen zu kommen. Kurz vor Gomel wurden wir von russischen, resp. bolschewikischen Streifpatrouillen aufgegriffen und zurückgebracht, zum Stab nach Klinzy-Unetscha, wo wir mehrere Tage in Haft gehalten wurden, bis unsere Identität festgestellt war. Hierauf wurde uns der Antrag gestellt, gegen gute Bezahlung als Arzt und Feldscher in der Roten Armee, damals noch Partisanenabteilung, Dienste zu tun. Ich kam mit einem Kameraden auf einen Sanitätszug, die andern wurden verteilt als Feldscher zu den einzelnen Otrjads. Wir verblieben an diesem Frontabschnitt noch bis Ende April, als die deutschen und österreichischen Truppen in Gomel und Nowosybkow einrückten. Nun wurden wir mit dem Sanitätszug als Ambulanz an die sibirische Front befördert und kamen am 17. Mai 1918 nach Jekaterinburg.

Unsere Aufstellung nahmen wir auf dem Güterbahnhof, wo wir Verwundete und Kranke aufnahmen und mit den Transportzügen weiterleiteten.

In Jekaterinburg waren auch ein internationales Bataillon und Letten stationiert. Aus den Aussagen dieser erfuhren wir fast alle Begebenheiten aus Stadt und Land. Das internationale Bataillon und die Letten hatten unter anderem auch Wachdienste am Internierungsort der Zarenfamilie bis Anfang Juli 1918 geleistet.

Zu Beginn der Internierung in Jekaterinburg hatte die Zarenfamilie die Erlaubnis, mehrere Stunden am Tage im Freien zu verbringen, hierbei sollen sich folgende Begebenheiten abgespielt haben, die letzten Endes die Herbeiführung der Mordtat beschleunigt haben.

Zwei Töchter der Familie, wahrscheinlich Olga und Tatjana, sollen mit der Bewachungsmannschaft öfters gesprochen und sich mit ihnen in längere Unterhaltung eingelassen haben. Es soll sich sogar eine Liebelei entwickelt haben. Bei einer Revidierung fand man einmal den Wachtposten mit einer Großfürstin, worauf strenge Untersuchungen angeordnet und durchgeführt wurden. Jeder Ausgang wurde der kaiserlichen Familie verboten, außer mit bestimmten höheren Sowjetkommandanten. Bei diesen Untersuchungen soll man sehr belastendes Material zutage gefördert haben, daß der Zarenfamilie von Bürgern der Stadt durch Vermittlung einzelner Personen der Bewachungsmannschaft Briefe überbracht und Fluchtversuche in die Wege geleitet wurden. Darauf wurde der kaiserlichen Familie sogar das Verweilen am Fenster untersagt, da die Großfürstinnen wiederholt versucht hatten, durch Zureden und Zeichengeben sich mit der Wachmannschaft zu verständigen und in Kontakt zu bleiben. Viele Bürger, die durch Angeberei und Beihilfe zur Flucht der Romanows beschuldigt waren, wurden erschossen. Die Internationalisten und Letten wurden an die Front ver-

schickt und die Bewachung der kaiserlichen Familie übernahmen Tschekisten. In diese Zeit fällt auch die Gründung der Tscheka, die hauptsächlich aus Matrosen bestand. Die Lage wurde immer drückender, täglich wurden die Besten der Bürgerschaft erschossen (alle in der Nacht), viele, die nur durch Verleumdung in die Fluchtaffäre verwickelt wurden. Die Spannung wuchs, alles erwartete eine Änderung der Lage; es waren entsetzliche Tage.

Von der Ermordung der kaiserlichen Familie erfuhren wir ungefähr zwei Tage danach von eingelieferten kranken Matrosen. Es wurde erzählt, daß Waffenfunde bei einer gelegentlichen Durchsuchung der Familie der Anlaß zu dem Urteil gewesen sei. Weiter hieß es, es wären zwei Großfürstinnen auf ungeklärte Weise verschwunden. Es wurde eine ganze Reihe von Erlässen und Befehlen herausgegeben, die sich auf Beherbergung fremder Personen bezogen. Auch wurde ein Befehl bezüglich der Deserteure aus der Armee erlassen, wodurch erneut die Todesstrafe eingeführt wurde. In einem Anschlag ‚An die Bevölkerung und die Armee‘ hieß es: Bei der Vollziehung des vom Jekaterinburger Sowjet gefällten Urteils über die Familie Romanow hätten sich verschiedene Personen des Exekutionskommandos widersätzlich benommen und seien mit weiblichen Mitgliedern der Familie Romanow unter Mitnahme von Wertgegenständen geflüchtet. Die Deserteure waren namentlich angeführt, und es hieß weiter in dem Befehle: In unsere Mitte, der Stütze der Sowjets, haben sich zaristische Revolutionäre eingeschlichen und ist hiermit der Beweis erbracht, daß eine weitvorgeschriftene revolutionäre Bewegung im Gange ist, an deren Spitze die Zarenfamilie stand. — Leider habe ich mir die Namen der Deserteure nicht gemerkt, da ich damals nicht daran dachte, daß diese einmal vielleicht für ein Opfer dieses traurigen Ereignisses von Bedeutung werden könnten. Das eine steht jedoch fest, daß ein

oder mehrere Mitglieder der Zarenfamilie existieren, denn die Mordbande hat gewußt, daß ihr ein oder das andere Opfer fehlte. Die Suche danach war sehr eifrig und nahm ein schreckliches Wüten an. Viele wurden mit der Beschuldigung in Haft genommen, den Flüchtlingen Unterkunft gewährt zu haben, und nach kurzem Verhör erschossen. Überall wurden die Häuser durchsucht, auch in den Spitälern, besonders die Frauenabteilungen, welche ständig einer strengen Kontrolle unterzogen wurden. Immer ärger hausten die Sowjets, die Stimmung war überreizt, teils durch die entsetzlichen Ereignisse in der Stadt, teils durch die dauernden Mißerfolge an der Front, das Heranrücken der Weißen Armee und Tschechoslowaken von Ufa und Tobolsk, ferner durch die angeblich aufgedeckten Fluchtversuche der Romanows. Was sich noch bis zum 24. Juli abspielte, war unbeschreiblich. Fortwährend wurde herumgeschossen, niemand war sicher, ob er den Morgen erleben wird, in jedem, der nicht Soldat war, sahen die Sowjets Konterrevolutionäre und Helfer der Flüchtlinge. Am 24. Juli endlich konnten wir von der Hölle Jekaterinburg abfahren.

Haben Sie nicht schon versucht, durch die Sowjetbehörden Aufklärungen zu erhalten? Von besonderer Wichtigkeit wären die Befehle und Veröffentlichungen des Jekaterinburger Sowjets in der Zeit vom 17. bis 25. Juli 1918, welche an die Bevölkerung und die Armee gerichtet waren. Hierdurch müßten die von mir erwähnten Ereignisse Aufklärung finden. Die Behörden können nur gestehen, daß Soldaten der Roten Armee beim Verschwinden einzelner Mitglieder des früheren Herrscherhauses mitgeholfen haben.

Versuchen Sie, mit der Sowjetgesandtschaft in Berlin in Fühlung zu treten; ich glaube, daß auch diese an einer Klärung der Sache interessiert sein kann und behilflich sein würde auszuforschen, ob und wo das entkommene Mitglied der kaiserlichen Familie lebt. Die Sowjets hätten ja guten Grund,

der Welt zu zeigen, daß sie den Überlebenden des Jekaterinburger Verbrechens Genugtuung gewähren wollen . . .

gez. A. H.

*

P. S. Ferner will ich noch erwähnen, daß die Internationalisten gar kein Interesse an der Ermordung der Zarenfamilie hatten und ja scheinbar auf der Seite der Romanows standen, wie schon im vorhergehenden Briefe erwähnt. Daß sich die diensttuenden Mannschaften gegenüber den Romanows korrekt benommen haben, und zwar war es wahrscheinlich gerade das Verhängnis, daß sie bei diesen Flucht- und Befreiungsversuchen behilflich waren. Es liegt nicht in mir, die Internationalisten zu verteidigen oder für die Deutschen darunter eine Lanze zu brechen, ich bin ja selbst Wiener. Doch was Wahrheit ist, muß Wahrheit bleiben.

Unser Oberarzt Dr. Bobrik hat den Ausspruch getan: „Solange die Internationalisten hier sind, wird es ja gehen, aber was wird später werden?“ Ein bei uns in Behandlung gestandenes Mitglied der Jekaterinburger Sowjets äußerte sich zu Dr. Bobrik: „Unsere Leute sind zu solchem Dienst nicht zu gebrauchen, entweder würden sie sie laufen lassen oder eines Tages machen sie die ganze Familie kaputt.“ . . .

gez. A. H.

*

Oberlangenbielau, den 14. März 1927

I. H. Frau Harriet von Rathlef-Keilmann

Berlin

Schr geehrte gnädige Frau!

. . . In Ihren Veröffentlichungen für und contra Anastasia führen Sie auch einen großen Teil der Äußerungen des Herrn Gilliard an, von dem ein Buch über die Ermordung der Zarenfamilie erschienen ist. Ich möchte nun fragen, ob Herr Gilliard zu jener Zeit in Jekaterinburg war, und was ihn zu

dieser falschen Darstellung veranlaßt haben mag. Denn erstens wurde die Ermordung nicht von Kriegsgefangenen ausgeführt, denn diese waren zu jener Zeit nicht mehr in Jekaterinburg; zweitens kann keine Rede davon sein, daß deutsche Agenten die Ermordung begünstigt hätten, da damals keine deutschen oder österreichischen Evakuationskommandos für Kriegsgefangene mehr dort waren. Es ist eine ganz grobe Anschuldigung der Deutschen. Weiter waren die Internationalisten zu 75 Prozent Ungarn, ein Teil Tschechoslowaken und nur vereinzelt Deutsche und diese waren Deutschösterreicher. Es hat den Anschein, als ob Herr Gilliard überhaupt nicht als ganz glaubwürdig in seinen Äußerungen zu nehmen wäre. Ich kann nur abermals auf meinen ersten Brief an Sie verweisen, in dem ich kurz eine Schilderung der Vorgänge zur Zeit der Ermordung in Jekaterinburg gegeben habe, und bezeichne jede andere Darstellung als Unwahrheit. Sollte Herr Gilliard tatsächlich in Jekaterinburg gewesen sein, so wundere ich mich sehr über seine so widersprechenden Ausführungen — überhaupt, daß er mit dem Leben davongekommen ist! . . .

gez. Ing.-chem. A. H.

*

Oberlangenbielau, den 5. März 1928

Sehr geehrte gnädige Frau!

Gerne komme ich Ihrer Aufforderung nach, Ihnen die nötigen Auskünfte und Antworten zu geben.

Ich, resp. wir, kamen mit der Ambulanz am 14. Mai 1918 nach Jekaterinburg. Unsere Aufstellung nahmen wir am Güterbahnhof, dessen Namen ich jedoch nicht mehr weiß, ca. 6—8 Werst von der Stadt, und kamen auch öfter in die Stadt. In Jekaterinburg sind wir gewesen bis zum 24. Juli 1918.

Die Anschläge waren auf allen öffentlichen Gebäuden, verschiedenen Säulen und dergleichen angebracht, in Befehlen

an die Armee und Veröffentlichungen an die Bevölkerung. Die Bekanntmachungen wurden auch in großen Mengen verteilt.

Ich führe Ihnen nochmals an, wie es darinnen hieß. — Bei der Vollziehung des vom Jekaterinburger Sowjet gefällten Urteils gegen die Familie Romanow haben sich mehrere Personen des Exekutionskommandos widersetzlich benommen und seien mit weiblichen Mitgliedern der Romanows unter Mitnahme von Wertgegenständen geflüchtet. Die Deserteure waren namentlich angeführt. Aber bei besten Erinnerungsversuchen, die ich des öfteren schon gemacht, vermochte ich mir jedoch nicht die Namen der Deserteure ins Gedächtnis zurückzurufen.

Die Verfolgung und Suche war zunächst in der ganzen Stadt und Umgebung, vor allem wurde auch Hauptmerk auf die Spitäler gelegt, ob dort noch Verletzte behandelt wurden. Jeder Verband, jede ärztliche Hilfe mußte notiert und täglich Bericht erstattet werden. In meinem Schreiben vom Vorjahre haben Sie genaue Angaben über die Zeit und Ereignisse während der Ermordung der Zarenfamilie. — Ich kenne leider hier in Deutschland niemand, mit dem ich in Jekaterinburg beisammen war. Es war ein gewisser Fischer und Jellicsek; sie sind an Flecktyphus in Astrachan gestorben im Oktober 1918. Die meisten in Jekaterinburg waren Letten, Ungarn, Tschechoslowaken und einige Deutschösterreicher — diese waren bei der Bewachungsmannschaft, und die sah ich nur selten; sie verließen schon Anfang Juli Jekaterinburg. — Immerhin würde ich Ihnen empfehlen, in Budapest und in Prag, Reichenberg sowie in Wien Veröffentlichungen erscheinen zu lassen, daß sich Leute, die zu jener Zeit in Jekaterinburg waren, melden mögen, ferner in Livland und Kurland. Der Oberarzt war ein Kurländer, namens Davidow, und hat in Dorpat studiert. Dr. Bobrik war aus Kowno. —

Versuchen Sie doch, durch neutr. Personen noch bei der

Sowjetbehörde anzukommen, oder jemanden nach Jekaterinburg zu senden. Es werden gewiß noch einwandfreie Zeugen da sein, die diese Schreckenszeit mit erlebt haben, und vielleicht wird auch noch so manches Material aufgefunden mit untrüglichen Beweisen*.

gez. A. H.

*

Breslau, am 22. März 1927

Sehr geehrte Frau von Rathlef-Keilmann!

Ich war bei Herrn Rittergutsbesitzer von Przuluski in Starkowietz als Hof- und Feldbeamter tätig und habe dortselbst auch russische Kriegsgefangene unter meiner Aufsicht gehabt. Einer dieser Kriegsgefangenen war ein gutgebildeter Mensch, mit welchem ich mich des öfteren in polnischer Sprache unterhielt und dabei auf das Gespräch über die russische Zarenfamilie kam.

Es war im Jahre 1918, als er mir eines Tages einen Brief zeigte und vorlas, den er von seinen Eltern aus Rußland bekommen. In diesem Briefe stand, daß die jüngste Tochter des Zaren vom Tode gerettet und wahrscheinlich nach Deutschland geflüchtet ist.

Außerdem wohnte auf diesem Gute ein Herr Rusznowski, welcher von Adel war und leider 1920 gestorben ist.

Dieser Herr von Rusznowski erzählte mir, daß er Beziehungen zu russischen Familien aus besten Kreisen habe, und von diesen habe er Nachricht bekommen, daß die jüngste Zarentochter Anastasia gerettet und nach Rumänien geflüchtet ist.

* Diesen Anregungen ist die Autorin, soweit nicht die Verhältnisse dem entgegenstanden, nach Maßgabe ihrer äußerst beschränkten Mittel nach Kräften nachgegangen. Sie hofft, daß dieses Buch, dessen Erscheinen sich leider sehr verzögert hat, derartige Beweisführungen überflüssig macht. Anm. d. H.

Diese hier wiedergegebenen Worte bin ich jederzeit bereit unter Eid auszusagen.

Sollten meine Angaben zur Klärung für die Großfürstin Anastasia von Nutzen sein, so bitte ich um Nachricht, sowie diskrete Behandlung meines Namens.

Es zeichnet mit Hochachtung

F. J.

*

Die ‚Königsberger Allgemeine Zeitung‘ veröffentlicht am 12. März 1927 einen Bericht eines Kaufmanns K. W. aus Königsberg, der seinerzeit kriegsgefangen in Sibirien war, als der Zarenmord verübt wurde. „Der Betreffende hatte sich dank seiner besonderen Vorbildung eine besondere Stellung geschaffen. Er war nicht nur eine Art Lagerältester, sondern bereiste auch andere Kriegsgefangenenlager, um in bezug auf Kleidung, Verpflegung usw. nach dem Rechten zu sehen. Vor allem aber gab ihm der Umstand, daß er seinerzeit sich sehr viel musikalisch betätigt hatte, besonders große Bewegungsfreiheit. Herr K. W. durfte, wie er berichtet, sich völlig frei in der russischen Gesellschaft des Städtchens, in dem sich das Lager befand, bewegen, ja, er konnte sogar mit einer russischen Künstlerin gemeinsame Konzertreisen in die Umgebung machen. Das Städtchen, um das es sich handelte, lag an der Strecke Perm—Jekaterinburg und hieß Syswa. Es befanden sich dort die großen Schuwalowwerke (Blechwalzwerk usw.), die das Städtchen mit seiner Fabrikvorstadt Syswenski-Sawod zu einem Industriemittelpunkt mit regem geselligen Leben machten. Herr K. W. berichtet nun, daß damals bereits kurz nach der Ermordung des Zaren, Ende Juli, Anfang August der Bericht über die Ermordung der Zarenfamilie nach Syswenski-Sawod kam, und daß immer wieder in der russischen Gesellschaft, und zwar mit absoluter Hartnäckigkeit, behauptet wurde, daß

eine der Großfürstinnen und Zarentöchter, Anastasia oder Tatjana, von einem russischen Soldaten in dem allgemeinen Wirrwarr gerettet worden sei. Die eine Version behauptete, daß die Rettung möglich gewesen wäre, weil die betreffende Zarentochter ohnmächtig gewesen sei, die andere Version behauptete, die Zarentochter hätte sich in einem Zustand von Scheintod befunden. Dieselbe Erzählung wurde kurz darauf Herrn K. W. auf einer Konzertreise vorgetragen, die er in derselben Zeit nach der noch näher an Jekaterinburg liegenden Stadt Tagil unternommen hatte. Später hatte Herr K. W. Gelegenheit, den Wagen mit den Mördern der Zarenfamilie zu sehen. Auf der Flucht, nämlich bei kurzem Aufenthalt auf der Station Kalino, traf ein sogenanntes ‚internationales Regiment‘ ein, in dem sich auch viele deutsche Kriegsgefangene befanden, die aus Not oder anderen Gründen Rotgardisten geworden waren. Einer dieser Rotgardisten erzählte nun unserem Gewährsmann, indem er auf einen Wagen 1. oder 2. Klasse wies, der sich in dem sonst nur aus Viehwagen bestehenden Transportzug befand, daß sich darin die Zarenmörder befänden.“

Die Zeitung fügt hinzu: „Wie eine Bestätigung und Ergänzung zu diesem Bericht des Herrn K. W. aus Königsberg wirkt eine Zuschrift des Herrn Steuerinspektors L. aus Bartenstein, aus der wir folgenden Absatz wiedergeben:

„Als der Zarenmord geschah, war ich im Kriegsgefangenenlager in Kansk-Jennisejski interniert. Wir erfuhren wohl durch die russische Presse von dem Mord, doch habe ich, was ja gleichgültig ist, als Tatort Tobolsk in Erinnerung. Kurze Zeit darauf ging es gerüchtweise in der Stadt Kansk und auch in unserem Gefangenenlager um, eine Zarentochter sei gerettet worden und solle sich mit einem russischen Soldaten auf der Flucht über den fernen Osten befinden; die russische Presse erörterte dies wohl

auch, ich könnte es durch Befragung von Herren, die ständig die Zeitung vorlasen, wohl feststellen.“

AUSSAGEN VON ROTGARDISTEN

I

Pjatakow, Kommissar der Abteilung, die das Kommando erhalten hatte, die Zarenfamilie in Jekaterinburg zu erschießen, erzählte nach der Ermordung einem russischen Bolschewiken, daß eine Leiche gefehlt habe, als man die Toten zum Fortbringen auf einen Wagen legte, um sie später zu verbrennen.

Dieser Bolschewik (der Name wird verschwiegen, weil er heute noch in Sowjetdiensten steht) teilte diese Tatsache im Jahre 1927 mit, als er sich in einer Gesellschaft in Berlin befand, die ausschließlich aus russischen Emigranten bestand. Die Unterhaltung wurde russisch geführt. Dem Professor Berg, der ebenfalls anwesend war, teilten später die Damen diese Tatsache mit.

Unterschrift: Berg*

Berlin, den 12. April 1928

*

II

Im September 1920 mußte ich zwangsweise in die 13. Rote Armee eintreten. Ich wurde in der Finanzabteilung der Kanzlei beschäftigt. Unter meinen Mitarbeitern lernte ich einen jungen Mann kennen, Este von Geburt. Seinen Namen nenne ich lieber nicht, da er noch in Rußland lebt und vielleicht Unannehmlichkeiten dadurch ausgesetzt wird.

Über den Tod der Zarenfamilie wurde damals viel in Ruß-

* Prof. Ludwig Berg, z. Z. Professor in Aachen, war damals Beauftragter für die russische Emigrantenfürsorge.

land geredet. Der betreffende junge Mann erzählte mir folgendes: er stand zur Zeit der Ermordung der Zarenfamilie in Jekaterinburg. Gleich nach der Ermordung tauchte das Gerücht auf: eine Zarentochter ist entkommen. Es war eine große Aufregung in der Stadt. Plakate waren in der Stadt und Umgegend verbreitet, mit der Bekanntgebung des Entkommens einer Zarentochter, und Belohnung für das Auffinden derselben.

gez. Olga Wissor

Berlin-Wilmersdorf, Hildegardstr. Nr. 25 II

den 20. Mai 1928

*

III

Der ‚Hannoversche Anzeiger‘ veröffentlicht am 13. 3. 1927 folgenden Bericht mit der Aussage eines Rotgardisten. „Da ich seit einiger Zeit im ‚Hannoverschen Anzeiger‘ die Veröffentlichungen über ‚Das Rätsel der Anastasia‘ mit Interesse verfolge, erinnere ich mich eines Gesprächs, das ich im Frühjahr 1920 mit einem Russen hatte, der als Rotgardist die gefangengesetzte Zarenfamilie in Jekaterinburg bis zur Mordnacht mit bewacht hat.

Ich war sechs Jahre in russischer Kriegsgefangenschaft in Sibirien und hatte während dieser Zeit, da ich meistens nur mit Russen in Berührung kam, die russische Sprache gut erlernt. Auf meiner Arbeitsstelle hatte ich es im Laufe dieser Zeit so weit gebracht, daß ich unter der bolschewikischen Herrschaft Leiter eines kleinen staatlichen Betriebes in der Nähe der Stadt Kansk wurde.

In dieser Eigenschaft lernte ich Anfang 1920 einen Russen, namens Sergej Michailowitsch Komarow kennen, mit dem ich mich in kurzer Zeit anfreundete. Komarow war bei der Verfolgung der geschlagenen Koltschakarmee an der sibirischen Eisenbahn schwer verwundet und nach seiner Wieder-

herstellung (da Schuhmacher von Beruf) mit der vorläufigen Leitung der staatlichen Schuhmacherwerkstatt in Kansk beauftragt worden. Er war überzeugter Kommunist und auf seinem Programm standen auch Gleichheit und Brüderlichkeit; aber den politischen Mord verfluchte er. Oft erzählte er mir seine Kriegs- und Revolutionserlebnisse, so daß ich sie selbst schon auswendig kannte; aber den Zarenmord, von dem ich bis dahin Einzelheiten noch nicht gehört hatte, verschwieg er. Als ich ihn eines Tages wieder besuchte, war er ganz niedergeschlagen, und auf wiederholtes Drängen sagte er mir, er habe einen Brief aus seiner Heimat erhalten, worin ihm seine Schwester Vorwürfe machte, da sie annähme, er sei an der Ermordung der Zarenfamilie beteiligt gewesen. Und nun erzählte er mir die ganze Geschichte.

Er habe als Soldat der Roten Armee im Sommer 1918 zu dem Wachtkommando gehört, das die gefangene Zarenfamilie in Jekaterinburg zu bewachen hatte. Unter den Wachtmannschaften haben sich auch solche befunden, die der Zarenfamilie heimlich kleine Gefälligkeiten erwiesen und auch streng verbotene Erleichterungen zugelassen hätten. Schon lange vor dem Morde sei gemunkelt worden, daß die Zarenfamilie erschossen werden sollte, wovor er schon immer ein heimliches Grauen gehabt habe. Der Vorwand zum Morde sei gefunden worden, als sich die Weiße Armee der Stadt Jekaterinburg genähert habe. Am Morde selbst sei er nicht beteiligt gewesen, davon habe er sich gedrückt; er habe aber nachher die Leichen mit beiseite schaffen müssen, was bis in den hellen Morgen hinein gedauert habe. Hierbei habe sich herausgestellt, daß, obwohl die ganze Zarenfamilie ermordet worden sei, eine Leiche, und zwar eine der Töchter, spurlos verschwunden gewesen sei. (Er nannte mir auch den Namen, den ich aber, da ich mich wenig dafür interessierte, vergessen habe.) Es haben auch Nachforschungen stattgefunden, aber bis zum Abrücken der roten Truppen

aus Jekaterinburg habe kein Mensch erfahren, wo die Leiche geblieben sei.

Komarow war der Annahme, daß einer der Wachtmannschaften, der vielleicht für eine der Zarentöchter besonderes Interesse gehabt hatte, sie beiseite geschafft und heimlich beerdigt habe. Andere Personen haben zu dieser Zeit in das Mordzimmer nicht kommen können; Zeit und Gelegenheit zur Fortschaffung einer Leiche seien aber nach dem Morde vorhanden gewesen. Im übrigen schilderte er die Tat, die er scharf verurteilte, wie sie bekannt ist. K. J., Zollassist.“ (Folgte Aufenthaltsort und Beschäftigungsstelle.)

Die Zeitung bemerkt hierzu: „Wir enthalten uns jeder weiteren Äußerung zu diesem Dokumente, das durch die schlichte Aufrichtigkeit der Darstellung für sich spricht. Jedenfalls würde der Nachweis, daß die Leiche einer der Zarentöchter tatsächlich gefehlt hat, in der Kette der Untersuchung von großer Bedeutung sein. Das Hauptargument der Gilliardschen Darstellung wäre damit entkräftet!“

DIE FINGERNARBE

Helmstedt, Schützenwall 4

Sehr geehrte gnädige Frau!

Ich war in Rußland verheiratet, lebte erst in Sibirien und dann in Petersburg bis 1905. Mein Onkel, der Admiral Baron Schilling, war Chef der Verwaltung des Großfürsten Alexei Alexandrowitsch und wohnte in dessen Palais, an der Moika, meine beiden Kusinen waren Hofdamen der Kaiserin, und ich erinnere mich genau, wie oft von den Kindern des Zaren gesprochen wurde und gerade von Anastasia, als der lebhaftesten und wohl auch ungezogensten Tochter.

Eines Tages wurde aber ganz entsetzt folgender Vorfall erzählt, und ich verstehe nicht, wie ‚Schura‘, die Erziehe-

rin, sich dessen nicht erinnern will und kann, da er sich mir, einer Fernstehenden, fest eingepägt hat.

Meine Kusine oder mein Onkel erzählten mit großem Bedauern, die Kinder hätten ausfahren sollen, nachdem sie wieder stark getollt hätten; als sie in den Wagen stiegen, habe der Lakai die Tür zugeschlagen und dabei Anastasia die Finger abgequetscht. Noch heute, wo ich dies schreibe, empfinde ich das Gefühl, das ich damals bei der Erzählung empfand — darum ist es mir wohl noch nicht entschwunden und ich habe die Erinnerung festgehalten.

Oft habe ich mich seinerzeit nach dem Verlauf der Heilung erkundigt, denn eines Teils interessierte es mich als Arztfrau, wie der Verlauf war, ob der Finger erhalten bleiben würde. Auch sorgte ich mich um das arme Kind, das schwer an dieser Quetschwunde zu leiden hatte. Es hat lange gedauert, bis Heilung erfolgte.

Ich kann Ihnen leider keine Adressen meiner Verwandten angeben, damit Sie Recherchen einziehen könnten, denn die Revolution hat uns verweht —, aber wenn Sie sonst noch etwas zu wissen wünschen, stehe ich gern zu Ihrer Verfügung.

gez. G. B.

DREI STELLEN AUS DEM SOKOLOWSCHEN BUCH

Bei der Durcharbeitung des Sokolowschen Buches sind mir einige Stellen als äußerst wichtig erschienen, und ich glaube, daß ich die Pflicht habe, von diesen drei Stellen zu sprechen und sie mit in das Material einzufügen.

Auf Seite 206 der russischen ungekürzten Ausgabe wird von einem Verhör gesprochen, in welchem den Kinderfrauen Teglewa (jetzige Frau Gilliard) und Ersberg vom Untersuchungsrichter Sokolow drei kleine Emaille-Heiligenbilder vorgelegt wurden, die in dem Walde, wo die Leichen der Zarenfamilie vernichtet worden sind, zusammen mit den

übrigen Resten gefunden wurden. Diese beiden sagen aus, daß das Heiligenbild des heiligen Nikolai der Großfürstin Olga, das zweite Heiligenbild, des heiligen Guri, Awiwa und Samon, und das dritte mit der Abbildung des Heilands zwei anderen Töchtern gehört hätten. Ein viertes, das doch da sein müßte, da es vier Töchter waren, fehlt.

Im Jahre 1925 sagte mir die Kinderfrau, Frau Gilliard, daß die Großfürstin Olga und die Großfürstin Anastasia beide den heiligen Nikolaus an einer Kette um den Hals getragen hätten. Demnach fehlte gerade ein Heiligenbild, das der Großfürstin Anastasia gehört haben könnte. Aus den Aussagen der Kranken weiß ich, daß sie das Heiligenbild, das sie auf der Brust getragen hatte, noch nach ihrer Errettung trug.

*

Die Kammerfrau Sanotti und die Kinderfrau Teglewa sagen im Sokolowschen Buche aus, daß zwei von den Zarentöchtern gefütterte Untertaillen getragen haben, in die eine ganze Anzahl von ungefaßten Steinen, hauptsächlich Brillanten, Smaragden und Amethysten eingenäht waren, und zwar trug die Großfürstin Anastasia die Untertaille, in der die Edelsteine eingenäht waren, die der Zarin gehörten, außerdem noch eine Perlenkette mit einem großen Saphir und Brillanten. Die Großfürstin Tatjana hatte in ihrer Untertaille die Edelsteine, die den jungen Großfürstinnen gehörten.

Nun habe ich schon im Jahre 1925 die Notiz an den dänischen Gesandten in Berlin, Herrn Zahle, übergeben, daß die Kranke, als sie mir von ihrer Errettung sprach, betonte, daß diese Rettung wohl kaum zustande gekommen wäre, wenn sie nicht Kostbarkeiten bei sich gehabt hätte, und daß die Retter gerade durch diese Edelsteine die Möglichkeit hatten, auf der monatelangen Fahrt durch Sibirien nach Rumänien die müden Pferde gegen frische einzuwechseln, und daß oft ein neuer Wagen gekauft wurde, weil auf den schlechten Wegen dieses notwendig war. Auch das Leben in Bukarest wurde

von dem Erlös dieser Steine bestritten. Als Exzellenz Zahle die Kranke fragte, ob sie wüßte, wieviel Pfund Edelsteine sie auf ihrem Körper trug, es müßten doch wenigstens zwei Pfund gewesen sein, antwortete sie lächelnd: „Zwei Pfund sicher nicht, das wäre ja doch zu schwer für mich gewesen, aber es waren viele Smaragden drunter, und die Perlenkette habe ich noch zum letztenmal in Rumänien in der Hand gehabt, bevor sie der Soldat Tschaikowski zum Verkauf wegbringen wollte.“

Im Sommer 1927 meldete sich beim Großfürsten Andreas ein Herr, der im Jahre 1919 in Rumänien gewesen war: auf Anfrage schrieb er dem Generalleutnant Héroua von einer Perlenkette, die damals ein unbekannter junger Mensch in Kischinew zum Kauf anbot. Die Perlenkette soll in ein weißes Leinensäckchen eingenäht gewesen sein, das Leinen vergilbt. Als man die Kranke nach näheren Angaben über diese Perlenkette ausfragte, sagte sie, die Perlenkette sei sehr schön gewesen, es seien ganz gelbe Perlen gewesen, eingenäht in weißes Leinen. Es ist gewiß möglich, daß es sich hier um zwei verschiedene Perlenketten handelt. Doch liegt alle Wahrscheinlichkeit vor, daß dieser junge Mann, nach der Beschreibung, der sogenannte Tschaikowski gewesen sein muß, der die Perlenkette der Großfürstin Anastasia zum Kauf anbot.

*

Nun kommt eine ganz kleine Bemerkung in dem Sokolowschen Buch, und zwar im allerletzten Anhang, wo gegen 500 Sachen, die der Zarenfamilie gehört haben, aufgezählt werden, die mich in Erstaunen setzte.

Unter Nr. 449 wird eine angefangene Handarbeit, die fertig vorgezeichnet ist und mit bunter Wolle angefangen war, verzeichnet.

In meinen Aufzeichnungen, die aus dem Jahre 1926 datieren, aus der Zeit, wo ich mit der Kranken in Lugano war, habe ich folgendes Gespräch protokolliert, welches ich hier

nur kurz wiederholen möchte. An einem Nachmittag, als ich der Kranken ein Batisttaschentüchlein besorgt hatte, das sie sticken wollte, fing sie sofort diese Handarbeit an mit einer Geschicklichkeit, aus der man nur schließen konnte, daß sie schon sehr viel feine Handarbeiten in ihrem Leben gemacht hat. Der Zweck, daß ich sie zum Arbeiten bringen wollte, war in diesem Moment vollständig erfüllt, denn es lag mir daran, sie von ihren Gedanken abzulenken und ihr die Idee eines Zweckes, den sie am Tage erfüllen mußte, zu geben. Ich sah, daß sie überglücklich war, alle Schwermut von sich geschüttelt hatte und emsig stickte. Plötzlich blickte sie auf, ihre Augen waren in weite Ferne gerichtet und mit dem Ausdruck des Grauens sagte sie zu mir: „Mein Gott, jetzt fällt mir ein, am Abend vor der Nacht, als wir totgeschlagen wurden, habe ich ja meine Handarbeit eingeteilt und sie angefangen. Ich glaube, es war etwas Buntes und habe mich so drauf gefreut, sie fertig zu machen. Mein Gott, diese schrecklichen Erinnerungen.“

RECHERCHEN IN RUMÄNIEN

Es war selbstverständlich von großer Wichtigkeit, Recherchen in Rumänien anzustellen, um die Angaben der Kranken über ihren Aufenthalt in Rumänien zu prüfen und eventuelle Zeugen zu finden. So ließ ich denn zweimal in Rumänien durch Mittelspersonen, die ich mit Material und Geldmitteln ausstattete, Recherchen vornehmen. Ich selbst war durch die Pflege der Kranken vollauf in Anspruch genommen.

Die einzigen Angaben, die die Kranke gemacht hatte, sind die folgenden: Die beiden Soldaten, die sie gerettet haben, gehörten in die Zahl der Rotgardisten, die die Zarenfamilie in Jekaterinburg zu bewachen hatten. Diese beiden Männer, die sie als mittelgroß, dunkelblond und gut aussehend, Mitte

der zwanzig, beschreibt, waren Brüder. Sie nannten sich ihr gegenüber mit dem Familiennamen Tschaikowski. Der eine von den Brüdern hat ihr erzählt, daß er sie, als die Leichen aus dem Ipatjewschen Hause weggeschafft wurden, aus dem Leichenhaufen herausgezogen habe, weil sie sich noch bewegt habe und nicht tot gewesen sei. Er habe sie in eine Decke gewickelt und heimlich weggebracht. Nach den Angaben dieses Mannes hat er in der Nähe von Jekaterinburg einen kleinen Hof oder ein Haus besessen. Um den Verfolgungen der Bolschewiken zu entgehen, die nach einer verschwundenen Großfürstin suchten, habe er sie in einem Wagen unter Stroh versteckt und sei mit seinem Bruder und zwei Frauen, die zu ihnen gehörten, geflohen.

Außerdem war mir bekannt, daß die Kranke im Jahre 1922 einer Frau Tolstoi die Straße in Bukarest genannt hat, wo sie unter dem Schutze dieser beiden Soldaten gelebt habe. Diese Straße soll den Namen ‚Heiliger Wojewoda‘ gehabt haben.

Weiter hatte die Kranke mir mitgeteilt, daß ihr eigentlicher Retter, der ältere Tschaikowski, Ende 1919 in Bukarest auf der Straße erschossen worden sei, kurz nachdem sie sich mit ihm habe trauen lassen. Denn im Herbst 1919 habe sie einem Knaben das Leben geschenkt. Sie hatte diese Angelegenheit folgendermaßen geschildert:

Als sie sich von dem der Flucht folgenden schweren Nervenfieber zu erholen begann, hat der Retter sich seinen Lohn von ihr genommen, so elend sie war. Doch hat sie keine Ehegemeinschaft mit ihm geduldet. Als sie sich nach der Geburt endlich kräftiger fühlte, verlangte sie die Trauung, weil ihr Kind wenigstens kein uneheliches sein sollte. Der Soldat Tschaikowski hat sich lange geweigert, bis er zuletzt doch auf ihren dringenden Wunsch eingegangen ist. Er hat sich mit ihr in einer katholischen Kirche trauen lassen. Auf meine Frage, wie die Trauung gewesen sei, ob der Priester, der sie getraut habe, die Trauringe gewechselt habe, und ob sie einen Trau-

schein unterschrieben habe, antwortete sie: „Nein, das ist wahrscheinlich in der katholischen Kirche nicht Sitte.“ Die Trauung beschrieb sie folgendermaßen: Sie habe auf einer Bank in der Kirche gegessen und ein Gottesdienst habe stattgefunden. Sie habe ein schwarzes Seidenkleid angehabt, einen schwarzen Hut mit einem dichten schwarzen Schleier. Nach dem Gottesdienst habe ihr der Soldat Tschaikowski gesagt, nun sei ihr Wunsch erfüllt und sie mit ihm getraut.

Diese Beschreibung der Trauung hatte in mir berechtigte Zweifel darüber geweckt, daß es faktisch eine Trauung gewesen ist. Ich hatte den Eindruck, daß man ihr eine Trauung vorgespiegelt habe, um sie zu beruhigen. Vielleicht war er bereits mit einer der beiden mitfahrenden Frauen verheiratet.

Die Königin von Rumänien, die für diese Angelegenheit in dankenswertester Weise großes Interesse gezeigt hatte, verfügte, daß das Polizeipräsidium in Bukarest sich mit allen Beamten und Archiven für diese Arbeit zur Verfügung stellte. Das geschah. Ganz besonderen Dank bin ich auch dem Chef der Bukarester Polizei Herrn Wladimirescu schuldig, der sofort für die Recherchen ein Auto zur Verfügung stelle, sämtliche Archive zum Durchsehen öffnete, und einem Beamten den Auftrag gab, der Persönlichkeit, die für mich die Recherchen machte, in allem behilflich zu sein.

*

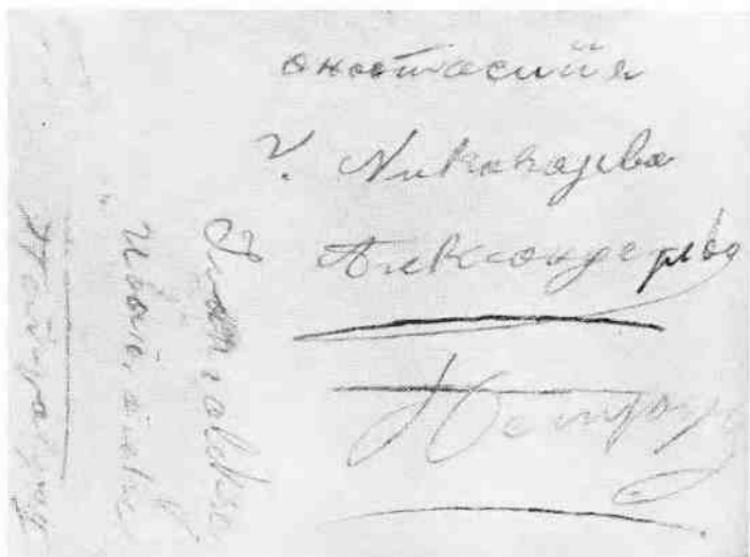
Es stellte sich nun folgendes heraus: Daß der Name Tschaikowski in keinem Archiv, in keinem Anmeldebuch und in keinem Kirchenbuch vorhanden ist. Die einzigen dieses Namens waren eine alte Dame, in Jassy in einem Damenstift, aus der Familie des bekannten Komponisten und ferner ein Oberst Tschaikowski, der im Jahre 1925 wegen einer großen Spionageaffäre in Bukarest zusammen mit seiner Frau verhaftet worden war, aber auch nichts mit dem Fall Anastasia zu tun hatte. Die Frau hatte sich hierbei aus dem Fenster gestürzt. Auch im Institut Médical légal, in dem sämtliche



Aufnahme vom 15. Aug. 1922 im Tiergarten
(während des dreitägigen angeblichen
Verschollenseins)



Der Zar als Kind



Aufschrift des sogenannten Bruders Tschaikowski auf
der Photographie der Kranken vom 15. Aug. 1922

Personen, die in Bukarest eines unnatürlichen Todes sterben, seziert und registriert werden, war der Name Tschaikowski nicht zu ermitteln. Diese Tatsachen sprechen für die Richtigkeit der Annahme, daß der Name Tschaikowski nur ein Deckname war. Selbstverständlich blieben diese Recherchen nicht geheim. Ein Artikel in einer Bukarester Zeitung hatte zur Folge, daß sich aus der Provinz ein Zeuge meldete, der Wichtiges auszusagen hatte. Dieser Zeuge wurde verhört, und die rumänische Polizei stellte das nachfolgende Protokoll auf, das ich durch einen vereidigten Dolmetscher aus dem Rumänischen in die französische Sprache habe übersetzen lassen. Das wichtigste an diesem Protokoll ist außer der Bestätigung der Rettung die Tatsache, daß der Zeuge A. ganz fest behauptet, der Retter habe nicht Tschaikowski geheißen. Der Name sei ein anderer, doch könne er sich seiner nicht genau entsinnen. Er wisse aber genau, daß er mit Vornamen Stanislaw hieß. Leider habe ich den Bericht der gerichtlichen Untersuchung des Generals Koltschak über den Zarenmord durch den Untersuchungsrichter Sokolow erst bei den Vorbereitungen zur Drucklegung dieses Buches in die Hände bekommen. Unter anderem enthält er nämlich mehrere Listen mit Namen der Rotgardisten, denen die Bewachung der Zarenfamilie anvertraut war. Unter den gegen 200 Namen, die hier festgehalten sind, hoffte ich diejenigen zweier Brüder zu finden, von denen der eine den Namen Stanislaw führt. Wie erstaunt war ich, als ich bei der genauen Durchsicht der Namen jener Abteilung der Rotgardisten, die in der oberen Etage des Hauses Ipatjew Dienst taten, einen Stanislaw Mischkewitsch verzeichnet fand, und gleich neben ihm seinen Bruder Nikolai. In dem ganzen Buch ist es der einzige ‚Stanislaw‘. Neben dem Namen des Bruders Nikolai Mischkewitsch steht der Vermerk ‚Matrose aus Petersburg‘. Die übrigen Rotgardisten sollen alle frühere Arbeiter einer Fabrik der Gebr. Slokasow bei Jekaterinburg gewesen sein. Es liegt nun die

höchste Wahrscheinlichkeit vor, daß ich den richtigen Namen des Retters der Großfürstin Anastasia in dieser Liste gefunden habe. Als Arbeiter einer örtlichen Fabrik wird dieser Stanislaw dort ansässig gewesen sein, ein Haus bewohnt und wohl auch ein Pferd besessen haben, so daß die Flucht dadurch ermöglicht wurde.

Die äußere Beschreibung dieses Stanislaw, die der Zeuge A. in seinem Protokoll festgelegt hat, stimmt vollständig mit der Beschreibung überein, die die Kranke von dem sogenannten Tschaikowski gemacht hat. Ihr werden nicht nur der sorgfältig verheimlichte Name, sondern auch die richtigen Vornamen ihrer Retter nicht bekannt gewesen sein.

*

Weiter gingen meine Recherchen dahin, die Straße des heiligen Wojewoda zu finden. Da diese Straße weder dem Polizeibeamten bekannt war, noch auf dem Plan von Bukarest stand, konnte sie zuerst nicht aufgefunden werden. Erst später gelang es durch einen Zufall, im ältesten Teil von Bukarest eine kleine krumme Gasse aufzustöbern, die den Namen Sventa Wojewoci (Sventa = heilig) trug. Damals hatte ich noch nicht das Sokolowsche Buch bearbeitet und hatte mich auf den Namen Tschaikowski verlassen. Selbstverständlich war dieser Name in der Straße unbekannt. Ob aber der Stanislaw Mischkewitsch auch wirklich unter dem Namen Mischkewitsch in Bukarest eingetragen gewesen ist, müßte noch untersucht werden. Doch ist nicht anzunehmen, daß er, der sich von Bolschewiken verfolgt fühlte, diesen Namen, der den Bolschewiken bekannt sein mußte, in Bukarest der Polizei gemeldet haben könnte.

*

Drittens versuchte ich die Spuren des Kindes zu finden, das die Kranke in der Obhut der beiden Frauen, die mit den Soldaten zusammenlebten, in Bukarest gelassen hatte. Bei diesen Recherchen hatte ich folgende Anhaltspunkte: Im

Frühling des Jahres 1925 ist in Berlin ein Mann aufgetaucht, seinem Äußeren nach ein russischer Soldat, dessen Beschreibung zu der Beschreibung der Kranken vom Bruder des sogenannten Tschaikowski stimmen würde. Er hat nicht nur in der Anstalt Dalldorf nach der Kranken gesucht, sondern ist ihrer Spur nachgegangen und hat die Peuthert besucht, die ihm in Dalldorf genannt worden war. Bei der Peuthert sah er die Photographie der Kranken stehen, ging auf dieses Bild zu, sah es an und brach in Tränen aus. Er gab der Peuthert folgende Erklärung ab: Er kenne die Kranke sehr gut, es sei die Großfürstin Anastasia von Rußland, und er habe sie von Bukarest nach Berlin gebracht, wo er sie dann aus den Augen verloren habe.

Von der Peuthert aus hat er sie noch weiter gesucht und ist bei russischen Emigranten gewesen, die die Peuthert ihm genannt hatte, endlich bei dem Polizeikommissar, wo die Kranke damals Aufnahme gefunden hatte. In der Wohnung des Polizeikommissars erfuhr er aber, daß die Kranke zur Zeit nicht in Berlin sei, sondern auf dem Gute des Polizeikommissars in der Nähe von Berlin. Von da an fehlt jegliche Spur von diesem Manne, nur eines habe ich finden können, und das ist eine Notiz von seiner Hand, die er auf der Rückseite des Bildes der Kranken bei der Peuthert gemacht hat. Aus dieser Notiz ist aber nichts Klares zu ersehen außer vielleicht der Bestätigung, daß die Kranke Anastasia Nikolajewna heiße, denn sie hat anscheinend folgenden Inhalt: Anastasia Nikolajewna. Drunter steht: Alexandrow und weiter Alexejew Schorow Petrograd. Ich habe versucht, nach diesem Namen zu suchen, doch muß dieses auch ein angenommener Name sein, denn ich habe kein Resultat erzielen können.

Der Mann sagte vom Kinde, das die Kranke in Bukarest gelassen hat, es sei in einem Waisenhaus in Galatz untergebracht. Selbstverständlich versuchte ich in beiden Waisenhäusern in Galatz nach diesem Kinde zu forschen. Doch kam

ich zu keinem Resultat. In dem einen Waisenhaus befanden sich nur rumänische Soldatenwaisen in schulpflichtigem Alter, so daß dieses ausschaltete; in dem andern Waisenhaus waren nur Findlinge und Kinder, deren Namen unbekannt sind. Bei dieser Recherche mußte ich mich an ein Merkmal halten, woran dieses Kind erkannt werden könnte. Dieses Merkmal muß ich aber aus bestimmten Gründen der Öffentlichkeit vorenthalten. Doch, wie gesagt, das Kind war nicht zu finden.

*

Bei meiner zweiten Recherche im Mai 1927 war das Resultat folgendes: Die Polizei in Bukarest fand einen Zeugen, der aussagte, daß er am 5. Dezember 1918 geholfen habe, die verwundete Großfürstin Anastasia über den Dnjestr zu bringen. Sie sei von da aus nach Orgejewka, dann über Kischinew weiter nach Bukarest gebracht worden. Für seine Hilfeleistungen habe er später im Auftrage der Großfürstin Anastasia durch einen Boten 5000 Lei überwiesen bekommen. Nachdem dieses Dokument, das ich hier beifüge, uns von der rumänischen Polizei übergeben worden war, hoffte ich, von diesem Zeugen noch Näheres zu erfahren, und schickte meinen Bevollmächtigten nach Jassy, wo jener zur Zeit lebt. Ich mußte nun eine merkwürdige Tatsache feststellen. In Bukarest und überall, wo die Möglichkeit war, Zeugen zu verhören, erwies es sich, daß ein Russe, namens Wleskow, der mit Geld und Briefen aus Berlin dort aufgetaucht war, mit dem Resultat gearbeitet hatte, daß die Zeugen sich entweder weigerten, Aussagen zu machen oder verworrene Dinge erzählten! Sie könnten übrigens vieles sagen, dürften aber nicht . . . So ging es auch mit dem Zeugen in Jassy. Seine Aussagen hatte er seinerzeit freiwillig unterzeichnet, und nun weigerte er sich, sie zu ergänzen, und versuchte sogar, irreführende Angaben zu machen. Immerhin werden die Angaben dieses Zeugen durch den Brief über den Verkauf der Perlen, den ein gewisser Tschokolow an den Großfürsten gerichtet hat, bestätigt.

Dieser Tschokolow ist dem Großfürsten unterdessen als zuverlässige Persönlichkeit bekannt geworden.

Auch ein — wenn auch nicht maßgeblicher — Beamter, der großes Interesse für diese Arbeit gehabt hatte, weigerte sich plötzlich mitzuarbeiten, und als er erfuhr, daß das Protokoll aus Jassy in meinen Händen sei, habe er aufgeregt wissen wollen, wo es sich befinde. Die umfassenden und sorgsamsten Gegenmaßnahmen, für die nicht unbeträchtliche Mittel zur Verfügung gestanden zu haben scheinen, machten die Arbeit natürlich vollständig aussichtslos.

*

Ein sehr wichtiger Zeuge fand sich jedoch außerdem noch in Rumänien in der Persönlichkeit des Herrn Nikolai Sablin, eines früheren Marineoffiziers von der kaiserlichen Yacht ‚Standard‘, der zur Zeit in Bukarest lebt. Die Polizeibehörde hatte Herrn N. W. Sablin aufgefordert, sich einzufinden, um die Recherchen in der Angelegenheit der Großfürstin Anastasia zu prüfen. Herr N. W. Sablin hatte noch einen Herrn Soldatenkow mitgebracht, der gerade aus London gekommen war, wo er bei der Großfürstin Xenia Alexandrowna tätig gewesen war.

Nachdem Herr Sablin das Material kennengelernt hatte, bestätigte er verschiedene Angaben, die die Kranke gemacht hatte. Er bestätigte, daß er dabei gewesen sei, als der noch sehr kleinen Großfürstin Anastasia am Wagenschlag ein Finger geklemmt wurde. Er bestätigte ihre Angabe, daß ihr ein Leberfleck von der linken Schulter weggebeizt worden sei, und erzählte, daß er während des Aufenthalts in den Schären in Finnland die kaiserlichen Kinder oft beim Baden in der See gesehen habe. Er habe die Großfürstin Anastasia immer mit ihrem Leberfleck auf der Schulter geneckt, und erinnere sich noch, daß die Zarin Alexandra die Bemerkung gemacht habe, daß dieser Leberfleck weggenommen werden müsse, sobald die Großfürstin Anastasia größer sei. Auch die Mißbil-

derung der FüÙe (Ballenbildung) bestätigte Herr Sablin. Herr Soldatenkow sagte von den Photographien, daß es mit Sicherheit ein Romanowgesicht sei. Die untere Hälfte des Gesichtes sei zum Beispiel ausgesprochen Xenia Alexandrowna, die er doch ganz genau kenne. Die obere Hälfte habe sehr viel Ähnlichkeit mit dem Zaren.

STANISLAW

Direktion der Polizei- und der Allgemeinen Sicherheits-
Zentral-Brigaden

Erklärung

Ich, der unterzeichnete A., C. C. aus der Stadt C., Distrikt J., gebürtig und in der gleichen Stadt und der Straße Gh. D., N^o — wohnhaft, gebe das Nachstehende zu Protokoll:

Vom Jahre 1917 bis zum April 1918 bin ich in Rußland gewesen, wo ich für das Ministerium für Kriegsindustrie sowie für die französische militärisch-technische Mission gearbeitet habe, wobei ich verschiedene Reisen nach Archangelsk, Petrograd, Riga, Charkow, Moskau, Ssimferopol, Ssewastopol, Wologda, Jekaterinburg, Kiew und Odessa ausgeführt habe, woselbst ich die Bekanntschaft einer großen Zahl russischer Offiziere aus der zarischen Armee gemacht habe*.

Nach Rumänien zurückgekehrt, bedurfte ich noch eines chirurgischen Eingriffes und begab mich bald nachher, am 27. November 1918, in das Hospital Filantropia, das ich dann nachher wieder verließ. Eines Tages, als ich auf einer Bank des Viktoriaplatzes neben dem genannten Hospital saß, näherte sich mir ein gebürtiger Pole, ein guter Freund, dessen Bekanntschaft ich in Rußland gemacht hatte, wo er in der

* In Odessa hatten sich um die Zeit eine große Schar zarentreuer Offiziere als Flüchtlinge gesammelt (Anm. d. Herausg.).

Bolschewiken-Armee gedient hatte. Ich kannte ihn unter dem Namen Stanislaw. Er war mittelgroß, hatte dunkelblondes Haar und eine Narbe am linken Auge.

In Rußland pflegte er mich ‚Pan‘ anzureden, ebenso wie ich ihn. Doch weiß ich genau, daß er Stanislaw hieß, seinen Familiennamen habe ich nicht gekannt.

Nachdem wir eine Zeitlang geplaudert hatten, fragte er mich, ob es in Rumänien Bolschewiken gebe. Ich antwortete ihm, es gebe keine und werde auch keine geben. Da er wußte, daß ich mich in Rußland zur Partei der ‚Kadetten‘ gehalten hatte*, sagte er, er habe mir etwas mitzuteilen, was geheim sei und bleiben müsse. Er nahm mir das Ehrenwort ab, daß ich verschwiegen sein werde, und sagte mir, anderenfalls würde ich getötet, meine Familie aber zugrunde gerichtet werden.

Als ich mein Wort gegeben hatte, begann er nun zu erzählen, er, der Stanislaw, habe eine schwer verwundete Person bei sich, die er nach Bukarest bringen wolle, um sie in einem Hospital unterzubringen. Doch dürfe es kein Militärhospital sein.

Darauf empfahl ich ihm das Sanatorium von Dr. Gerotta, doch sei es sehr teuer. Er antwortete, das tue nichts, er habe genügend Geld, doch müsse das Geheimnis gewahrt bleiben. Ich antwortete, wenn es sich nicht um ein Verbrechen oder einen Betrug handele, so könne er ruhig sein, da man sich in Rumänien einer großen Freiheit erfreue.

Darauf sagte er: „Aber wenn der Verwundete — eine Frau ist — würde ich diese als Mann einführen können?“ Ich darauf, das sei unmöglich. Darauf sagte mir mein Freund Stanislaw mit Tränen im Auge die Wahrheit:

„Ich habe eine Frau aus der von Jurowski, dem dicken ungeschlachteten Metallarbeiter, getöteten Familie des Zaren in meinem Schutz. Jurowski hat nur den Zaren, die Zarin und eine Tochter getötet. Von den übrigen Familienmitgliedern des Zaren, die von den Soldaten der Wache getötet worden sind,

* Eine bolschewikenfeindliche bürgerlich-demokratische Partei.

habe ich eine der Töchter gerettet und will sie nun mit einem Kameraden aus einem Dorfe bei Odessa in der Richtung auf Nikolajew zu, wo ich sie gelassen habe, herbringen. Ich will sie vor den Bolschewiken retten, die auch mich töten würden, wenn sie wüßten, was ich getan habe.

Nun fragte ich ihn, wie er es denn fertig gebracht habe, sie zu retten. Er antwortete mir, Jurowski, der dicke und ungeschlachte Bolschewik, habe den Zaren, die Zarin und eine der Töchter getötet, er habe sie auf einem Lastauto ‚Packard‘ verladen und bei einem Walde in der Nähe der Mordstelle verbrannt, damit die Kolttschaktruppen, die sich Jekaterinburg näherten, sie nicht fänden. Von den übrigen Mitgliedern der Familie des Zaren habe er die eine Tochter gerettet und in einem Wägelchen bis in die Gegend von Nikolajew-Odessa gebracht. Sie sei verwundet durch Kolbenschläge am Kopf und im Gesicht.

Hierauf trennten wir uns, ohne daß er einen Entschluß gefaßt hätte. Ich erwartete, daß er mir an die Adresse schreiben würde, die ich ihm in C. genannt hatte, doch habe ich keinen Bescheid erhalten.

Späterhin las ich in einer Zeitung der Hauptstadt, ein Fräulein Sp. im Hotel Splendid sei nach Bukarest gekommen, um sich für die Großfürstin Anastasia zu interessieren, die mein Freund Stanislaw gerettet hat. Ich habe dieser Dame geschrieben, ich könnte ihr gewisse Aufklärungen hierüber geben. Diese Aufklärungen sind die gleichen, die hier niedergelegt und von meiner Hand geschrieben und gezeichnet sind. Gh. D.-Straße, N^o —, C. Distrikt J. gez. C. C. A.

P. S. Als wir mit Stanislaw auf dem Viktoriaplatz zusammentrafen, war es November 1918. Er war recht sauber gekleidet, hatte einen Mantel aus Kakistoff mit Stoffknöpfen, Halbschuhe und einen runden steifen Hut.

gez. C. C. A.

Der diensttuende Kommissar gez. A. Strojan.

Die Korrektheit der Übersetzung aus dem Rumänischen bezeugt der vereidigte Dolmetscher am Appellationsgericht zu Berlin.

Berlin, 8. 4. 26

gez. Tiktin.*

EINREISE NACH RUMÄNIEN

Übersetzung aus dem Rumänischen

Rumänien, Ministerium des Innern

Direktion der Kriminal- und Schutzpolizei

Dienst des Sekretariats

Protokoll

In einer armenischen Kirche der Stadt Jassy ist ein Armenier angestellt, namens Sarscho Gregorian, welcher schon vor dem Jahre 1919 aus Rußland flüchtete. Der eben Genannte sagt aus, daß er am 5. Dezember 1918 auf dem Wege von Rußland nach Rumänien den Fluß Dnjestr überschritten habe. Doch bevor er den Dnjestr überschritt, befand er sich in einem Kloster in der Nähe der rumänischen Grenze. In diesem Kloster befand sich auch die russische Großfürstin Anastasia, die jüngste Tochter des Zaren Nikolaus II., welche in der Mordnacht in Jekaterinburg durch einen Soldaten der Roten Garde gerettet wurde. Dieser Soldat gehörte zu der Wache des Hauses Ipatjew, in dem die kaiserliche Familie interniert war.

Während des Aufenthalts in diesem Kloster, in dem die Flüchtlinge auf einen günstigen Moment warteten, um den Dnjestr zu überschreiten, näherte sich in einer Nacht die bolschewistische Armee. Dadurch waren alle gezwungen zu

* Dieses Dokument ist aus dem Französischen des Herrn Tiktin vom Herausgeber übersetzt. Das Original befindet sich beim dänischen Gesandten, Herrn Zahle. Um dem Zeugen Unannehmlichkeiten zu ersparen, sind Name und Ort nur durch die Anfangsbuchstaben angedeutet.

fliehen. Auch der Armenier Sarscho Gregorian mit seiner Frau und seinen drei Kindern, wie auch die Großfürstin Anastasia überschritten den Dnjestr, und zwar auf einem Punkt, welcher (Be)resina* genannt wird. Von da aus gelangten sie nach Orgejew. Auf dem andern Ufer trafen sie einen russischen Offizier der Armee, welcher ein Oberst zu sein schien, der alle Flüchtlinge in sein Automobil nahm und sie weiter nach Orgejew brachte. Von Orgejew wurde die Großfürstin nach Bukarest gebracht. In der Zeit, als Sarscho Gregorian sich in Kischinew befand, und zwar am 6. Mai (1919), bekam er durch einen Boten aus Bukarest von der Großfürstin Anastasia 5000 Lei, um sich bei ihm erkenntlich zu zeigen für seine Hilfe während der obenbeschriebenen Flucht.

Als Anastasia Kischinew verließ, schickte sie dem Sarscho Gregorian ein Holzkreuz und ein Heiligenbild und sagte ihm, er möchte seine Kinder erst dann taufen, wenn sie wiederkäme, da sie bei den Kindern Pate stehen wollte. Und bis zum heutigen Tage sind die Kinder des Armeniers noch nicht getauft, weil er auf die Wiederkehr der Großfürstin Anastasia wartet.

Übersetzt: gez. Generalleutnant Héroua
Bukarest, 4. Mai 1927

DER PERLENBRIEF

Kopie eines Briefes des Herrn S. M. Tschokolow an General
A. W. Héroua

Teleschewo, 20. Juli 1927

Entschuldigen Sie bitte mein Schweigen, doch hat mich Ihre Anfrage nicht auf dem Gute angetroffen, ich wollte aber nur auf Grund aller erforderlichen Feststellungen antworten, damit kein Irrtum unterlaufe. Außerdem kann in dieser Angelegenheit jede ungenaue Angabe auf eine falsche Spur führen.

* Im Protokoll steht der Name Beresina, doch soll der Name Resina heißen.

Ich fürchte, die Tatsache des Verkaufs einer Perlenschnur steht gar nicht in Zusammenhang mit der Großfürstin Anastasia Nikolajewna, will aber doch in Kürze, soweit das Ereignis mir in Erinnerung geblieben ist, berichten.

Als ich gelegentlich den Juwelierladen der Atazkaja in Kischinew besuchte, sah ich eine Schnur Perlen bei ihr, die ihr jemand zum Verkauf in Kommission gegeben hatte. Die Juwelierin schlug mir den Kauf vor, doch lehnte ich ihn ab. Dennoch schickte sie mir den Besitzer der Perlenschnur ins Haus (Ssadowaja N. 15). Ein junger Mann von etwa 25 bis 28 Jahren, elegant gekleidet, rasiert, mit einem kleinen Schnurrbart und glatt nach hinten gekämmten Haaren stellte sich mir als solcher vor. Sein Familienname ist leider keinem von uns in Erinnerung geblieben. Doch hieß er nicht Tschaikowski. Er erzählte, er sei aus Rußland eingetroffen, habe nur diese Perlenschnur mit herausgebracht und werde nach Bukarest fahren. Er wolle die Perlenschnur verkaufen.

Ich riet ihm, die Schnur doch in Bukarest zu verkaufen, wo er einen größeren Preis erzielen werde. Er erklärte jedoch, er fürchte, sie mitzunehmen, da seine Dokumente nicht ganz in Ordnung seien. Er fürchte, festgestellt und arretiert zu werden, wobei man ihm die Kette stehlen könne. Er wies hierbei eine Perlenschnur mittlerer Größe vor; die Perlen waren recht gleichmäßig und von einer bestimmten gelblichen Tönung. Die Schnur war ungefähr eine Arschin (etwa $\frac{3}{4}$ Meter) lang und enthielt wohl so gegen 100 Perlen. Sie war wulstartig in weißes Zeug eingenäht, so daß man sie sich um die Taille binden konnte. Da wir selber nach Bukarest unterwegs waren, bat er mich, die Kette dorthin mitzunehmen, worauf ich auch einging. Wenige Tage darauf, wahrscheinlich Anfang Mai 1919, fuhren wir nach Bukarest, wo ich ihm diese Schnur einhändigte, zu welchem Zweck ich mich bei ihm im Hotel einfand.

Ich erinnere mich ferner, ihn einige Tage später in Buka-

rest getroffen zu haben, wobei er mir mitteilte, er habe die Perlenschnur für die Summe von etwa 80000 bis 90000 Lei verkauft*.

gez. S. M. Tschokolow

*

PROFESSOR DR. BONHOEFFER

Geheimrat Prof. Bonhoeffer, dem die ganze Krankheitsgeschichte aus Dalldorf zur Verfügung gestellt worden war, äußert sich folgendermaßen:

„Es schien mir erforderlich, bei diesem etwas summarischen Krankheitsbericht noch eingehenderes Material der Anstalt zu bekommen.

Durch das Entgegenkommen der Anstaltsdirektoren Dalldorf war es möglich, Äußerungen des Pflegepersonals, das sich hauptsächlich mit der Patientin befaßt habe, zu bekommen.

Die Oberpflegerin gab zu, daß die Patientin zu Beginn ihres Aufenthaltes sehr niedergedrückt gewesen sei. Sie habe öfter geäußert, daß sie am liebsten sterben wolle, sie habe zeitweilig die Nahrung verweigert.

In der zweiten Hälfte ihres Aufenthaltes sei sie lebhafter und zugänglicher gewesen. Sie habe sich bereitwillig und freundlich der Anstaltsordnung gefügt, habe sich aber geweigert, in den Garten zu gehen . . . sie habe meist ruhig im Bett gelegen, sich viel mit Lesen von Zeitungen und Büchern be-

* Dieser Brief, der mit den übrigen Dokumenten in keinerlei Gegensatz steht, da sich hiernach der Weg der Flüchtlinge aus Rußland über die rumänische Grenze (5. 12. 18) nach Kischinew oder Umgebung (mit längerem Aufenthalt dortselbst) bis nach Bukarest verfolgen ließe, ist dem Herausgeber in Abschrift des russischen Originals vom Großfürsten Andreas mitgeteilt worden, der den Schreiber selbst kennengelernt hat und als vertrauenswürdigen Mann bezeichnet.

schäftigt, habe die politischen Ereignisse mit Interesse verfolgt und sich darüber auch unterhalten . . . Sie erinnert sich, daß die Patientin einmal bei der Lektüre der Zeitung zu ihr spontan gesagt habe: „Sehen Sie, hier steht es ja, sie (die Russen) werden doch ausgeliefert.“

Wenn fremde Besucher ins Zimmer getreten seien, habe sie sich zur Wand gedreht und die Decke über den Kopf gezogen. Ebenso habe sie sich verhalten, wenn man ihre Personalien wissen wollte . . . Weiter sagt die Oberpflegerin; die Patientin habe nie den Eindruck einer Geisteskranken gemacht, das einzig Auffällige sei das Verschweigen der Personalien und die Angst vor der Erkennung gewesen. Die Patientin sei stets orientiert gewesen und habe alle Namen der Abteilungen gekannt. Sie habe die Pflegerin mit Namen genannt, auch sich gelegentlich unter Namensnennung über einzelne beklagt.

Bei der Entlassung sei sie erst mitgegangen, nachdem man ihr einen tiefschwarzen Schleier vor das Gesicht gebunden habe.

Alle Pflegerinnen betonen ihr freundliches, höfliches, auch für Kleinigkeiten dankbares Wesen . . .

Eine Pflegerin, eine frühere Sprachlehrerin aus Libau, die Russisch spricht und als gut und zuverlässig von den Ärzten bezeichnet wird, gibt an, daß die Patientin Russisch wie eine gebürtige Russin und nicht wie eine Ausländerin, die Russisch gelernt, gesprochen habe; sie habe die harte russische Endbetonung bei bestimmten Wörtern gehabt. Die Möglichkeit eines Irrtums über das Russischsprechen lehnt die Pflegerin mit Bestimmtheit ab. Die Pflegerin habe der Kranken einmal eine deutsche illustrierte Zeitschrift mitgebracht, in der über die Gefangenschaft und Ermordung der russischen Zarenfamilie berichtet und Bilder davon gebracht wurden. Die Patientin sei daraufhin sehr traurig gestimmt gewesen, habe aber nichts

weiter geäußert. Sie habe überhaupt nie eine Andeutung über ihre Herkunft gemacht, nur einmal habe sie gesagt: „Wenn man wüßte, wer ich bin, wäre ich nicht hier.“

Ihr Verhalten habe außer der Scheu vor Fremden nie etwas Auffälliges geboten . . . aus dem guten Benehmen und ihrer gebildeten Sprechweise hat man schließen müssen, daß sie aus guten Kreisen stamme.

. . . Eine andere Pflegerin äußerte sich: Die Patientin habe in ihrem ganzen Benehmen den Eindruck einer vornehmen Dame gemacht. Sie sei mitunter sogar etwas hochfahrend gewesen. Im allgemeinen aber liebenswürdig, wenn auch etwas verschlossen. Sie habe gut über das deutsche Kaiserhaus Bescheid gewußt und sich einmal über den Kronprinzen geäußert, so daß man meinen konnte, sie sei persönlich mit ihm bekannt . . .

. . . Weder aus der Krankengeschichte, noch aus den Angaben der Pflegerinnen ist ersichtlich, daß die Patientin aus der Anstalt herausgedrängt oder auch nur Entlassungswünsche geäußert hätte.“

Geheimrat Prof. Bonhoeffer äußert sich über seine persönliche Beobachtung der Kranken folgendermaßen:

„. . . Einer eingehenden physischen Untersuchung setzten sich insofern Schwierigkeiten entgegen, als die Patientin nach kurzer Zeit anzugeben pflegte, daß sie durch die Schmerzen im Arm erschöpft sei. Sie legt sich dann im Bett zurück und schließt mit angegriffenem Ausdruck die Augen . . .

Es ist nicht möglich, von ihr im Zusammenhang über ihre Kindheit und ihre späteren Erlebnisse einen Bericht zu bekommen. Vielfach entzieht sie sich auch einer eingehenden Exploration dadurch, daß sie sagt oder durch den Gesichtsausdruck einer gewissen Verzweiflung es zum Ausdruck bringt, daß ihr die Besprechung ihrer Erinnerungen peinlich ist und daß sie sich zu krank fühle. Sie sei nicht nur körperlich krank, sondern auch geistig nichts mehr wert. Es lohne sich für sie

nicht mehr weiterzuleben. Sie habe auch keine Interessen mehr.

Tatsächlich zeigt sich bei längeren Besprechungen Kongestion des Gesichts, und sie bekommt lange Züge. Sie behält aber in der Unterhaltung und in der Verkehrsweise stets eine aufmerksame, liebenswürdig verbindliche Form. Ihre Ausdrucksweise ist in der Wortwahl oft ungewöhnlich geschickt. Die Aussprache ist ausländisch, mit einem russischen Akzent, der aber noch eine besondere Nuance zeigt. Von einem süddeutschen Anschlag, der in der Krankheitsgeschichte von Dalldorf erwähnt ist, findet sich zur Zeit nichts . . .

. . . Was sie im Verlauf der einzelnen Unterredungen an Erinnerungsmomenten von ihrem Lebensgang von sich gibt, ist etwa folgendes:

Sie erinnert sich, mit ihren Geschwistern in Zarskoje Selo als Kind im Garten gespielt zu haben. Die Mutter habe meist Englisch mit ihnen gesprochen. Sie erinnert sich, daß sie im Sommer in der Krim war, den Ort kann sie nicht nennen. Auch in deutschen Bädern sei sie mit der Mutter gewesen, erinnert sich an eine Kapelle, welche die Mutter gebaut habe . . .

. . . auch sonst sei sie in Hessen gewesen. Auf Darmstadt kommt sie nicht, bejaht es aber sofort, als es genannt wird . . . An das Lazarett der Zarin und ihrer älteren Schwestern in Zarskoje Selo will sie sich gut erinnern. An den Aufenthalt in Tobolsk und Jekaterinburg will sie sich auch erinnern. Sie hätte dort mit ihren Schwestern ein Zimmer gehabt. Sie seien mit der Bahn, wohl auch zu Schiff dorthin gekommen.

Von den letzten Erlebnissen der Zarenfamilie gibt sie an, daß ihr Vater zuerst erschossen worden sei. Sie erinnere sich an eine Anzahl von Männern, die gekommen seien, und an einen glänzenden Sternenhimmel. Was weiter erfolgt sei, wisse sie nicht.

Über die Reise nach Berlin gibt sie an, sie sei mit der Bahn gefahren, sei immer vor der Grenze mit ihrem Begleiter ausgestiegen und über die Grenze zu Fuß gegangen. Man habe sich erkundigen müssen, um über die Grenze zu kommen, sie sei oft äußerst erschöpft gewesen.

Für die Reise hätten sie Schmucksachen zu Geld gemacht. Ihre Schmucksachen habe sie im übrigen bei ihren Beschützern in Rumänien gelassen, auch um für ihr Kind dort etwas zu lassen.

Hier in Berlin sei sie, ehe sie sich das Leben nehmen wollte und ins Krankenhaus gekommen sei, wohl nur wenige Tage gewesen . . . sie sei dann sehr verzweifelt gewesen, habe versucht, sich das Leben zu nehmen; daß sie keinen Versuch gemacht habe, ihren Begleiter in das Krankenhaus bitten zu lassen, erklärt sie mit ihrer Gleichgültigkeit und ihrer Angst.

Sie gibt an, in Dalldorf zu Anfang ihres Aufenthaltes einen Brief an die Prinzessin Heinrich geschickt zu haben. Die Krankengeschichte enthält darüber nichts . . . Bemerkt sei noch, daß die Art, wie sie ihre angeblichen Erlebnisse reproduziert, nichts Demonstratives hat und von einer anscheinend natürlichen Affektreaktion begleitet ist.

Die Art, wie gelegentlich durch eine zufällige Gedankenverbindung ein Erinnerungskomplex in Erscheinung tritt, hat nichts Künstliches. Auffällig ist, wie ihr überall die Einzelheiten, die eine lokale Identifikation ermöglichen könnten, Personennamen usw. fehlen.

Für die psychische Beurteilung von Wichtigkeit ist das Verhalten des Gedächtnisses der Untersuchten in bezug auf den Aufenthalt in Dalldorf, weil hier der Vergleich mit dem tatsächlichen Erleben möglich ist und über ihre Bewußtseinslage während ihres Aufenthaltes ausreichende Daten vorliegen . . .

Tatsächlich gibt die Untersuchte bei der Besprechung des Anstaltsaufenthaltes weitgehende Erinnerungslücken an. Trotz



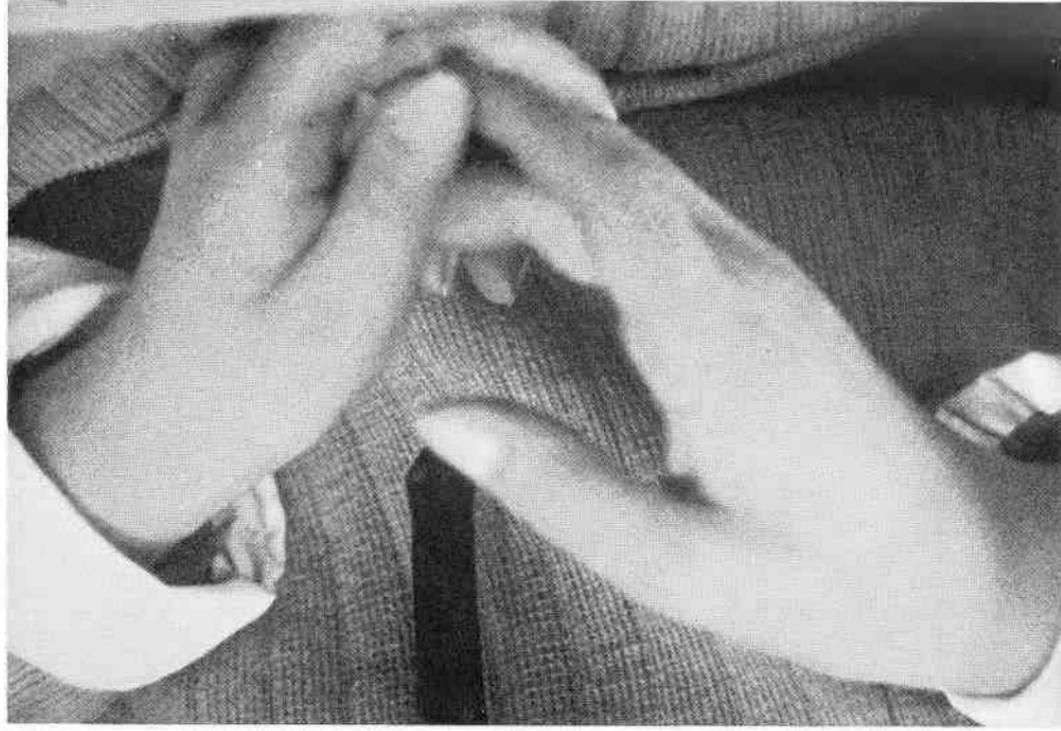
Die Unbekannte in Amerika



Die Zarin-Mutter Maria Feodorowna

Die Hände der Unbekannten

Phot. Gertrud Saube



des über zwei Jahre dauernden Aufenthaltes weiß sie keinen Namen der Pflegerinnen, der Ärzte oder Kranken zu nennen.

Sie gibt an, nichts davon zu wissen, daß sie photographiert worden ist, obwohl sie sich doch offenbar in lebhaftem Affekt befunden und sich dabei gesträubt hatte. Sie bestreitet überhaupt, daß sie dort mit irgend jemandem gesprochen hätte . . . sie bestreitet und erklärt es für ausgeschlossen, mit der Pflegerin Buchholz Russisch gesprochen zu haben . . .

. . . An die ironische Abfertigung des Arztes, der sie als Marie Wachowiak anredete, erinnert sie sich auch nicht . . . sie erinnert sich, daß ihr eine Pflegerin eine illustrierte Zeitung mit dem Inhalt über die Gefangenschaft und die Ermordung der Zarenfamilie gebracht habe, sie gibt auch zu, daß sie sich Zähne habe ziehen lassen, weil sie lose gewesen seien . . . ihre Affektreaktion bei der Besprechung dieser Dinge ist sehr lebhaft, und es ist bemerkenswert, daß sie vielfach nicht nur, sich nicht zu erinnern, angibt, sondern einzelnes auch ausdrücklich bestreitet und für ausgeschlossen erklärt . . . so das Lesen und das Russischsprechen . . . Die Prüfung der Lesefähigkeit ergibt, daß sie einzelne lateinische Buchstaben (deutsche liest sie nicht) richtig, wenn auch nur mühselig und oft erst auf Drängen liest . . . Beim Schreiben liegen die Verhältnisse ebenso. Sie schreibt in lateinischen Lettern mühsam den Namen Anastasie, sonst spontan nichts . . .

Die Prüfung der Erinnerungsfähigkeit für neuere Eindrücke ergibt, daß die Patientin jüngst Erlebtes zumeist richtig reproduziert.

Sie berichtet in der Unterhaltung, was sie in den letzten Tagen erlebt hat, was für Beschwerden sie gehabt hat, usw. . .

So eindeutig das Benehmen, der sprachliche Ausdruck, in der Unterhaltung, eine gewisse lebenswürdige Grazie im Spiele der Mimik und in der Art, sich zu geben, auf die Herkunft der Untersuchten aus gebildeten Kreisen hinweist, so schwierig und mühsam ist es, ein geschlossenes Bild

ihrer Persönlichkeit zu bekommen . . . Für die hier interessierende Identitätsfrage ergeben sich einige wichtige psychopathologische Feststellungen. Eine Geisteskrankheit im eigentlichen Sinne liegt bei der Untersuchten nicht vor, dagegen zeigt sie die Züge einer psychopathischen Konstitution, das tritt in ihrer emotionellen Erregbarkeit, in der Neigung zu Stimmungsschwankungen, insbesondere zu depressiven Reaktionen und in der eigenartigen Erinnerungsstörung hervor . . .

. . . Es sind Erinnerungsstörungen, die von mehr oder weniger bewußten Willenseinstellungen abhängig sind . . .

Im Zusammenhang mit den übrigen Feststellungen an Erinnerungsvermögen spricht die Wahrscheinlichkeit dafür, daß es sich um einen autosuggestiven Erinnerungsausfall handelt, der aus dem Wunsche nach Verdrängung des Erlebten erwachsen ist.

Es ist die Frage, ob hypnotische Beeinflussung der Patientin durch Dritte in Betracht kommt, gestellt worden.

Sie ist zu verneinen. Ebenso wie die andere, ob ein bewußtes Vortäuschen anzunehmen ist.“

Berlin 16. 3. 26

gez. Prof. Dr. Bonhoeffer*

*

Geheimrat Prof. Dr. Bonhoeffer, der die Kranke zwei bis drei Wochen lang, aber nicht täglich, besucht hat, hatte leider nicht die Möglichkeit, sie im Laufe des ganzen Jahres zu sehen. Er kannte sie daher lange nicht so gut wie die andern Ärzte, deren Gutachten ich später mitteile.

Sie war damals, als Prof. Bonhoeffer zu ihr kam, sehr ängstlich, wenn ihr eine fremde Persönlichkeit gegenübertrat, und

* Dieser Auszug, der die Gutachten der Chirurgen und der Sanatoriumsärzte nach der psychopathologischen Seite ergänzt, hat Prof. Bonhoeffer vorgelegen, der ihn gebilligt hat.

fühlte sich ihm gegenüber weniger frei als vor den Menschen, die sie schon längere Zeit kannte.

Nachdem er sie eines Tages nach ihren Erinnerungen aus der Zeit im Irrenhause ausgefragt und ihr zuletzt erklärt hatte, sie müsse alles tun, um ihr Gedächtnis zu kräftigen und zu üben, um wieder normal denken und alles Erlebte behalten zu können, verabschiedete er sich von ihr. Kaum hatte sich die Türe hinter ihm geschlossen, als sie voller Empörung rief: „Ich gebe mir die blutigste Mühe, alles zu vergessen, und dieser Mensch wühlt mir mein ganzes Gedächtnis wieder auf. Das will ich nicht.“

SCHREIBFÄHIGKEIT

Da Prof. Dr. Bonhoeffer sich in seinem Gutachten auch über ihre Schreibfähigkeit ausführlich äußert, muß ich aus meiner eigenen Erfahrung einige wichtige Beobachtungen hinzufügen*.

Das Schreiben hat der Kranken stets große Schwierigkeiten bereitet. Als ich sie kennenlernte, vermochte sie überhaupt weder zu schreiben noch zu lesen. Nachdem ich ihr zugeredet hatte, es doch wieder einmal zu probieren, bat sie mich, ihr ein Heft zu besorgen und ihr kalligraphische Buchstaben vorzuschreiben. Doch ging das gar nicht; sie behauptete, daß sie ganz anders geschrieben hätte und meine Art der Vorschrift ihr Schwierigkeiten machte.

Am 28. Juni 1925 saß ich an ihrem Bett, und sie hatte eine illustrierte Zeitschrift vor sich. Mit einem Bleistift schrieb sie auf den Rand dieser Zeitschrift mehrere Male den lateinischen Buchstaben A und dann den ganzen Namen Anastasie. Dieses Blatt übergab ich dem dänischen Gesandten. Später, im Herbst, als es ihr besser ging, versuchte sie mehrere Male zu schreiben, allerdings nur ihren Namen und ohne

* vgl. auch Frau Melniks Bekundungen, Seite 143 u. folg.

jegliche Vorlage (ich sage das ausdrücklich, weil einige russische Emigranten das Gerücht verbreiten, sie habe sich nach Vorlagen geübt, die ich ihr beschaffte).

Zu Weihnachten 1925 setzte sie ihre Unterschrift auf eine Postkarte, die sie sich von mir besorgen ließ, um sie Gilliards zu schicken, worauf Herr Gilliard mir, wie bereits an anderer Stelle vermerkt, antwortete: „Ma femme a été très émue en recevant la carte que vous nous avez envoyée. Il est vrai que la signature rappelle beaucoup l'écriture de la Grande-Duchesse Anastasia, lorsqu'elle avait 13 ou 14 ans. Il serait très important de savoir si la malade a vu la signature de la Grande Duchesse sur des cartes ou dans des livres; il faudrait tâcher de lui faire écrire quelques lignes.“

Tatsache ist, daß die Kranke niemals die Handschrift der Großfürstin Anastasia als Vorlage benutzt oder überhaupt zu Gesicht bekommen hat. Erst später im Winter erhielt sie von Gilliard eine Photographie der Großfürstin Anastasia mit deren Unterschrift, die sie ihm als Kind einmal geschenkt hatte.

*

Im Sommer 1926 ging es ihr so gut, daß wir eine Erholungsreise in die Schweiz wagen durften. Sie begann sogar wieder Englisch zu lesen, wobei sie allerdings ein Buch mit sehr großen Buchstaben benutzte. Die kleinen verschwammen ihr vor den Augen. Auf unseren Dampferfahrten hörte sie voll Interesse den Gesprächen zu, die von den vielen englischen Mitreisenden geführt wurden. Immer wieder äußerte sie den Wunsch, mit jemandem Englisch zu sprechen. Da ich selbst das Englische nicht beherrsche, und die Kranke mit meiner Aussprache des Englischen mit Recht nicht zufrieden war, bat ich eine englische Dame, die wir in Lugano kennenlernten, sich mit der Kranken von Zeit zu Zeit englisch zu unterhalten und mit ihr zusammen zu lesen. Bei dieser Lektüre erwies sich nun, daß sie durchaus Englisch lesen konnte. Und als

die englische Dame ihr ein Heft zuschob und sie hieß: „Jetzt schreiben Sie!“, nahm sie einen Bleistift und beschrieb schnell und ohne zu stocken nach dem Diktat eine ganze Seite des Heftes, allerdings mit etwa fünf orthographischen Fehlern. Ich war zuerst erschrocken, denn ich dachte, daß die Kranke plötzlich versagen würde und ich dann der Dame irgendeine Erklärung geben müßte, was ich ja auf alle Fälle zu vermein hatte.

Wie groß war mein Erstaunen, als die Kranke, die dies ganze Jahr, in dem ich sie kannte, nie schreiben konnte, es plötzlich nun doch vermochte . . .

Ich hatte den Eindruck, daß sie sich dessen gar nicht bewußt war, daß irgendeine Hemmung von ihr abgefallen war, zum Teil dadurch bedingt, daß die englische Dame ihre Schriftkenntnis für selbstverständlich hielt. Seit jenem Augenblick kann die Kranke schreiben . . . Es existieren Karten, die sie in deutscher Sprache geschrieben hat, und zwar in einem sehr gewählten, formellen Deutsch, wenn auch mit vielen orthographischen Fehlern.

Im Juni 1926 schrieb sie einen vier Seiten langen Brief in derselben Handschrift, die nach der Meinung des Herrn Gilliard die der Großfürstin Anastasia sein soll, ohne mein Wissen an die Masseuse G. nach Berlin. Dieser Brief ist im Besitze des dänischen Gesandten, ebenso verschiedene Karten, die sie in meiner Abwesenheit an ihn selbst sandte.

PROF. S. M. RUDNEFF

Chirurg am Mommsen-Sanatorium in Berlin*

. . . ich möchte hier folgende Tatsachen z. T. über meine Beobachtungen des physischen und psychischen Zustandes der Frau Tschaikowski wiedergeben und ebenso einige Tatsachen mitteilen, welche auf die Ähnlichkeit der Kranken mit der

* Früher in Moskau.

jüngsten Tochter S. Majestät des Zaren Nikolai II. schließen lassen.

Bei meinem ersten Besuch im Marienkrankenhause, wohin ich gerufen wurde, um meinen Rat abzugeben über die Art der notwendigen Behandlung der Kranken, fand ich die Patientin in einem schwer depressiven Zustand. Sie wollte sogar auf keinerlei Fragen antworten. Ich konnte konstatieren, daß das Zentrum ihres Leidens ein Infektionsprozeß in ihrem linken Arm ist, wo die chronische Erkrankung durch Tuberkulose sich durch eine Staphylokokken-Infektion verschlimmert hat. Die Erkrankung hatte eine sehr hohe Temperatur, 39 bis 40 Grad, eine vollständige Schwächung des Organismus und Zerrüttung des Nervensystems zur Folge.

Ich schlug eine Operation vor, um das Leben der Kranken und nach Möglichkeit den Arm zu retten, da die Frage einer Amputation nicht fern lag. Die Kranke wurde ins Mommsen-Sanatorium übergeführt, wo ich in einer Chloroformnarkose die ganzen infizierten Gewebe aufschnitt und mit einem scharfen Löffel die eitrigen Massen auskratzte, die zwischen den Muskeln und Knochen lagen, wo ich auch einen Teil der infizierten Stellen wegnehmen konnte. Dann desinfizierte ich alles mit Jod, drainierte den Arm durch Jodoformmull.

Während der Narkose phantasierte die Kranke in englischer Sprache. Vor der Operation sprach ich mit ihr Russisch, und die Kranke beantwortete alles in deutscher Sprache.

Im Laufe von vielen Wochen, vor der Operation und nachher, konnte die Kranke nicht ohne Injektionen von Morphium und Trivalin auskommen.

Als ich die Kranke gründlich untersuchte, fand ich auf dem Knochen vorne auf der Brust eine Narbe, die infolge einer tuberkulösen Erkrankung da war und wovon mir der Oberarzt des Krankenhauses Westend, Dr. Neubert, Näheres erzählte. Auf dem Schädel fand ich in der Gegend der Schläfe

und des Hinterkopfes rechts Vernarbungen des Knochens, welche aber anatomisch nicht infolge einer tuberkulösen Erkrankung entstanden sein können, sondern den Charakter von Narben haben, die nach einem Schlag mit einem schweren Gegenstand entstehen, indem die Knochen- substanz verletzt wird. Auf der Röntgenaufnahme kann man konstatieren, daß der Knochen verletzt ist und ein Bluterguß stattgefunden haben kann.

Die Kranke ist sehr blutarm, abgemagert, gleicht einem Skelett, das nur mit Haut umspannt ist, ohne jegliches Fett, in der linken Lunge der unteren Seite sind leichte Geräusche als Folge einer Pleuritis.

Auf dem linken Knie sind Stichwunden durch Punktieren, um eine Entzündung im Knie zu heilen.

Am rechten Fuß habe ich eine starke Deformation konstatiert, die einen angeborenen Charakter darstellt, in der Art, daß der große Zeh sich ganz zur Mitte biegt und einen Ballen bildet.

Von den behandelnden Ärzten Ihrer K. Hoheit der Großfürstin Anastasia Nikolajewna habe ich seinerzeit schon früher von der Form und der Veränderung des rechten Fußes gehört.

Während ich täglich die Verbände bei der Kranken machte, konnte ich allmählich ihr Vertrauen gewinnen, und kann deshalb meine Beobachtungen ihrer Psyche wiedergeben.

Alles das, was den physischen Zustand betrifft, konnte die Kranke präzise und vernünftig erklären, doch von der Zukunft sprach sie, daß sie überzeugt sei, daß alles nutzlos sei und daß sie nur auf den Tod warte. Auch äußerte sie, daß sie nicht daran glaube, so weit gesund zu werden, um mit der Hand arbeiten zu können. Diese Gedanken bedrückten die Kranke derartig, daß sie gar kein Interesse mehr an ihrer Umgebung fand und in allen, die sie umgaben, nur ihr feindlich gesinnte Menschen sah. Dieses Mißtrauen hinderte mich lange, mich

ihr mit Fragen zu nähern über ihre Vergangenheit und ihre Leiden. Erst sechs bis sieben Wochen nach der Operation, als die Kranke anfing, sich besser zu ernähren, und ihr allgemeiner Zustand sich hob, ebenso ihr Gedächtnis, welches sehr geschwächt ist, sich zum Teil gebessert hatte, konnte die Kranke mir Näheres mitteilen aus der Zeit ihrer Kindheit, und zwar Tatsachen, die nur den nächsten Mitgliedern der Familie des Zaren Nikolai II. bekannt sein konnten.

Ich selbst hatte einmal Gelegenheit, die Großfürstin Anastasia zusammen mit ihrer Schwester, der Großfürstin Tatjana, im Schlosse zu Moskau am Tage der Kriegserklärung zu sehen. Ich ging damals mit Prof. S. T. Feodorow längs des Schlosses an der Seite der Troitzker Pforte im Kreml.

Während wir gingen, wurden wir mit einem zusammengeballten Papier aus dem Fenster des Schlosses beworfen. Ich fragte S. T. Feodorow, wer aus dem Fenster das Papier geworfen haben könne, worauf Feodorow antwortete: „Wollen wir auf die andere Seite hinübergehen bis zum Gitter?“ Und da sahen wir in weißen Kleidern die beiden Großfürstinnen Anastasia und Tatjana, die aberschnell von dem Fenster zurücktraten, als sie uns sahen.

In Erinnerung an diesen Vorfall, von welchem ich bis jetzt niemandem erzählt habe, fragte ich die Kranke: „Sagen Sie, was haben Sie an dem Fenster im Schlosse getan, an dem Tage, als Seine Majestät den Krieg erklärte?“ Die Kranke wurde nachdenklich, dann lachte sie spontan auf und sagte: „Schande, Schande. Meine Schwester und ich machten Dummheiten und bewarfen die Vorübergehenden mit Papierkügelchen.“

Ich kann mir nicht denken, daß in dieser Antwort irgend etwas war, was Ähnlichkeit mit Gedankenleserei usw. hätte.

Es war auch niemals irgendein Grund, aus den Gesprächen mit der Kranken auf den Gedanken zu kommen, daß irgend-

welche Hypnose bestand oder daß die Kranke die Fähigkeit hatte, fremde Gedanken zu lesen oder Gefühle der anderen zu durchschauen. Es waren auch gar keine Symptome dafür da, daß sie hellseherisch begabt sei. Man konnte im Gegenteil einen starken depressiven Zustand bei ihr konstatieren und einen Mangel an Gedächtnis, welcher sogar eintrat bei jüngst erlebten Tatsachen. Die leichte Vergesslichkeit verläßt die Kranke bis zum heutigen Tage nicht.

Sich zu konzentrieren, fällt der Kranken überaus schwer, und ebenso ist es auch noch nicht möglich, sie zu irgendwelcher geistigen Arbeit zu veranlassen. Doch glaube ich, daß mit der Zeit diese Defekte verschwinden werden, was ich auch in den letzten Monaten, nachdem die Kranke ihre Angst vor fremden Menschen und der neuen Umgebung überwunden hatte, konstatieren konnte.

Es ist für die Kranke unbedingt nötig, eine längere allgemeine Kur in den Bergen der Schweiz machen zu können, wo die klimatischen Verhältnisse für die Erneuerung ihrer Kräfte und psychische Gesundung fördernd wirken können.
Berlin, Ende März 1926 gez. Prof. Rudneff

DR. MED. LOTHAR NOBEL

Anstaltsarzt am Mommsen-Sanatorium in Berlin

Nach einem fast achtmonatigen Aufenthalt der Frau Anastasia Tschaikowski im Mommsen-Sanatorium, während welcher Zeit ich die Patientin täglich besuchte, hatte ich Gelegenheit, ohne Wissen der Patientin, sie auf ihren Geisteszustand zu untersuchen, und gebe über ihr psychisches Verhalten während dieser Zeit folgendes ärztliche Gutachten ab. Absichtlich habe ich dieses in allgemeinverständlicher Form gehalten, gemäß seinem Zweck.

Die Patientin wurde hier mit hohem Fieber eingeliefert. Der Körper zeigte starke Abmagerung, die Haut ist tiefblau,

leidender Gesichtsausdruck, ziemlich starre Züge. Es erübrigt sich, auf den körperlichen Befund einzugehen, nur den Befund des Röntgenbildes möchte ich erwähnen:

Verschattung des linken Siebbeines, linke Kieferhöhle und Keilbein schattiert, Warzenfortsetzung höchstwahrscheinlich etwas verwachsen. Verschattungsstelle über dem rechten Gehörgang, verschiedene Defekte des Ober- und Unterkiefers und Zahnlücken. Zweifelhaft ist, ob am Schädeldach eine Impression vorliegt. Genauerer Befund läßt sich an den Röntgenplatten wegen der fehlenden Kontrollaufnahmen nicht erheben.

Nach Abfall der Temperatur ist es möglich, mit Frau Tschai-kowski einige Worte zu sprechen. Die Patientin spricht mit typisch fremdländischem, höchstwahrscheinlich russischem Akzent, mit gewählten, aber nicht affektierten Worten, ist im Wesen freundlich, höflich und liebenswürdig, zeigt jedoch eine deutliche Scheu und ängstliche Zurückhaltung, besonders, sobald sie in den Fragen oder Unterhaltungen ein Anspielen auf ihre Vergangenheit vermutet, und schweigt dann auf jede Frage dieser Art, indem sie ihr Schweigen mit Überanstrengung und Schmerzen im Arm entschuldigt. Die Patientin ist über Zeit und Ort gut orientiert. In Bewegung, Haltung, Ansichten, Auffassungen keine Abnormität. Die Stimmung ist wechselnd, teils verhältnismäßig gute Laune, teils melancholisch gestimmt. Nach dem Grunde gefragt, gibt die Patientin starke Schmerzen im Arm an, die sie nicht zur Ruhe kommen lassen und ihr auch nachts den Schlaf rauben. Sie liegt mit ängstlichem Gesicht im Bett, erklärt, sie sei über die geringen Heilaussichten verzweifelt, habe die Lust am Leben verloren, es sei für sie am besten, ruhig einzuschlafen. Über ihre Vergangenheit hört man von ihr nichts. Sie ist im Gegenteil ängstlich bemüht, jeder Frage dieser Art auszuweichen. Erst allmählich, mit fortschreitender Gesundheit und längerer Dauer des Aufenthaltes wird die Patientin zutraulicher

und offener. Bücher und Zeitungen hat die Patientin hier nie gelesen, auch nichts geschrieben, weil alles sie zu sehr anstrengt, hat aber mit Interesse die ihr vorgelesenen Geschehnisse verfolgt.

Sie gibt auf Fragen, ihre Vergangenheit betreffend, langsam, zögernd Antwort, überlegt lange mit gespanntem Gesichtsausdruck, entsinnt sich schwer der Namen von Personen und Orten. Das ängstliche, mißtrauische Wesen hat sie nach längerer Zeit mir gegenüber völlig abgelegt, erzählt einmal, auf eine Fährte gebracht, spontan manche Einzelheiten von früher, besser indirekt geleitet als auf direkte Fragen, bei denen man immer wieder den gequälten, suchenden Gesichtsausdruck bemerkt und die Antwort erhält: „Ich kann nicht mehr, es strengt mich an, ich habe alles vergessen, ich bin zu nichts mehr nütze auf der Welt, weil mein Gedächtnis so gelitten hat.“ Dann wiederum sagt sie mir bei meiner Unterhaltung, es sei schrecklich, sie gebe sich die größte Mühe, all das Gräßliche, was sie erlebt habe, zu vergessen, und immer wieder käme jemand, um alles wieder aufzurühren, wodurch sie dann wieder traurig und verzweifelt wäre. Spontan erzählt die Patientin manchmal, wenn sie sich wohler fühlt, Personen, mit denen sie näher bekannt ist, Einzelheiten ihres früheren Lebens in Zarskoje Selo, von Kinderstreichen, von Sommerreisen in die Krim und Seereisen auf der Jacht ‚Standard‘ in den finnischen Schären, von einer stattgehabten Havarie der Yacht und ihrem Lieblingshund und auch von der Krankheit ihres Bruders. Auch von den Stunden der Erschießung, von ihrer Flucht durch Rußland auf einem Bauernwagen, der Behandlung ihrer Kopfverletzungen durch nasse Umschläge, ihrem Aufenthalt in Rumänien, ihrer Fahrt nach Deutschland, ihrem Selbstmordversuch aus Verzweiflung, ihrem Aufenthalt in den verschiedenen Krankenhäusern; und zuletzt aus Dalldorf berichtet sie gewisse Einzelheiten, die, soweit ich sie beurteilen und nachprüfen konnte, voll-

kommen der Wahrheit entsprechen. Sie gibt an, in Dalldorf photographiert worden zu sein, erzählt von einer Patientin, die an Tuberkulose gestorben sei, und zwar mit genauer Zeitangabe. Eine andere habe zu ihrer großen Empörung das übriggebliebene Essen der andern verzehrt und sei später ebenfalls gestorben. Die Patientin bestreitet aber, Bücher gelesen und Schriften und Zeitungen verlangt zu haben. Die Art ihres Erzählens ist natürlich, frei von irgendwelchen schauspielerischen Gesten und mit natürlichem Affekt. Es kommt auch vor, daß sie manche Sachen, die sie selbst erzählt hat, wieder vergißt und bei einem Daraufzurückkommen meinerseits sich wundert, woher man das wisse. Die Reproduktion ihres früheren Lebens ist inselförmig, hat sich jedoch merklich im Verlauf der Zeit meiner Beobachtung verdichtet, wohl auch zurückzuführen auf die Besserung des Allgemeinbefindens und Heilung ihrer Wunde am linken Ellenbogen. Es spricht wohl auch hierbei viel der bereits vorher erwähnte eigene Wille zum Vergessen der teilweise schrecklichen Vorgänge aus ihrer Vergangenheit mit.

Was ihre Sprache anbetrifft, so hat man mir versichert, daß früher von seiten ihrer Eltern und Geschwister fast ausschließlich Englisch gesprochen worden ist, nur mit Lehrern, Dienstboten hat man sich der russischen Sprache bedient. Die Patientin spricht jedoch nicht Russisch. Nach dem Grunde gefragt, gibt sie an, sie habe in Rußland so viel Elend und Unglück erlebt, daß ihr diese Sprache unsympathisch sei und sie sie nicht sprechen wolle. Sie habe sich das vorgenommen und werde das auch durchführen. Ich war aber häufig Zeuge davon, daß sie Russisch versteht. Bei einer russischen Unterhaltung zwischen zwei anderen Personen verfolgte sie aufmerksam das Gespräch und gab deutsche Antworten dazwischen. Ebenso monierte sie falsch ausgesprochene russi-

sche Worte. Das Lesen macht ihr sehr große Mühe, vor allem die Zusammenstellung der Buchstaben zu Worten. Nach längerem Überlegen kann sie das Wort ‚Anastasié‘ schreiben.

Vielleicht liegt der Vermeidung der russischen Sprache das ihr auf der Flucht erteilte Verbot und die Angst des Erkenntwerdens mit zugrunde, denn in ihrem ganzen Wesen, in ihren Worten und Bemerkungen spiegelt sich die Furcht vor dem Erkenntwerden wider. Dies ist meines Erachtens der Grund zu ihrer Unzugänglichkeit in den früheren Krankenhäusern und in der Anfangszeit ihres Aufenthaltes im Mommsen-Sanatorium. Aus diesem Grund hat sie auf Fragen kaum oder schlecht geantwortet. In ihrer Angst liegt auch fernerhin der Grund der zeitweise auftretenden melancholischen Stimmung mit Hilflosigkeit und Apathie, einem Energiemangel, ja selbst Todessehnsucht. In dieser Zeit ist die Patientin unzugänglich, kaum zum Essen zu bewegen und einsilbig. Verliert den Mut, zweifelt an ihrer Heilung, gibt sich keine Mühe, die ihr gestellten Fragen, die ein längeres Überlegen nötig machen, zu beantworten, sondern entschuldigt sich mit Überanstrengung und Kopfschmerzen, die zweifellos infolge des Sorgens und der Verzweiflung, auch wohl der Schmerzen im Arm bestehen. Die Reproduktion der Geschehnisse beim Verlassen der Anstalt in Dalldorf ist richtig und erfolgt prompt. Ebenso die Schilderung ihrer Krankheit, ihres Aufenthaltes bei Familien und in Krankenhäusern, Namen der Krankenschwestern und Einzelheiten in der Zeit ihres Hierseins.

Zusammenfassend möchte ich erklären, daß meines Erachtens ein Irresein irgendwelcher Art nicht besteht. Ich wenigstens habe bei der langen Beobachtungszeit nie eine Spur irgendwelcher Geistesstörung an der Patientin bemerkt, auch keine Art der Suggestion von fremder oder von eigener Seite. Wohl hat das Gedächtnis, vielleicht in-

folge der stattgehabten Kopfverletzung, gelitten, wohl sind die obenerwähnten melancholischen Stimmungen vorhanden, etwas Psychisch-Pathologisches haben diese jedoch meiner Ansicht nach nicht. Wieweit der Verlust des Gedächtnisses mit der stattgehabten Verletzung zusammenhängt, kann man kaum entscheiden, da man sich über die Schwere derselben heute kein klares Bild machen kann. Die Art der Gedächtnisstörung ist außerordentlich und fällt unter keine der bekannten Normen, zumal sie sich über die ganze Vergangenheit gleichmäßig hinzieht. Erst für die jüngste Zeit ist die Erinnerung wieder normal. Inwieweit der Wille der Patientin dabei mitspricht, ist natürlich schwer zu entscheiden. Deutlich ist, wie an manchen Tagen bessere Erinnerungsmöglichkeit auf Fragen, die an sie gestellt werden, vorhanden ist; auch im spontanen Erzählen zeigt sich das.

Nun noch einige Bemerkungen zur Identifizierung der Patientin. Natürlich kann von einem Beweis von meiner Seite keine Rede sein. Unmöglich scheint es mir jedoch, daß ihre Erinnerungen auf Suggestion beruhen und daß die Kenntnis mancher kleiner Einzelheiten einem anderen Umstande als dem eigenen Erlebnis zu verdanken ist. Ferner ist psychologisch kaum denkbar, daß jemand, der aus irgendeinem Grunde die Rolle einer anderen Person spielt, sich im Wesen so zeigt wie die Patientin und selbst so wenig Initiative zur Durchsetzung ihrer Pläne an den Tag legt.

Berlin, Ende März 1926

gez. Dr. Lothar Nobel

DR. E. OSTY

über seinen Versuch, Frau Tschaikowski
zu hypnotisieren

„Nach Schloß Seoon in Bayern aufgefordert, um den Versuch zu unternehmen, Frau Tschaikowski zu hypnotisieren,

und auf diese Weise ihre wirkliche Persönlichkeit festzustellen, wer sie denn sei, und gegebenenfalls ihr die Sprachen (Russisch, Englisch, Französisch), sowie die Erinnerung an ihre Jugend und Kindheit, die sie vergessen zu haben vorgibt, wieder in Erinnerung zu rufen, habe ich diesen Versuch am 30. Juni 1927 unternommen.

Zwei Hypnotisierungsversuche haben stattgefunden, der eine um 11 Uhr, der andere um 17 Uhr, beide in Gegenwart des Herzogs von Leuchtenberg und des Herrn Emanuel de Toytot.

Diese Versuche wurden mit einer Hartnäckigkeit unternommen, wie sie bei jeder der Hypnose bis zu einem gewissen Grade zugänglichen Person im Falle geistigen Widerstandes am Platze gewesen wäre.

Das Resultat war so gänzlich negativ, daß ich es nach diesen zwei Versuchen für nutzlos ansah, damit fortzufahren, da Frau Tschaikowski mir als nicht hypnotisierbar erschien.

Um bei den objektiven Tatsachen zu bleiben, kann ich sagen:

1. Frau Tschaikowski hat sich meinen Versuchen, sie zu hypnotisieren, mit vollkommener Bereitwilligkeit hingegeben.

2. Diese Versuche haben ein Ende gefunden ausschließlich auf Grund meines Beschlusses, davon Abstand zu nehmen.

3. Das Ergebnis war ein völliger Mißerfolg, weil Frau Tschaikowski nicht zu hypnotisieren ist, oder genauer — durch mich nicht zu hypnotisieren ist.*

Paris, 5. Juli 1927
89 Avenue Niel

gez. E. Osty

* Dieser Bericht ist vom Herausgeber aus dem französischen Original übertragen worden. Er erbringt den Beweis eines außerordentlichen Mangels an Suggestibilität bei der Kranken, der ihre Abhängigkeit von einem fremden Willen mit Bezug auf ihre Erzählungen als völlig ausgeschlossen erscheinen läßt. (Anm. d. Herausg.)

Kuranstalt ‚Stillachhaus‘
für innere u. Nervenkrankheiten

Oberstdorf, d. 7.12.27
Telephon Nr. 63

Ew. Durchlaucht,

erlaube ich mir, auf Ihre Anfrage vom 4. Dezember folgendes mitzuteilen:

Ich habe mich niemals um den ganzen Zeitungsklatsch gekümmert, der sich an die Person der unglücklichen Frau Tschaikowski geknüpft hat, und kann Ihnen infolgedessen auch über die evtl. Beziehungen zu einer Franziska Schanzkowsky keine Auskunft geben. Sie wissen ja, daß ich die eigentliche Behandlung in den Händen von Dr. Eitel gelassen habe, der die Patientin während meines Urlaubs aufgenommen und sich auf das intensivste mit ihr beschäftigt hat. Ich selbst habe als objektiver Beobachter daneben gestanden und nach meinen recht häufigen Unterredungen mit Frau T. und vor allem durch die Beobachtung ihres ganzen Verhaltens folgenden Eindruck gewonnen:

Nach meinem Dafürhalten ist es ganz ausgeschlossen, daß Frau T. eine bewußte Schwindlerin ist. Sie hat sich auch in wichtigen Momenten fast immer genau umgekehrt verhalten, als man es von einer Hochstaplerin erwarten müßte, und zwar ganz zweifellos nicht aus Berechnung, sondern vor allem gerade in den Momenten, wo sie ganz impulsiv und triebartig gehandelt hat. So hat sie zum Beispiel es niemals darauf angelegt, die Menschen, von deren Urteil und Wohlwollen doch vielleicht ihre jetzige und zukünftige Position abhing, für sich zu gewinnen, sondern bei all ihrer persönlichen sonstigen Bescheidenheit und Liebenswürdigkeit ist sie ganz rücksichtslos ihren Impulsen

gefolgt, ohne sich irgendwie um die Folgen zu kümmern, z. B. Frau Zahle gegenüber.

Ich weiß nicht, ob Sie jemals etwas von dem sprichwörtlichen ‚Undank des Hauses Habsburg‘ gehört haben, aber ihr Verhalten hat mich doch recht häufig in frappierender Weise an eine sehr verwandte geistige Einstellung erinnert, und sie hat uns, besonders meiner früheren Hausdame*, auch Dr. Eitel und seiner Frau gegenüber, die sich doch in einer selten hingebenden und aufopfernden Weise ihrer angenommen haben, gelegentlich so schlagende Beispiele dafür geliefert, daß diese als ein analoger ‚Undank des Hauses Romanow‘ ein gutes Gegenbeispiel darstellen würden.

Nach dem ganzen Eindruck, den ihr Wesen mit allen seinen Äußerungen mir gemacht hat, halte ich es für gänzlich ausgeschlossen, daß diese Frau irgendwelchen niederen Sphären entstieg ist. Ihre ganze Wesensart war so differenziert und trotz ihres geringen geistigen Umfanges, der ja ohne weiteres aus ihren enormen Gedächtnislücken zu erklären ist, so durchaus kultiviert, daß man sie, auch wenn man gar nicht von ihrer Abkunft gewußt hätte, ohne weiteres für den Sproß einer alten, sehr kultivierten und, meines Erachtens, sogar stark dekadenten Familie ansehen müßte.

Was Frau T.s wirkliche Abstammung anlangt, so habe ich mich jetzt von jedem Für und Wider in meinem Urteil enthalten, zumal es mir bei der ganzen Sachlage fast ausgeschlossen erscheint, daß jemals eine völlige Klarheit erreicht wird. Da Sie aber mich direkt fragen, so kann ich als ganz nüchterner und objektiver Beobachter mein Urteil nur dahin abgeben, daß ich es für vollkommen ausgeschlossen halte, daß diese Frau bewußt die Rolle einer anderen spielt und daß ihr ganzes Verhalten, wenn man es summarisch betrachtet, jedenfalls in keinem

* Frä. Wasserschleben, die die Kranke später in Secon zeitweise gepflegt hat.

Punkte dagegenspricht, daß sie diejenige ist, die sie zu sein behauptet.

Mit dem Ausdruck vorzüglicher Hochachtung bin ich

Ew. Durchlaucht ergebener

(gez.) Dr. Saathoff*

DR. MED. TH. EITEL

Kuranstalt Stillachhaus

Oberstdorf, d. 22. 12. 26

Ärztliches Gutachten über Frau Anastasia Tschaikowski auf Grund sechsmonatlicher Beobachtung und an Hand ärztlicher Gutachten von Geheimrat Bonhoeffer, Professor Rudneff und Dr. Nobel, alle wohnhaft in Berlin

Frau Tschaikowski, 25 Jahre alt, wurde am 25. Juni 1926 in der Kuranstalt Dr. Saathoff, Oberstdorf, wegen Tuberkulose des linken Ellbogengelenks zur Durchführung einer Kur aufgenommen.

Die kleine zarte Patientin befand sich in einem ganz ungenügenden Ernährungs- und Kräftezustand. Das Körpergewicht mit Kleidern betrug 47 kg. Sie machte einen elenden, schwerkranken, körperlich und nervlich erschöpften Eindruck und schien viel älter als 25 Jahre.

Das linke Ellbogengelenk ist in einer Winkelstellung von ca. 80 Grad versteift. Auf seiner lateralen Seite befand sich eine über 5-Markstück große eitrig belegte Wunde. Auf der Beugeseite des Ober- und Unterarmes sind tief eingezogene Narben, herrührend von Inzisionen. Die Muskulatur des linken Arms ist stark geschwunden. Das Handgelenk ist nur wenig beweglich. Die Finger werden in Streckstellung gehalten. Es ist nur eine geringe Bewegungsmöglichkeit im Sinne

* Dieses Schreiben ist dem Herausgeber vom Herzog v. Leuchtenberg zur Verfügung gestellt worden.

der Beugung vorhanden. Am Mittelfinger der linken Hand erkennt man auf der Zeigefingerseite eine etwa 2 cm lange strichförmige Narbe, die von einer Verletzung im Kindesalter herrührt und Steifheit des Mittelfingers bedingt. Sensibilitätsstörungen bestehen im Gebiet des Nervus ulnaris. Nach dem Operationsbericht von Professor Rudneff handelt es sich um Mischinfektionen einer tuberkulösen Gelenkentzündung mit Staphylokokken.

Die weitere Untersuchung ergab: Beiderseitig geringe Kurzsichtigkeit, starkes Lidflattern bei Lidschluß, gute Reaktion der Pupillen.

Das Hörvermögen ist normal. Hinter dem rechten Ohr ist eine oberflächliche Narbe zu erkennen.

Zunge und Rachen weisen keine Besonderheiten auf. Im Oberkiefer fehlen zehn, im Unterkiefer drei Zähne.

Die Hirnnerven sind intakt.

Die Schilddrüse ist nicht vergrößert. Auf beiden Seiten fühlt man kleinere Nackendrüsen.

Der Brustkorb ist zart. Die Schlüsselbeingruben sind tief eingefallen. Auf dem Brustbein befindet sich eine strahlige Narbe, 4 mal 1,5 cm groß. (Die Narbe rührt angeblich von einem großen Abszeß her.)

Über der linken Lungenspitze und auch über dem linken Unterlappen sind unbestimmte knackende Geräusche zu hören. Die linke Lungengrenze ist kaum verschieblich. (Die Pat. hat angeblich 1923 eine schwere Lungenblutung gehabt.) Über der rechten Lunge ist kein krankhafter Befund festzustellen.

Das Herz ist nicht vergrößert, die Herztöne sind rein.

Die Untersuchung des Leibes ergibt keine Abweichung von der Norm. Die Reflexe sind lebhaft auszulösen.

Das rechte Kniegelenk ist etwas verdickt und bei längerem Gehen schmerzhaft. (Es bestand nach dem Gutachten von Professor Rudneff eine Gelenkentzündung mit Erguß.) Im

unteren Drittel des rechten Unterschenkels ist die Haut auf der lateralen Seite blaurot verfärbt, dünn, keine sichere Fluktuation. Eine Röntgenaufnahme ergab keine sicheren Anhaltspunkte.

Die rechte große Zehe steht in starker Abduktionsstellung Hallux valgus.

Es handelt sich somit um eine tuberkulöse Erkrankung der linken Lunge mit Metastasen- und Abszeßbildung in Knochen [Brustbein, rechtes Wadenbein (?)] und Gelenken [rechtes Knie und linker Ellbogen].

Bei der Aufnahme und in den ersten Tagen bot die Pat. in psychischer Hinsicht im wesentlichen dasselbe Bild, wie es in den Gutachten von Herrn Geheimrat Bonhoeffer und Dr. Nobel geschildert ist. Die Pat. war verschüchtert, ängstlich, sehr korrekt, beherrscht und liebenswürdig. Auf Fragen über ihre Krankheit gibt sie sehr zögernd und ungenügend Auskunft, dabei verzerrt sich ihr Gesicht, das tiefe Trauer und Erschöpftsein ausdrückt. Wir schlossen uns der Diagnose der bisherigen Gutachter an: psychopathische Konstitution, autosuggestiver Zustand.

Die Pat. lebte sich sehr schwer hier ein. Eine Gebirgsgegend sei ihr fremd. Sie hätte in einer solchen Gegend kein Heimatsgefühl. Sie war sehr zurückhaltend und mißtrauisch. Mit ängstlichem, tieftraurigem Gesichtsausdruck lag sie auf dem Liegestuhl, gleichgültig gegen alles, was um sie geschah. Ihre Trauer trug sie keineswegs überbetont zur Schau, sondern war in Gegenwart anderer Patienten durchaus beherrscht und sehr reserviert. Sie suchte keinen Anschluß an andere Kranke, verlangte nicht nach Büchern oder Zeitungen. Sie sprach sehr schlecht Deutsch, mit typisch russischem Akzent. Ihr deutscher Wortschatz ist sehr gering. Von einem süddeutschen Dialekt war hier keine Spur zu beobachten.

Das Gedächtnis verhielt sich wie in den bisherigen Gutachten: große Erinnerungslücken, uncharakteristisch

für ein organisches Hirnleiden und auch für eine echte Psychose.

Erst nach langen Wochen trat ganz allmählich eine Besserung ein. Das große Müdigkeitsgefühl und das allgemeine Erschöpftsein schwanden. Die körperliche Besserung drückte sich aus durch eine Gewichtszunahme von 5 Pfund. Die Wunde am linken Ellbogen heilte langsam zu. Auch nervlich wurde sie etwas ruhiger, obwohl eine deutliche Übersensibilität weiter bestand. Vor allem aber trat in psychischer Hinsicht eine wesentliche Änderung des Bildes ein. Die Pat. faßte Vertrauen zu ihrer allernächsten Umgebung, fühlte sich sicherer und fing an, anlässlich kleiner Tagesbegebenheiten spontan und ganz unbefangen von Kindheitserinnerungen aus ihrem Elternhause, dem Zarenhofe, zu sprechen. Sie erzählte zunächst Begebenheiten am Hofe selbst, von ihren Eltern und Geschwistern, von Reisen, die sie mit den Eltern nach der Krim und nach Deutschland gemacht hat, beschreibt einen Besuch Kaiser Wilhelms II. in Petersburg. Die Schilderungen waren infolge ihrer ungenügenden Ausdrucksmöglichkeit lückenhaft, aber klar und bestimmt und ohne jegliche Überbetonung oder Wichtigtuerei.

Jeder Monat brachte mit zunehmender nervlicher Erholung eine bessere Verdichtung ihres Gedächtnisses und eine bessere Möglichkeit der Verständigung. Die Pat. fühlte diesen Fortschritt selbst und sagte eines Tages zu mir „sie sei jetzt wieder auf dem Wege, ein Mensch zu werden.“

Das furchtbare Chaos der Erinnerungsbilder in den letzten sechs Jahren, entsetzliche Eindrücke, dazu häufige schwere Fieberzustände, wirbelte planlos in ihr durcheinander und ließ sie nicht zur Ruhe kommen. Zeitweise überkam sie die Wucht des Erlebten sehr stark und löste tiefe Trauer und Verzweiflung in ihr aus. Sie sagte einmal: „Ich darf an all diese Dinge nicht denken, sonst werde ich krank.“ Dieses alles klärte sich in den letzten Wochen der Besserung, so daß die Pat.

jetzt in der Lage ist, objektiv, im Zusammenhang und nicht mehr lückenhaft wie früher über verschiedene Dinge zu sprechen.

So berichtet sie jetzt in breiter Form Einzelheiten aus ihrer ganzen Vergangenheit. Sie spricht von ihrer Kindheit, von ihrem Verhältnis zu ihren Eltern, zu ihren Geschwistern und besonders zu ihrem jüngeren Bruder, sowie über ganz persönliche Dinge aus ihrem Familienleben. Sie schildert die Verhältnisse bei Ausbruch des Krieges, ihre Besuche in Lazaretten, die Zeit der Gefangenschaft, die Krankheit ihres Bruders in der Gefangenschaft, über Handarbeiten, die sie damals anfertigte, und die Verschärfung der Lebensbedingungen in jener Zeit. All ihre Angaben macht sie mit dem Ausdruck tiefer Trauer und meist mit dem Schlußsatz: „Das große Rußland konnte nicht eine Familie retten.“ Über die Ermordung und die erste Zeit der Rettung spricht die Patientin so gut wie nicht. Auf meine Frage, wie die Flucht war, gibt sie mir eine Berliner Tageszeitung, in der ein längerer Artikel über sie steht mit der Bemerkung, einiges sei darin richtig, aber vieles falsch. Sie selbst kann jetzt noch nicht darüber sprechen. Den Namen ihres Erretters, Herrn Tschaikowski, nennt sie mit großer Anerkennung. Von Bukarest selbst, wohin sie gebracht wurde, erzählt sie fast nichts. Als im Winter 1919 auf 20 die Verhältnisse für sie dort unsicher wurden, floh sie angeblich unter ganz schwierigen Umständen bei furchtbarem Wetter und nachdem sie wenige Monate vorher ein Kind geboren hatte zu Fuß über die Grenzen nach Deutschland. Hier wollte sie zu ihren Verwandten, Völlig erschöpft und verzweifelt hätte sie den Selbstmordversuch im Februar 1920 begangen. Diese Tat bezeichnet sie als ihre größte ‚Dummheit‘, auf der all die spätere Verwirrung und die vermutliche Geisteskrankheit aufgebaut wurde. Auf die Frage, warum sie sich nicht einfach ausgewiesen hätte, gibt sie an, daß sie einen Brief an ihre Tante, Prinzessin Heinrich

von Preußen, geschrieben und dadurch eine Regelung erhofft hätte. Durch den Aufenthalt in der Irrenanstalt, das Zusammensein im Saal mit anderen zum Teil Schwerkranken, die Art der Ärzte, die sie für geisteskrank hielten, hätte sie zu keinem einzelnen in der Anstalt mehr Vertrauen fassen können und sei in einen Zustand von Angst, Mißtrauen, Gleichgültigkeit und Depression hineingeraten. Sie gibt selbst erklärend zu, daß sie viel zu jung all diesen Erlebnissen gegenüber gestellt worden wäre, zumal sie zu Hause nur von dem Besten und Ausgewähltesten umgeben gewesen sei und mit ihren 15 Jahren nie Bücher über solche Zustände gelesen hätte. Der Aufenthalt in der Irrenanstalt und die Zeit danach hätte sie zu einem tief mißtrauischen Menschen gemacht. Das Mißtrauen sei weiter gesteigert worden dadurch, daß sie mehrfach Vertrauen geschenkt habe, aber häufig auf Falschheit und offenkundige Ausbeuterei gestoßen sei.

Diese Angaben hat die Patientin nach eingetretener körperlicher und nervlicher Besserung in den letzten Wochen gemacht.

Zusammenfassung:

Die Beurteilung des Zustandes der Patientin ist erst eindeutig geworden, als die nervliche Erholung einsetzte und sich das Gedächtnis der Patientin verdichtete. Es fällt zur Zeit noch auf, daß ihr das Behalten von Personen- und Städtenamen schwer wird, was jedoch zur Annahme einer Geistesstörung nicht berechtigt, sondern einfach darin wurzelt, daß es durch Wichtigeres verdrängt ist und ihr gleichgültig erscheint. Die bisher angenommene Gedächtnisstörung hat ihren Grund darin, daß die Pat. auf eindringliches Befragen vielfach nicht hat reden können, teils infolge ungenügender Ausdrucksmöglichkeit, teils aus Angst, vor allem aber und dieses betont die Pat. besonders, weil sie innerlich so sehr beschäftigt war mit den großen Erlebnissen, daß ihr die gestellten Fragen unwesentlich erschienen. Deshalb hätte sie

einfach nicht mehr zuhören und antworten können. Das Aufwühlen all der Erlebnisse und die dadurch entstandene innere Qual hätte sie überwältigt. Sie hätte Müdigkeit vorgeschützt und geschwiegen. Diese Angaben halte ich unbedingt für richtig, denn so verhielt sich die Pat. auch mir gegenüber in den ersten Monaten. Dieselbe Haltung finde ich in dem Gutachten von Geheimrat Bonhoeffer beschrieben. Die Erinnerungslücken, die die Pat. aus dem Aufenthalt in Dalldorf hat, sind teils durch die dort eingetretene Lethargie und Depression und teils dadurch, daß sie meist mit abgewandtem Gesicht im Bett lag, zu erklären.

Daß die Pat. jetzt nicht russisch spricht, scheint zunächst verwunderlich. Sie sagt, sie hätte zuletzt russisch gesprochen mit einer Pflegerin während der ersten Zeit in der Irrenanstalt. Sie versteht heute russisch, weiß die einzelnen Worte und glaubt, daß sie in wenigen Tagen der Übung bei guter nervlicher Verfassung wieder russisch sprechen kann. Ähnlich steht es wohl mit der englischen Sprache. Die Pat. verlangt jetzt selbst danach, wieder Unterricht in der englischen Sprache zu bekommen.

Die Stimmung der Pat. verrät bei längerer Unterhaltung einen gewissen traurigen Zug. Diese Trauer wurde jedoch nie in die Öffentlichkeit getragen. Stimmungsschwankungen, unberechtigte Affekte oder Launen waren nie zu beobachten. Auf jeden Fall trat der Stimmungswechsel mit emotioneller Erregbarkeit und depressiver Reaktion, wie von Geheimrat Bonhoeffer beschrieben, hier nie mehr auf. Die anfängliche Diagnose: psychopathische Konstitution zeigt sich durch den Verlauf als jetzt nicht mehr haltbar.

Es liegt somit keine psychopathische Störung vor.

Der schwere Zustand, in den die Pat. verfallen ist, ist die direkte Folge von all den schrecklichen Erlebnissen, den großen Enttäuschungen, den sie in ihren jungen Jahren nicht gewachsen war. So ist auch die vorhandene Trauer, die Angst,

das Mißtrauen sehr wohl zu verstehen. Was die Frage eines autosuggestiven Zustandes anbelangt, so waren in den 6 Monaten bei regelmäßigen objektiven Beobachtungen für eine Autosuggestion keine Anhaltspunkte zu gewinnen. Gegen eine Autosuggestion spricht der ganze Verlauf mit der deutlichen Besserung, vor allem aber die Einsicht der Pat., die strenge Selbstkritik und die sehr feine Kritik an allen Dingen. Der bei der Pat. nach dem Gutachten vom Geheimrat Bonhoeffer angenommene Wunsch nach Verdrängung des Erlebten besteht seit der Zeit der nervlichen Besserung bestimmt nicht. All die Angaben, die die Pat. mir oder ihrer allernächsten Umgebung machte, habe ich im Verlaufe der Monate immer wieder nachgeprüft und konnte feststellen, daß die Pat. nie eine widersprechende Aussage gemacht hat. Die Erzählungen und Schilderungen der Erlebnisse sind jetzt immer frei, ganz bewußt und überlegt, mit einer echten Affektbetonung, ohne jegliche Übertreibung.

Es muß deshalb angenommen werden, daß die Pat. das Erzählte wirklich erlebt hat. Es ist ausgeschlossen, daß ein körperlich so kranker Mensch, der keine psychopathische Komponente hat, einen Zustand demonstriert ohne ein einziges Mal von seiner Linie abzuweichen.

Wenn ich nun zur Frage der Identität Stellung nehme, so folgt mein Urteil regelmäßigen, monatelangen, objektiven Beobachtungen. Für die bisherigen Gutachter war die Entscheidung dieser Frage dadurch erschwert, daß die Pat. infolge körperlicher und psychischer Erschöpfung ein Eindringen in ihr subjektives Erleben durch ihr Schweigen unmöglich machte.

Es sind keinerlei Symptome einer Geisteskrankheit vorhanden und keine eindeutigen Zeichen einer Psychopathie.

Die Frage einer Autosuggestion muß verneint werden.

Für eine Hysterie, ein Vortäuschen, eine Hypnose fehlt bei der Pat. jegliches Anzeichen.

Das wirklich geschlossene Bild ihrer Persönlichkeit in seiner ganzen Abrundung entstand erst in den letzten 8 Wochen, als eine gewisse innere Ruhe und die nervliche Erholung eintrat. Meines Erachtens ist man erst jetzt imstande, auf die Frage der Identität, der auch wir von vornherein mit der größten Reserve gegenüberstanden, einzugehen.

In Frau Tschaikowski erkennt man einen ethisch ungewöhnlich hochstehenden Menschen. Ihr hohes Niveau, ihre edle innere Gesinnung, die besonders ausgeprägte Wahrhaftigkeit in großen wie in kleinen Dingen, ihre vornehme Distanz, die sie vom ersten Tage bis heute jedermann gegenüber durchgeführt hat, zwingen zu der Annahme, daß Frau Tschaikowski von frühester Jugend an in ungewöhnlich hochstehenden Kreisen gelebt hat.

Unsere Beobachtungen zusammen mit den Angaben von Professor Rudneff und die hier stattgefundene Gegenüberstellung mit Frau Melnik, der Tochter des Leibarztes des Zaren Nikolaus II. lassen uns zu dem Schluß kommen, daß Frau Tschaikowski die Großfürstin Anastasia Nikolajewna ist.

sign. Dr. med. Theodor Eitel.

GENERAL HOFFMANN

Den 8. Juli 1927 starb unerwarteterweise General Hoffmann*.

General Hoffmann, den ich noch im März gesprochen hatte, sagte mir, daß für ihn überhaupt kein Zweifel daran sei, daß Frau Tschaikowski die Großfürstin Anastasia sei. Auf meine Frage, ob er sie gesehen hätte, antwortete er mir: „Das ist gar nicht notwendig, da ich es weiß.“

* Bekannt durch den Abschluß des Friedens von Brest-Litowsk mit den Bolschewiken.

In den Akten der Frau Tschaikowski im Berliner Polizeipräsidium befindet sich ein Brief des Generals Hoffmann, in dem er sich offiziell an die Berliner Polizei wendet, um dahin zu wirken, daß sie ihre Zweifel an der Identität der Frau Tschaikowski aufgebe und erklärt in diesem Briefe, daß er es wüßte, daß es niemand anderes sei als die Großfürstin.

Als die ‚Nachtausgabe‘ das Schanzkowsky-Märchen zu drucken begann, schrieb General Hoffmann an den Redakteur der ‚Nachtausgabe‘ einen Brief, dessen Inhalt er mir wörtlich mitteilte. In diesem Briefe teilt er mit, daß er die Schanzkowsky-Geschichte lese, aber sich verpflichtet fühle, mitzuteilen, daß die Argumente, die da aufgeführt werden, ihn keinesfalls überzeugen können. Er forderte deshalb den Redakteur der ‚Nachtausgabe‘ auf, die genauen körperlichen Merkmale der Polin Schanzkowsky mitzuteilen, denn nur auf Grund des Vergleiches der körperlichen Merkmale könnte ein Beweis erbracht werden, daß die beiden Personen identisch seien. General Hoffmann schloß den Brief mit der Hoffnung, eine baldige präzise Antwort zu bekommen.

General Hoffmann hat auf diesen Brief nie eine Antwort bekommen. Als ich ihm die Mitteilung machte, daß ich nun im Begriffe sei, Recherchen anzustellen, um in diese Angelegenheit Klarheit zu bringen, und bald imstande sein werde, zu beweisen, daß die ganze Schanzkowsky-Publikation der ‚Nachtausgabe‘ nicht der Wahrheit entspreche, bat General Hoffmann, ihn auf dem Laufenden zu halten. Im übrigen bemerkte er noch, daß er überzeugt sei, es würde mir gelingen, denn er stünde in der Angelegenheit genau so wie früher und könne es verantworten, daß er dem Herzog von Leuchtenberg sein Offiziersehrenwort gegeben habe, daß es seiner Überzeugung nach die Großfürstin Anastasia sei, und den Herzog dazu ermutigt habe, Frau Tschaikowski in den Kreis seiner Familie aufzunehmen. Ich hatte den Eindruck, als wenn General Hoff-

mann keine näheren Erklärungen abgeben wollte, weshalb er der Überzeugung ist, daß es die Großfürstin sei. Seine lakonische Antwort auf meine Frage: „Ich brauche sie gar nicht zu sehen, denn ich weiß es,“ gab mir nicht mehr die Möglichkeit, weiter zu fragen. Es ist aber nicht anzunehmen, daß eine Persönlichkeit wie General Hoffmann als Mensch und als Soldat, etwas gegen seine tiefste Überzeugung getan hätte. Wenn er nicht gewußt hätte — und er hat sicher viel gewußt —, so hätte er nicht die Pflicht gefühlt, sich an das Polizeipräsidium in Berlin zu wenden und dafür einzustehen, daß Frau Tschaikowski die Großfürstin sei.

Am 16. Juli 1927 schreibt mir u. a. der Herzog Georg von Leuchtenberg: „Ja, der Tod des Generals Hoffmann ist ein großer Verlust für uns alle, die wir an die einstige Wiedergeburt Rußlands glauben. Die Kleine war sehr bedrückt, als ich ihr das sagte und meinte: ‚Ich habe einen Freund verloren,‘ obwohl sie ihn nie gesehen hat. Er war es, der mir zuerst ernstlich über sie gesprochen hat und mich also für sie interessierte . . .“

Ich habe bei meiner Arbeit für die Identität der unglücklichen Frau in Amerika durch General Hoffmanns Tod einen klugen Berater und felsenfest überzeugten Freund dieser Angelegenheit verloren.

Doch spricht die Tatsache, daß General Hoffmann sich in dieser Angelegenheit so gestellt hat, nicht genug dafür, daß hier für eine gute Sache gefochten wird?

,DIE WIEDERERSTANDENE'
NACHWORT DES HERAUSGEBERS

Der Leser der vorstehenden Dokumentensammlung — denn auch Frau von Rathlef-Keilmanns Aufzeichnungen sind als Dokument zu betrachten — wird sich dessen bewußt geworden sein, daß ihm ein Schicksal von besonderer historischer Bedeutung vor Augen geführt worden ist. Ohne dem Urteil der Leser vorgreifen zu wollen, muß ich doch gestehen, daß diese Zusammenfassung von Material zur Feststellung einer Persönlichkeit auch mich dazu bewogen hat, die Möglichkeit eines Indizienbeweises auch mit Bezug auf Geschichte zuzulassen. Dieses Buch würde demnach der fraglichen Persönlichkeit das Leben zuerkennen, obwohl ihr Tod vom englischen Gericht schon im Mai 1920 amtlich festgestellt worden ist. Damals wurde die Schwester des Zaren, Xenia, als Erbin für dessen in England befindlichen Besitz im Werte von 500 Pfund, eingesetzt. Die Begründung lautete: „... weil der Zar am 16. Juli 1918 ermordet worden ist und weder seine Gattin noch eines seiner Kinder ihn überlebt haben.“

In diesem Falle würde es sich also um eine Wiederbelebung auf Grund eines Indizienbeweises handeln, so wie die Jurisdiktion auf Grund eines solchen zum Tode verurteilen kann.

„Anastasia“ — ob der Leser sich dessen wohl bewußt geworden ist, was dieser Name ursprünglich besagt? Es ist ein griechischer Name, der von der griechisch-katholischen Kirche übernommen worden ist, und bedeutet: „die Wiedererstandene!“ „Nomen et omen“! (Namen und Vorbedeutung.)

Mit diesem Namen ist die kranke junge Frau doch wohl seinerzeit in Rußland getauft worden, denn dieses Buch läßt es fast mehr als wahrscheinlich erscheinen, daß jene im Jahre

1918 mit Eltern und Geschwistern niedergemachte jüngste Tochter des Zaren — lebt.

Ihre jetzige Gastfreundin und Verwandte Mrs. Leeds, geborene Prinzessin Xenia Georgijewna, in New York versichert, es sei ihre Kusine und Spielgefährtin! Sie selbst, gesundheitlich anscheinend sehr erholt, will nun, wie aus Amerika verlautet, ihre Anerkennung nicht nur bei den übrigen Verwandten, sondern auch vor aller Welt durchgesetzt sehen, um nicht fortgesetzt „ein Leben als Fragezeichen“, wie sie sagt, führen zu müssen.

Ein Indizienbeweis verlangt zu guter Letzt Glauben. Doch wenn andere, selbst nahe Verwandte den Standpunkt eingenommen zu haben scheinen: . . . ob sie lebe oder nicht lebe, ob Frau Tschaikowski nun die Großfürstin sei, oder ob sie es nicht sei — es sei in beiden Fällen gleich schrecklich . . . Dann gehört viel guter starker Glaube dazu, sie selbst und die Liebe zu ihr wieder erstehen zu machen.

Wenn nun der Versuch gemacht worden ist, hier ein durch grausamstes Schicksal vernichtetes Leben auf dem Grunde des Glaubens mit Mitteln glaubwürdiger, uninteressierter Zeugschaft wieder aufzubauen, obwohl dieser die vollgültige juristische Beweiskraft nicht zugesprochen werden kann, so konnte das doch vor allem geschehen, weil die strittige Persönlichkeit so ungemein zwingend für sich selbst gezeugt hat. Sie hat den Glauben ihrer Beschützer zu erringen, sie hat ihn sich auch zu bewahren gewußt, selbst wenn die persönliche Beziehung sich trübte! Wie sehr hat die Persönlichkeit, die als Frau Tschaikowski so angefeindet, ja verfolgt worden ist, sich zu behaupten, sich durchzusetzen vermocht, so wenig sie selbst dazu, soviel sie dagegen getan hat! Wie oft hat sie den Arm, der für sie kämpfte, die Anteilnahme, die sich ihr widmete, gelähmt . . . Zerstörte Nerven, Todeskrankheit und Todes-Angst vor Verfolgung, Scheu vor der Öffentlichkeit, souveräne Undiszipliniertheit eines während des Krieges aus

der normalen Entwicklung geschleuderten Fürstenkindes, endlich auch Charakterfehler, was auch immer die Gründe ihres Verhaltens gewesen sein mögen, — Welch ein Bestehen! Welch ein Wiedererstehen! Welch eine unerschütterliche, überzeugende Kraft der Persönlichkeit!

Nun mögen die Beschützer der Kranken sich gewiß auch durch die lebensfremde und deshalb besonders rührende Hilflosigkeit der Kranken stark bewegen haben lassen; aber im Grunde waren und sind sie, wie ich weiß, heilig davon überzeugt, nicht nur aus menschlichem Erbarmen gehandelt zu haben, sondern vor allem auch für die historische Wahrheit eingetreten zu sein, die jeden ganzen Menschen stets zu ihrem Ritter haben wird.

Endlich mag zutiefst das Bewußtsein mitgesprochen haben, an einem einzigartigen Schicksal von ganz außerordentlicher Tragik und Romantik beteiligt zu sein. So darf das Schicksal der Kranken wohl gekennzeichnet werden, wenn es sich abgespielt hat, wie wir es in diesem Buche miterleben. Welch eine Summe von Schmerz ist darin zum Ereignis geworden! Welch ein Gegensatz klafft zwischen Höhe und Tiefe dieses Lebens! Und welche Höllenschatten fallen darein aus der Revolutionskatastrophe, aus der Mordnacht, aus der Flucht, aus der Mutterschaft, aus dem Irrenhause, das ihr geistiges Leben zum Verlöschen gebracht hat, wie sie bekennt. Dann weiter — welche Qual liegt im Anschluß an die Geringfügigkeiten russischer Emigrantenkreise mit einem Schicksal von größtem Ausmaß! Endlich — wie mögen die Enttäuschungen gebrannt haben, die sie an der Blutsverwandtschaft erfahren mußte! Die Verlassene erfuhr Feindschaft, als Todeskrankheit nach einer liebenden, tröstenden und pflegenden Hand verlangte!

All dieses konnte uns vor Augen geführt werden, weil die Kranke sich darin behauptet, es überwunden hat. Denn nicht das Erleben eines großen Schicksals macht es, sondern eben

dieses Sichbehaupten! Dieses vor allem wird auch dazu zwingen, an die Wahrheit des Erlebten zu glauben, das größte Wiederauferstehungswunder unsrer Zeit als geschehen zu betrachten.

Doch ich sprach von Feindschaft! Woher Feindschaft diesem einzigartig erschütternden Frauenschicksal gegenüber?

Durchsichtig sind die Beweggründe der Verfolgung nicht, der die Kranke ausgesetzt gewesen ist. Der Schweizer Wissenschaftler Bischoff, Autor der sonderbaren Messungen an Photographien, bezeichnet in einem Schreiben an den Großfürsten Andreas, der Auskunft von ihm erbeten hatte, den früheren Lehrer der Zarenkinder, Herrn Gilliard, als ‚Vertreter der kaiserlichen Familie und des Darmstädter Hofes‘. Von diesem hänge es ab, ob Professor Bischoff Auskunft erteilen dürfe oder nicht. . . Auch durch seine Mitarbeit an der Schanzkowsky-Sage, sowie seine, in der Wahl der Argumente so merkwürdig unzuverlässigen Presse-Polemiken erscheint Gilliard als der Träger der Gegenaktion. Er findet passive und aktive Helfershelfer, bei denen man den Beweggrund des Erwerbs und serviler Abhängigkeit von hohen Herrschaften nicht voraussetzen darf. Das sind mancherlei Personen der verschiedensten ‚politischen‘ Lager in der russischen Emigration. Ich glaube aber nicht, daß von politischen Gründen zu sprechen ist. Es wäre auch falsch, die Gründe, die Herrn Gilliard plötzlich zum Feinde der totkranken, auf fremde Hilfe angewiesenen Frau machten, zu verallgemeinern.

Bei genauer Durchsicht der diesen ‚Fall Anastasia‘ umschwirrenden Dokumente und Briefe, soweit sie mir zugänglich waren, habe ich mancherlei Beweggründe für aktive Gegnerschaft feststellen können. Die klar zutage tretenden dynastischen Hemmungen nebst höfischen und Familienrück-sichten in ihrer verhängnisvollen Verbindung mit Servilismus, bezahltem Eifer und Skrupellosigkeit sind nichts als Gespenst früherer absolutistisch bestimmter Zeiten. Sie sind gewiß

nicht entschuldbar, diese Gespenster, doch erklärlich, und jedenfalls beiseite zu stellen. Immerhin gibt es aber noch andere Motive. Da läßt sich bei den einen das schlechte Gewissen aus der Zeit abtasten, als es galt gegenüber der Revolution bei seiner beschworenen Pflicht zu bleiben und dem Zarenhause die Treue zu halten. In anderen gärt alte Kränkung, erlitten am Zarenhof. Damit ist die Voraussetzung zur Abneigung bereits gegeben. Jene haben Angst vor moralischer oder materieller Belastung ihres eigenen, jetzt dürftigen und auf fremde Hilfe angewiesenen Lebens, falls sie gezwungen würden, die Konsequenz aus positiver Erkenntnis zu ziehen. Andere Gegner wiederum haben sich schon in der einen oder anderen Weise an der Frau „Tschaikowski“ versündigt, und wissen nun nicht, ob sich das Gedächtnis der Kranken nicht am Ende in einer für sie verhängnisvollen Weise wieder herstellt. Dritte bewegt nichts als ihre Unwissenheit in Verbindung mit der billigsten Skepsis. Diese Unwissenheit betrifft einmal die Lebensbedingungen des zarischen Hofes, ein anderes Mal die Krankheit der Unbekannten und den dadurch bedingten Mangel an Voraussetzungen für ihre Wiedererkennung. Endlich aber begegnet mir immer wieder der sogenannte ‚Fanatismus der Theorie‘, der so viel Unheil angerichtet, so manchen Redlichen ins Unrecht verleitet hat. An diesem Fanatismus hat zumeist das aus der eigenen Seele quellende Mißtrauen gegen die Leute der helfenden Tat und der selbstlosen Leistung teil: „jene wüßten schon, warum sie für die zweifelhafte Sache einträten . . .“ Es sind zumeist in der Schwäche, im Egoismus, in der Dumpfheit des Geistes oder Herzens wurzelnde Beweggründe, die mir bei den Gegnern von Anastasia entgegengetreten sind. Keines der angeblich sachlichen Gegenargumente, soweit solche vorgebracht worden sind — und dieses Buch bringt sie alle zur Sprache —, hat sich als stichhaltig, manches nicht einmal als redlich gemeint erwiesen. Darin muß ich dem Großfürsten

Andreas, der das in seinem Schreiben an mich bezeugt, restlos zustimmen.

Wenn die Wiedererstandene, oder richtiger, wiedererstehende Anastasia trotz der mannigfaltigen Feindschaft, die sich ihr entgegenstellt, trotz fehlender Mittel auch bei ihren Beschützern und deshalb unterbliebenen juristischen Anerkennungsverfahren, trotz Streit und Leid, trotz Krankheitsnot und fast erfolgten seelischen Todes sich so aufrecht zu halten vermochte, wie wir das sehen, so liegt das gewiß an ihr selbst. Doch den Ausschlag hat das — auch dem berüchtigten Egoismus unserer Tage zum Trotz — heiß und echt und rein schlagende Menschenherz gegeben!

Die warmherzige Bildhauerin Frau Harriet von Rathlef-Keilmann, hat sich mit ihrer ganzen Person der verlassenen Kranken und unbekanntem jungen Frau gewidmet und mit dem Eifer hoher Leidenschaft für sie eingesetzt. Sie ist doch wohl als die Retterin jener Anastasia anzusprechen, die dieses Buch als die von den Toten wiedererstandene Zarentochter erscheinen läßt. Hätte ihr unverändert treues Einstehen für ihren Schützling, auch als er das nicht mehr war und nicht mehr sein wollte, nicht den unzweideutigen Stempel der Selbstlosigkeit getragen, der auch andere in den Bann ihrer heiligen Überzeugung zwang, — wer weiß, wie das Schicksal der Unbekannten sich gestaltet hätte . . .

Mitgetragen an diesem schweren Schicksal haben seither, wie das Buch es zeigt, noch viele andere, alte und neue Freunde, Ärzte, Pflegerinnen, nah- und fernstehende, große und bescheidene Leute. Sie haben Menschenpflicht, Wahrheit, Recht und Liebe über das Vorurteil gestellt. Sie alle haben Opfer gebracht ohne solche zu verlangen — Opfer an Geld, an Zeit und Kraft, selbst an Gesundheit und jedenfalls an Gemütsruhe und an Frieden schlechthin. Als Beschützer Anastasias sind aber um ihrer Ritterlichkeit und Unvoreingenommenheit willen, die sie hierbei bewiesen haben, noch

vier Persönlichkeiten ausdrücklich zu nennen. Sie seien nicht sowohl um der vielleicht zu neuem Leben, zu neuer Gesundheit und dem Glück warmer verwandtschaftlicher Gemeinschaft aus einer Hölle des Schicksals wiedererstehenden Zarentochter, als um ihres edlen Tuns willen, in das Bewußtsein der Mitwelt gehoben. Es sind dieses der Gesandte Dänemarks, Kammerherr Herluf Zahle, der heute zum Präsidenten der Völkerbundversammlung gewählt worden ist, der mit Frau Harriet von Rathlef-Keilmann Schulter an Schulter gearbeitet und sich für Leben und Recht der Kranken eingesetzt hat, ferner der Arzt Prof. Dr. Rudneff, der sie den Klauen des Todes entrissen hat, sodann der Herzog G. von Leuchtenberg, der ihr als treuer Eckart zur Seite gestanden und ihr sein Haus verwandtschaftlich geöffnet hat, endlich der Großfürst Andreas von Rußland, der durch Jahre hindurch an der Wiederherstellung ihrer juristischen Persönlichkeit gearbeitet hat, ohne sich irre machen zu lassen.

Ob seine Bemühungen von Erfolg gekrönt sein werden, ob das so ganz — europäische Schicksalsproblem in Amerika seine endgültige Lösung finden wird, muß dahingestellt bleiben. Aber es wird jedenfalls im Bewußtsein der Menschheit weiterleben, schon weil soviel des Leidens unserer Zeit darin beschlossen ist. Zeugen — hervor!

Berlin-Zehlendorf
3. September 1928
Kleiststraße 20

P. S. von Kugelgen

BERICHTIGUNGEN

S. 119. Nachträgliche Hinzufügung des Herzogs Georg von Leuchtenberg zur Fußnote: Ich kann nicht für erwiesen behaupten, daß es gerade die beiden Schneidezähne sind, die der Kranken fehlen. Es ist dies nur die Meinung unseres hiesigen, sie behandelnden Zahnarztes. (Siehe auch Seite 164.)

S. 157. Siebente Zeile nach Abschnitt. Lies anstatt: Sie wußte natürlich nichts von der morganatischen Gattin des Großfürsten Michail Alexandrowitsch, des Bruders des Zaren. — Fräulein Wasserschleben wußte natürlich nichts von der morganatischen Gattin des Großfürsten Michail Alexandrowitsch, des Bruders des Zaren.

S. 164. Kapitel Kostritzki. Elfte Zeile. Lies anstatt: Hierauf ging die Gräfin Mussin-Puschkin zu Herrn Kostritzki. — Hierauf ging die Kusine des Herzogs, Gräfin Mussin-Puschkin, die mit Kostritzki befreundet war, zu ihm.

S. 164. Kapitel Kostritzki. Vierzehnte Zeile. Lies anstatt: Inzwischen hatte Hofzahnarzt L. in München . . . — Inzwischen hatte der Zahnarzt B. in Prien . . .

S. 177. Kapitel Schanzkowsky-Sage. Zweite Zeile von unten. Unter: „meine Aufzeichnungen in der Nachtausgabe“ . . . — sind die Aufzeichnungen der Frau Harriet von Rathlef-Keilmann gemeint.

S. 182. Kapitel Schanzkowsky-Sage. Zweite Zeile von unten: „beschloß ich“ — hier spricht Frau von Rathlef.

S. 194. Erste Zeile von unten. Lies anstatt: denen die Gelegenheit dazu doch geboten gewesen sei . . . — denen die Gelegenheit dazu doch seinerzeit geboten gewesen sei . . .

S. 236 und weiter muß es heißen: Bohnhoeffer anstatt Bonhoeffer.

NAMENVERZEICHNIS

- A., C. C. 230—32.
 Adalbert, Prinz v. Preußen 78.
 Alexander Michailowitsch, Großfürst 187.
 Alexandra, Zarin 48. 54f. 63—67. 69. 72—74. 77f. 81. 85. 90. 93—95. 117. 129. 145f. 161. 170. 173f. 229. 239.
 Alexei, Thronfolger 21. 44. 63f. 67—70. 77f. 83. 90. 94f.
 Andreas, Großfürst 7. 10—12. 154. 160—63. 193—95. 221. 236. 272. 274f.
 Atazkaja 235.
 B., G. 219.
 Babette, Badefrau 151.
 Bachmann, Familie 39.
 Baumgarten, Frll. v. 163. 168.
 Berg, Ludwig, Prof. 26. 42. 51f. 215.
 Bischoff, Prof. 181. 272.
 Bismarck, Fürst Otto v. 135.
 Bobrik, Dr. 209. 211.
 Bonhoeffer, Prof. Dr. 236—42. 258. 260. 264f. 276.
 Botkin, Eugen, Leibarzt 6. 71. 88. 139. 190f.
 Botkin, Gleb 71. 139. 182. 190—93. 196.
 Botkin, S. D. v., Exz. 66. 88. 141.
 Botkin, Tatjana, s. Melnik.
 Brassow, Gräfin 46. 91. 157f.
 Briand, Aristide 81.
 Buchholz, Pflegerin 241.
 Buxhoeveden, Frll. v. 36. 126. 129.
 Bykoff 100.
 Cecilie, Kronprinzessin 24f. 40. 79.
 Chemnitz, Thea 33. 190.
 Conrad, Klavierlehrer 160f.
 Davidow, Oberarzt 211.
 Debagori, M. 139.
 Derewenko, Matrose 54. 68. 102.
 Dimitri Pawlowitsch, Großfürst 158f.
 Eduard Albert, Prinz v. Wales 79.
 Eitel, Theodor, Dr. (u. Frau) 150—53. 256—66.
 Ernst Ludwig, Großherzog v. Hessen 25. 43—49. 52. 79. 91. 127f. 130. 160. 181. 188.
 Ersberg, Kinderfrau 219.
 Feodorow, S. T., Prof. 248.
 Fischer 211.
 G., Masseur 134. 245.
 Gabriel Konstantinowitsch, Prinz 198.
 Gerotta, Dr. 231.
 Gibbs, Mr. 74.
 Gilliard, Frau (d. i. Schura u. Teglewa) 59—61. 74. 82. 101f. 104. 108—13. 115f. 126. 128—30. 138. 218—20.
 Gilliard, Herr 21. 59—61. 64. 67. 72—75. 83. 90. 102—04. 109—11. 113—16. 126. 129f.

- 162f. 175. 181f. 185f. 190.
209f. 218. 244f. 272.
- Gorschkow 202.
- Gregorian, Sarscho 233f.
- Großmann (Massenmörder) 184.
- H., A., Ing.-chem. 209—12.
- H.-H., N. v. 150.
- Hardenberg, Graf 46—49. 98.
- Heinrich, Prinzessin, s. Irene.
- Héroua, Generalleutnant 221.
234.
- Hesse, Generalin 160. 182.
- Hoffmann, General 6. 266—68.
- Iliodor, Mönch 195.
- Irene, Prinzessin Heinrich 23f.
31. 33. 40f. 48. 79. 83. 240. 262.
- J., F. 213.
- J., K., Zollassistent 218.
- Jakimow 202.
- Jelisaweta Feodorowna, Großfürstin 80, 83.
- Jelisaweta Mawrikijewna, Großfürstin Konstantin 80.
- Jelliccek 211.
- Jurowski, Abraham 21. 94f. 202.
232.
- Jussupoff, Felix, Fürst 181f.
K., Familie 38. 69. 180.
- K., Baron v. 20. 24. 156. 178.
180. 184f.
- K., Baronin v. 180.
- Karsawina, Tänzerin 71.
- Katharina I. 84.
- Kerenski 93.
- Klemenz, Vera v. 168—76.
- Knopf, Detektiv 179f.
- Komarow, Sergej Mich. 216—18.
- Konstantin, Großfürst, Familie des ~ 80.
- Kostritzki 164. 276.
- Kotschubey, Barbara 182.
- Kühne, Joachim 47.
- Kulikowsky, Oberst 109.
- Kulikowsky, Frau Oberst, s. Olga Alexandrowna.
- Kyryll, Großfürst 91f. 123.
- L., Hofzahnarzt 164.
- L., Steuerinspektor 214.
- Lavington, F. 165—67.
- Leeds, Mr. 195.
- Leeds, Mrs., s. Xenia Georgijewna.
- Leuchtenberg, Georg, Herzog v. 6f. 14. 142f. 147f. 150. 153—64.
170. 176. 178. 180. 182. 185.
187. 194. 197. 255. 258. 267f.
275. 276.
- Leuchtenberg, Nikolaus v. 159.
- Leuchtenberg, Olga, Herzogin v. 187.
- Leuchtenberg, Prinz 48, 79.
153.
- Lewatnich 203.
- Lucke, Fritz, Dr. 179. 188.
- Malinowsky, Thea, s. Chemnitz, Thea.
- Manteuffel, Baron 78.
- Maria, Tochter des Zaren 21. 64.
69f. 90. 94. 147.
- Maria, Königin v. Rumänien 31.
224.
- Maria Feodorowna, Zarin-Mutter 54. 56. 80f. 87. 105f. 114. 172.
174. 200.

- Maria Pawlowna, Großfürstin
 Wladimir 160.
 Markow II, N. E. 122—24.
 Meller-Zakomelski, Natalie, Ba-
 ronin v. 156.
 Melnik, Tatjana, geb. Botkin
 139—50. 152. 154—56. 159.
 190. 266.
 Michail Alexandrowitsch, Groß-
 fürst 46. 83. 91. 157f.
 Mischkewitsch, Nikolai 225.
 Mischkewitsch, Stanislaw 225f.,
 siehe auch Stanislaw
 Mordwinoff, Oberst 157.
 Mussin-Puschkin, Gräfin 164. 276.
 Nagorny, Matrose 53. 68.
 Neubert, Dr. 246.
 Neumann, H. 165.
 Nikiforow, N. 202.
 Nikolai Nikolajewitsch, Groß-
 fürst 91. 153.
 Nikolaus II., Zar 4. 21f. 44.
 63—68. 70f. 74. 77—79. 85.
 89—95. 145. 168. 171. 269.
 Nobel, Lothar, Dr. 17. 133.
 249—54. 258. 260.
 O., Baron 36. 139. 143f. 147f.
 Obolenskaja, Prinzessin 78.
 Olga, Tochter des Zaren 21. 69f.
 72—74. 90. 95. 146. 159. 169f.
 172. 206. 220.
 Olga Alexandrowna, Großfürstin
 (Frau Oberst Kulikowsky) 36.
 54. 60. 81. 85. 104—09. 111—13.
 115f. 129. 172. 174f. 185. 200.
 Orbeljani, Prinzessin 176.
 Oskar, Prinz v. Preußen 24.
 Osten-Sacken, Baron 66. 88f. 98.
 134.
 Osty, Prof. Dr. 162f. 254f.
 Pastenaci, Kurt 188.
 Peter Nikolajewitsch 76.
 Peuthert, Frau 24. 38f. 180f.
 184. 189f. 227.
 Pjatakow 215.
 Poincaré 81f.
 Przuluski, v. 212.
 Rasputin 69. 85. 117.
 Rathlef-Keilmann, Harriet v. 5.
 9f. 45—49. 125. 127. 155f. 176.
 274f. 276.
 Richard, Agathe 195.
 Rudneff, Sergej Michailowitsch,
 Prof. 17. 58f. 61. 92—110. 112.
 117. 119f. 123. 132f. 245—49.
 258f. 266. 275.
 Rusznowski, v. 212.
 S., Rittmeister 20.
 S., Dr. 19. 26.
 Saathoff, Dr. 153f. 256—58.
 Sablin, N. W. 109f. 229f.
 Sanotti, Kammerfrau 220.
 Sawitsch 120f. 123f.
 Sch., Frau 185.
 Schanzkowsky-Affäre 7. 151. 153.
 157. 177—90. 267. 272. 276.
 Schanzkowsky, Felix 183.
 Schilling, Admiral 218.
 Schneider, Frä. (Tante Trina) 74.
 Schorow, Alexejew 227.
 Schura, s. Gilliard, Frau.
 Schwabe 36.
 Schwarzer, Redakteur 179.
 Slokasow, Gebr. 225.

- Smith, Amy 50. 98.
 Sokolow 201. 219—21. 225.
 Soldatenkow 229f.
 Sp., G., Frl. 110. 118. 123. 134.
 232.
 Spengruber, Fritz, Rechtsanwalt
 187f.
 Spiridowitsch, A., General 123.
 Stana Nikolajewna, Großfürstin
 79.
 Stanislaw (Vorname) 230—32.
 Starinkewitsch 202.
 Strachey 135.
 Strojan, A., Kommissar 134. 232.
 Tatjana, Tochter des Zaren 4.
 21. 64. 69—71. 83. 90. 169.
 206. 220. 248.
 Tatitschtschew 53.
 Teglewa, s. Gilliard, Frau.
 Titkin 233.
 Tjutschewa, Frl. 175.
 Tolstoi, Frau 36. 223.
 Tolstoi, Leo 135.
 Toytot, Emanuel de 163. 255.
 Tschaikowski, Familie 98—100.
 Tschaikowski, Alexander 2f. 22f.
 30—32. 66. 97—100. 203. 221
 bis 225. 262.
 — dessen Bruder (Sergc) 3. 23.
 30. 32. 98f. 227.
 Tschaikowski, Oberst 224.
 Tschaikowski (Verwandte des
 Komponisten) 224.
 Tschokolow 228f, 234—36.
 Unruh, Familie v. 46.
 Urwanzow, Leo Nik. 89. 118.
 121. 124.
 Viktoria Luise, Herzogin v. Braun-
 schweig 50.
 W., K., Kaufmann 213f.
 Wachowiak, Marie 241.
 Waldemar, Prinz 50. 56.
 Wasserschleben, Frl. 153. 157.
 160. 188. 257. 276.
 Wiasemski, Fürst 158.
 Wilhelm II., Kaiser 67.
 Wilhelm, Kronprinz 78f.
 Wingender, Frl. 178f. 181. 183
 bis 185.
 Wischnewskaja 102.
 Wischnezskaja 102.
 Wissor, Olga 216.
 Wladimirescu 224.
 Wleskow 228.
 Wolkow, Kammerdiener 50—55.
 57. 182. 104.
 Wyrubowa, Anja 47f. 83. 129.
 204.
 Xenia Alexandrowna, Großfürstin
 229. 269.
 Xenia Georgijewna, Prinzessin
 (Mrs. Leeds) 1. 7. 193—98. 270.
 Zahle, Herluf, Exz. 11. 17f. 28.
 49—53. 55—57. 59. 86. 90. 97.
 102—05. 112f. 119. 138. 148.
 154. 178. 182. 185. 200. 220f.
 233. 245. 275.
 Zahle, Lillian 17. 28. 154. 257.